DAS WORT

LITERARISCHE MONATSSCHRIFT

Redaktion:
Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel

Heft 11 November 1938

VERLAG MESHDUNARODNAJA KNIGA MOSKAU

INHALT

Prosa und Lyrik:
Hermann Kesten: Die Kinder von Gernika 3
Peter Kast: Der Birnbaum 22
Johannes Wüsten: Drei Nächte des Jan Bockelson 45
Alfred Wolfenstein: Verlaine und Rimbaud in Stuttgart 62
Klara Blum: auf jüdischer Erde 69

Übersetzungen:
L. Kwitko: Dichtungen 73

Kulturerbe:
Johann Nepomuk Nestroy 77

Essay:
Arnold Zweig: Fünfundzwanzig Jahre SDS 89
Alfred Kurella: Freie deutsche Jugend 93

Bildende Kunst:
Heinrich Vogeler: Paula Modersohn-Becker 115

Kritik:
K. K. R.: Die Sterbestunden Österreichs 129
F. C. Weiskopf: Deutsch-tschechische Akkorde 130
Bernhard Ziegler: Wiedererweckte Tage 132
Victor Röbig: Zwei Schulen: 134

Satire:
B. Dolf: Der „Saujud" 138

An den Rand geschrieben:
I. F.: Ein Flugblatt aus München 142
Herwarth Walden: Braunes Allerlei 143
H. Berg: Jatrosophie für Hineinlauscher 147
B.—N.: Braune Psychopolitik 148
Georg Sturm: Die lichten Höhen der Heilkunst 148
Manfred Georg: Ein Drittel der Nation 149
H. B.: Was man vom Film verlangt 150
C. B.: Theater der armen Leute 151
Hans Berliner: Braune Kulturschau 151
Kurt Baumann: Sein Gesamtkunstwerk 153
A. B.: Nazi-Argumentation 154
Rudolf Müller: Kopfrechnen schwach 155
A.: Gulliver über die Ursachen der Kriege 156
F. E.: Sowjetische Verlegersorgen 157
Zu unsern Beiträgen 157

Antifaschistische Publizistik — August 1938 158

DIE KINDER VON GERNIKA

Ein Kapitel aus dem gleichnamigen Roman

von

Hermann Kesten

Da geschah die Zerstörung der Stadt Durango aus der Luft. Kennen Sie Durango? Es war ein so hübsches Städtchen, mit den weißen Häusern, mit den weiten Alleen von Tamarinden, mit den alten Kapellen, mit den friedlichen zehntausend Einwohnern und paar tausend Flüchtlingen, es lag ganz nahe bei Gernika. Durango hatte einen alten Markt wie Gernika und verlief ebenso in den Feldern. Die meisten Männer waren im Krieg. Am 31. März 1937 war unser Vater nach Durango hinübergefahren. Er liebte es nicht mehr, nach Bilbao zu reisen, und wir zitterten alle zu sehr; denn die Flieger bombardierten alle Tage Bilbao. Da hörte er, daß ein Apotheker zu Durango zwei Söhne habe, beide Apotheker, der ältere sollte die Apotheke in Durango fortführen, für den jüngeren Sohn sollte eine andere Apotheke gesucht werden. Zu diesem Apotheker in Durango fuhr unser Vater, um ihm unsere Apotheke anzubieten. Der Apotheker von Durango sollte ein reicher Mann sein, seine Apotheke blühte. Am Morgen fuhr unser Vater hin, am Abend kehrte er verwandelt heim. Noch ehe er kam, hatten wir erfahren, in der gewohnten Eile des Unglücks, daß „Los Aviones Alemanes" Durango bombardiert hätten, die tranvias, wie die schweren Bombenflugzeuge hießen, und die pajaritos, die Trambahnen und die Vögelchen. Wie jubelten wir alle, als wir den Vater heil aus Durango heimkehren sahen. Ganz stieg er aus seinem alten Ford! Wie hatten wir schon um sein Leben gezittert! Wie glücklich warfen wir uns ihm an die Brust und umklammerten seine Beine und fühlten seine Hände, so warm, so lebendig!

„Ihr wißt"? fragte er ohne Erstaunen.

„Was für ein Unglück!" antworteten wir.

„Erzähle!" bat Onkel Pablo.

„So sprich", flehte die Mutter. „Du bist heil und ganz?" schrie sie.

„Ja", sagte er und machte sich los. Aber seine Blicke so fremd, seine Gesten so zerbrochen als wäre ein anderer heimgekehrt! Aber er war es doch, unser Vater!

„Vater!" schrien wir.

„Es ist gut", sagte er müd.

Am Abend, bei Tisch, da keiner von uns aß, weil die Stadt voll schrecklicher Gerüchte war, hielten wir es nicht mehr aus.

„So rede, Vater! Erzähle!"

„Was?" fragte er und starrte an uns vorbei. Seine Worte holte er so furchtsam hervor, als hätte er sie gestohlen. Als er nach Durango kam, die zerstörten Kirchen, die gespaltenen Häuser, die toten Kinder ohne Gesicht, die einzelnen Arme, die tranchierten Köpfe wie Puppenköpfe, wo das Werg hervorkommt, und das Kind weint: Kaputt!, da fuhr er zur Apotheke und hörte, der Apotheker war tot, sein älterer Sohn, der die Apotheke in Durango erben sollte, war tot, auch der jüngere, dem der Vater unsere Apotheke zugedacht hatte, lag tot; zerstückelt waren sie alle drei. Während sie die Messe hörten, hatte eine Fliegerbombe sie zerrissen. Da der Vater nun einmal mit ihnen verabredet war, ging er auf den Friedhof, um sie denn dort aufzusuchen und ein Gebet für ihre armen Seelen zu sprechen. Da lagen die Toten in Reihen. Gut, dachte der Vater, Bruder Pablo hat recht. Gott gibt nicht nach Gerechtigkeit; da lag eine halbe Nonne, dort lag ein Viertel von einem kleinen Kind. Im Schlachthaus ginge es sauberer zu. Wie er schließlich über den Markt geht, um heimzufahren, kommt der zweite Flugüberfall. Der Vater lief mit Fremden in irgendeinen Keller. Der Lärm draußen, das Geheul innen, die Kinder auf der Erde, die plötzliche Finsternis. Als er herauskam, den alten Ford unversehrt wiederfand und an der leeren Apotheke vorbeifahren wollte, um noch einen Blick auf die Stätte zu werfen, wo er Käufer gesucht und Tote gefunden hatte, gab es auch die Apotheke nicht mehr. Da war Schutt, Rauch, Feuer, und zwischen hundert Trümmern saß der Tod. Vor der Türe lag der Haushund und streckte in der Sonne alle Viere von sich, der lebte noch, mit dem offenen Bauch, aus dem die Därme hingen. Schlimm, dachte der Vater und fuhr heim, und spähte schon von ferne, erzählte er, aber da sah er unser Haus intakt, es stand noch fest. Da ging er in seine Apotheke, ein wohlerhaltenes Verkaufsobjekt, nur wo fand er Käufer?

„Da sitzen wir also noch um den Tisch", sagte er, „Achtung! Tönt die Glocke noch nicht die Ankunft der mordenden Flieger? Haben wir eine Galgenfrist? Mañana? Morgen?"

Damals begann das wahre Unglück in unserer Familie. Es hat nicht aufgehört seitdem. Wann hört Unglück auf?

Zu Guadalajara geschlagen, wollten die Rebellen in Bilbao Siege feiern! Gernika baute Luftschutzkeller. Hastig grub man Erdhöhlen, häufte Sandsäcke, malte da und dort mit schönen Buchstaben: „Luftschutz!" Hastig lebten wir zwischen den haftenden Gerüchen der Apotheke.

Die Leute von Gernika beruhigten sich bald. Laß die Erde zu neun Zehnteln versinken, die Überlebenden werden sich bald beruhigen. Die Menschen gehn wie Schlafende durch die Welt. Gibt es nichts, um sie aufzuwecken?

Stieg man auf einen Hügel, sah man in der Ferne immer mehr Pinienwälder brennen. Man hörte den Donner der schweren Geschütze. Aber noch flog nicht der geflügelte Tod über Gernika. Die Leute von Gernika vergaßen ihren Schrecken und gingen in den Club oder die Fabrik und kauften Salben oder Pulver gegen winzige Schmerzen.

Und dann kam jener blaue, blutige Montag. Haben Sie das Datum behalten? Es geschah den sechsundzwanzigsten April, neunzehnhundertsiebenunddrei-

ßig Jahre nach Christi Geburt. Sehen Sie, und noch gibt es fromme Christen! Und sie schauen den Greuel und hören ihn. Heute senden die Zeitungen Augenzeugen auf die Felder des Krieges, Augenzeugen mit Photoapparaten und Schreibmaschinen. Manche bezeugen die Lüge und manche die Wahrheit. Aber die Lüge hilft den Menschen nicht. Und die Wahrheit rettet keinen. Denn da liegen die Toten herum mit entstellten Gesichtern und zeugen, ihre Mörder waren ihre Richter. Da liegen lauter Unschuldige, kalt geschlachtete Opfer. Aber die großen Opferer sitzen in tausend Meilen Entfernung und sagen am Radio: Wie groß bin ich! Und töten Kinder, in fremden Ländern, aus der Luft. Kämen sie doch, diese führenden Aasgeier auf Kanzlersesseln, kämen sie doch wie eiserne Sturmvögel herübergeflogen und setzten sich über dem Feld nieder, wo Gernika stand, und wetzten die krummen Schnäbel und hackten das Fleisch der Opfer! Da, friß das Fleisch meines Brüderchens Ghil, er war sieben Jahre alt, und sein Fleisch schmeckt nach Unschuld und sein Blut nach Fülle des reinen Lebens! Da schlagen sie ihre Fänge in das Herz des besten Menschen der Welt. Es war meines Vaters Herz! Ausländische Buben kommen geflogen — zur Hilfe der heimischen Mörder — aus fernen Ländern geflogen, und werfen Bomben auf meinen Bruder Ghil! O wie zärtlich er lächelte, mit siebenjähriger Weltlust! Und sie zerrissen ihn! Und sie zerrissen meine Brüder Eugenio und Bartolommeo, meine Schwester Innozentia, und meinen Vater. Ach! Er war ein so guter Vater! Und ich wollte nach ihm nicht länger leben, wenn ich nicht die Aufgabe hätte, groß zu werden und ein Richter zu sein über die Schlächter Gernikas. Und ich will das Urteil sprechen über jene, die den Mord brauen, über jene, die den Mord üben, über die falschen Zeugen, und über alle Gleichgültigen in der Welt. Die ihren Schrecken abschütteln wie Wasser und denken: Was geht es mich an?

Als unser Vater an jenem Montag in aller Frühe schon nach Bilbao gefahren war, zitterten wir Kinder, als ahnten wir, daß bald das Ende da war. Die Tage zuvor hatte unser Vater mit Onkel Pablo leise, böse Worte gewechselt. „Es muß sein!" hatte unser Vater wiederholt.

Aber Onkel Pablo lachte höhnisch.

„Hilf mir doch", bat der Vater. „Habe Mitleid mit meinen Kindern!"

„Das habe ich", erklärte der Onkel, „darum rufe ich den Gerichtsvollzieher, wenn du morgen nach Bilbao fährst."

„Das wirst du nicht tun", sagte der Vater und hob die Hand, als wollte er seinen Bruder schlagen.

„Und ich tue es!" schrie Onkel Pablo.

Nun war der Vater nach Bilbao gefahren. Und Onkel Pablo hatte gleichfalls das Haus verlassen. „Wohin gehst du?" fragte ihn die Mutter.

„Zum Gericht", anwortete er, schon an der Tür.

„Pablo!" rief sie.

„Pia", rief er, „es muß sein!" Damit ging er.

Und die Mutter setzte sich ans Fenster auf einen hölzernen Stuhl und begann zu weinen. Da liefen wir Kinder wie verkauft im Haus herum. Endlich ver-

sammelten wir uns. Wir sahen uns an und fühlten Haß und Furcht, einer vor dem andern, wie nie zuvor. Wir sahen unsere bösen Gefühle auf unseren nackten Gesichtern. Eugenio begann endlich zu reden.
„Da seht ihr", fing er an und verstummte.
„Was?" fragten wir aufgeregt. Eugenio schwieg.
„Man müßte", fing Modesta an.
„Ja?" fragten wir zweifelnd, „ja?"
Aber sie wollte nichts weiter sagen. Da gingen wir alle in die Apotheke hinunter, zu unserm alten Freund Soces. Er würde alles wissen. Er war die vergangene Woche zweimal mit dem Vater nach Bilbao gefahren. Beide hatten verschwiegen, was sie in der großen Stadt suchten. Da Soces uns alle ankommen sah, wußte er schon, was wir von ihm wollten.
„Don Wenzeslao", sagte feierlich Innozentia. „du mußt es uns sagen."
Soces seufzte tief. „Euer Vater liebt euch. Darum fuhren wir nach Bilbao."
Er habe einen Onkel, erzählte Soces. Das sei ein Geldleiher. Zu ihm führte er unsern Vater. Der Onkel sei bald achtzig Jahre alt und sehr vergnügt. Er lebe allein in einem finstern alten Haus in Bilbao, mit einer schwerhörigen Magd und einem blinden Diener. Die Magd und der Diener seien schon mehr als vierzig Jahre im Haus und haßten einander auf den Tod. Denn der Alte hatte jeden zum Aufpasser des andern bestellt. Der Magd sagte er, der Diener sei ein Dieb, du allein bist treu. Und ebenso sprach er zum Diener: Die Magd bestiehlt mich. Wenn ich nicht dich hätte! Das Haus war voll von Gerümpel. Da hingen Bilder, die fünf Peseten wert waren, neben Bildern von fünfzigtausend Peseten Wert! Da gab es Truhen mit Juwelen und Kassetten aus Zink, Pelze aus Astrachan und Kleider aus einem Trödelladen, kostbare chinesische Vasen neben Glasperlen aus Gablonz, einen fürstlichen Weinkeller und verschimmeltes Brot im Haus. Der Alte empfing unsern Soces wie einen kleinen Jungen, wie er ihn vor vierzig oder fünfundvierzig Jahren empfangen hatte; gerade daß er ihn nicht nach seinen Schulaufgaben fragte! Er hörte die Bitte unseres Vaters um ein Darlehen auf die Apotheke mit großem Ernst an. Dann rief er, etwa eine Viertelstunde lang vergeblich nach dem Blinden. Endlich kam die taube Magd, zufällig. Sie brachte auf Geheiß des Alten ein großes Tintenfaß mit einem schimmligen Rest von Tinte, einen Federhalter mit abgenagter Spitze und einer Feder, die beim Schreiben kratzte und Tinte hustete, und ein vergilbtes Blatt Papier, wie sich herausstellte, ein herausgerissenes Kalenderblatt aus dem Jahre 1898.
„Was tun Sie da, Onkel?" fragte Soces respektvoll den Alten, als der sich ächzend vor den Schreibtisch setzte.
„Dummkopf", antwortete der Greis. „Ich lege den Akt an."
Darauf begann er, unsern Vater auszufragen, als sei der Vater ein Mörder. Mit dem impotenten Scharfblick eines Untersuchungsrichters fragte er kunterbunt nach der Jugend unseres Vaters, nach seinen Freunden, nach seinen Plänen, nach seinen Ausgaben und wurde nach jeder neuen Antwort des Vaters immer vergnügter. „Das wird ein großartiger Akt!" wisperte der Alte zu Soces.

„Gut", sagte Soces, „aber das Darlehen?"
Da ward der Alte verdrießlich. Er warf den Federhalter auf den Tisch und schlug mit der verknöcherten Greisenhand auf das Kalenderblatt aus dem Jahre 1898. „Geld!" schrie er mit einer hohen Papageienstimme. „Immer Geld! Immer eilig! Das muß erst erwogen werden! Das bedarf Zeit! Die jungen Leute! Da tänzeln sie herbei und wollen nur immer Geld, für Abenteuer, für Liebschaften, für ausgehaltene Tänzerinnen! He?" fragte er plötzlich unsern Vater. „Und Sie, junger Mensch? Halten Sie eine Tänzerin aus?"
„Ich"? fragte unser Vater betroffen. „Eine Tänzerin? Wieso?"
„Also nicht?" fragte lauernd der Greis.
„Nein", sagte der Vater.
„Wofür brauchen Sie dann Geld?" fragte der Greis.
Der Vater erklärte es ihm.
„Sonderbar", sagte der Greis. „Sie sind also ein Politiker?"
„Nein", sagte der Vater.
„Warum laufen Sie dann fort?" fragte der Greis.
„Die Bomben!" sagte Soces.
„Aber die gelten doch nicht euch?" fragte der Greis. Er schien verdrießlich oder müde zu werden. „Kommt morgen nochmals!" befahl er.
Am andern Tag waren Soces und der Vater wieder nach Bilbao gefahren. Zuerst hatten sie sich nicht zu dem Greis getraut. Also waren sie in ein Kaffeehaus gegangen, wo Häusermakler und Immobilienagenten verkehrten. Aber da war es auch nicht besser. Die Händler kannten unsern Vater schon. Sie hießen ihn den „verrückten Pillendreher", weil er mitten im Bürgerkrieg und kurz vor Bombardements ein Haus und eine Apotheke verkaufen wollte, ohne die bestehenden Notgesetze brechen zu wollen. Da gab es Agenten, die sich einen Spaß daraus machten, unsern Vater ernsthaft zu frozzeln. Soces sagte, unser Vater hätte Sinn für Humor, aber ein Käufer wäre ihm lieber gewesen. Es gab seit der Zerstörung Durangos gar keinen Preis mehr für Häuser. Die Makler spielten Karten, soweit sie nicht an der Front waren. Es war aussichtslos, hier einen Käufer zu finden.
So gingen der Vater und Soces wieder zu dem Onkel unseres Provisors. Der Greis war noch vergnügter als den vorigen Tag. Die taube Magd und der blinde Diener kamen auch sogleich mit den Gästen ins Zimmer. Der Blinde lächelte, die Taube schrie. Gemeinsam gingen sie in den Keller und brachten eine staubige Flasche Wein und fünf Gläser. Der Greis schenkte dem Vater voll ein, seinem Neffen Soces zur Hälfte, der tauben Magd und dem blinden Diener füllte er nur ein Viertel des Glases und in sein eigenes schüttete er nur einen Fingerhut voll, ein paar winzige Tropfen. „Man muß sparen", erklärte er, und schlürfte seine Portion tropfenweise. „Trinkt, Kinder, trinkt!" bat er. „Es ist euch gegönnt! Hast du auch vom Guten genommen?" fragte er strenge den Blinden.
Die Taube antwortete irgendeine Antwort auf irgendeine Frage vom vorigen Jahr. Der Greis war es zufrieden. Die paar Tropfen schienen ihn berauscht zu haben. Er erzählte Geschichten aus seiner Jugend, sie waren ohne Sinn

oder sehr traurig, aber der Greis lachte wie über lauter Possen. Schließlich schloß er die Augen, als wollte er schlafen. „Geht, geht, Kinder!“ befahl er. „Es ist Zeit.“

„Und das Darlehen?“ fragte Soces.

„Heut ist es zu spät“, antwortete der Greis, ohne die Augen zu öffnen. Mit geschlossenen Lidern sah er wie eine Mumie aus.

„Aber wir sind eilig“, erklärte sein Neffe.

„Ich weiß“, gestand der Greis. „Ich habe mehr Bürgerkriege gesehen. Wenn man sich nicht beeilt, ist er über Nacht zu Ende. Kommt morgen! Der Akt ist beraten. Die Verträge und Quittungen liegen bereit. Euer Gesuch ist bewilligt.“

„Geht es nicht heute?“ fragte dringlich Soces.

„Du meinst, weil ich im Rausch bin?“ fragte nun, die Augen öffnend, mit schlauem Lächeln der Greis. „Dummkopf! Morgen bekommt ihr Wasser vorgesetzt!“

Und er stand vom Sessel auf und schob den Neffen und unsern Vater wie Schulkinder zur Stube hinaus. An der Tür erklärte er plötzlich dem Neffen: „Morgen laß deinen Prinzipal allein kommen. Das erleichtert alles. Auch versäumst du zu viel Zeit mit den vielen Reisen.“

„Wie du willst, Onkel!“ sagte Soces.

„Willst du nicht heiraten?“ fragte der Greis plötzlich den Neffen. An der Tür schien er wieder ganz plauderhaft zu werden.

Soces gestand, er wolle nicht heiraten.

„Haben Sie eine Tochter?“ fragte er den Vater.

„Zwei Töchter“, erklärte der Vater, „von zwölf und siebzehn Jahren.“

„Und du willst nicht heiraten, Wenzeslao?“ fragte der Greis.

„Nein“, sagte Soces. „Es ist zu spät.“

„Um so besser!“ erklärte der Greis und schloß ihnen die Türe vor der Nase zu. Durch die Tür schrie er noch: „Kommen Sie morgen allein, Señor Espinosa! Und recht frühe! Recht frühe!“

Das war am Sonntag. Der Vater hatte darauf in Gernika mit Onkel Pablo gesprochen und ihn nochmals gebeten, zu einem Verkauf seine Unterschrift zu geben. Da Onkel Pablo es abgelehnt hatte, erklärte ihm der Vater, also werde er einfach an Soces und dessen Onkel die Apotheke samt dem Haus für vierzig Jahre verpachten. Dazu brauche er des Bruders Unterschrift nicht. Da drohte Onkel Pablo, er werde dann den Gerichtsvollzieher rufen und ihn die Apotheke und das Haus versiegeln lassen, um sein Eigentum zu schützen.

„Alles gehört mir!“ hatte Onkel Pablo geschrien. „Begreifst du es endlich? Wir sind im Krieg, Bruder! Und ich habe gewonnen!“

„Laß sehn!“ sagte der Vater. „Laß sehn!“

Nun war er also nach Bilbao gefahren, zum Onkel von Soces, dem er schon am ersten Tag alle Schwierigkeiten, und des Bruders Pablo Weigerung besonders, offen dargelegt und den Pachtvertrag vorgeschlagen hatte. Und Onkel Pablo war zum Gericht gelaufen!

Soweit erzählte uns Soces. „Wird dein Onkel uns Geld leihen?“ fragte Modesta.
„Vielleicht“, antwortete Soces achselzuckend.
Und da kam schon der Onkel Pablo zurück, mit einem Herrn vom Gericht. Und der Beamte setzte sich in die Apotheke und wartete, als wollte er bei uns den jüngsten Tag abwarten. Der Onkel lächelte uns zu, aber wir wichen vor ihm wie vor einem Räudigen zurück, bis an die Wand. Da lachte er laut und ging die Treppe hinauf, zu unserer Mutter. Und wir Kinder gingen in den Garten und warteten und saßen im Haus und warteten, und da die Stunde des Mittagessens kam, setzten wir uns um den Tisch und warteten auf den Vater. Und die Mutter und Onkel Pablo sprachen zueinander in verdeckten Worten und dachten, wir verstünden sie nicht. Und wir liefen auf den Balkon, und Ghil entdeckte den Vater, auf einem Pferd statt im Ford, und wir liefen ins Speisezimmer und Vater trat ein und zeigte uns die leeren Hände, und Onkel Pablo lachte schamlos und rief: „Du kommst gerade recht. Pia, die Suppe!“
Die Mutter teilte sie aus. Es war drei Uhr nachmittags.
„Kamst du durch die Apotheke?“ fragte Onkel Pablo. „Die Bauern warten schon auf dich. Und der Gerichtsvollzieher wartet.“
„Es ist umsonst“, antwortete der Vater.
„Darf ich ihn also fortschicken?“ fragte Pablo.
„Wozu?“ fragte der Vater. „Es war alles umsonst. So habe ich also das Auto in Bilbao verkauft.“
„Kamst du zu Fuß?“ fragte die Mutter.
„Ich mietete ein Pferd. Ich bekam wenig Geld für den Wagen, obwohl viele fliehen wollen. Aber Soces rettete uns. Er hat tausend Peseten in Gold. Es sind seine Ersparnisse. Er geht mit uns.“
„Wohin?“ fragte die Mutter. „Was hast du vor? Antonio! Was hast du vor?“
„Es ist alles bereit“, sagte der Vater. „Heute nacht. Ein Motorboot wartet schon außerhalb von Gernika.“
„Ein Motorboot?“ fragte Onkel Pablo.
„Ja“, sagte der Vater. „Wir sind elf Personen und zwei Schiffer. Wir werden heimlich landen, bei Guethary, dann fahren wir mit einem Taxi nach Biarritz.“
„Elf Personen in einem Taxi?“ fragte Onkel Pablo.
„Du hast recht“, sagte der Vater, „wir werden zwei nehmen müssen.“
„Und in Biarritz wirst du im Kasino spielen und gewinnen?“ fragte Onkel Pablo.
„Wir werden leben“, antwortete der Vater, „und Gott wird uns helfen.“
„In einem Boot“, fragte die Mutter, „in einem Boot sollen dreizehn Menschen über die stürmende Biskaya fahren, bei Nacht, ohne Lichter? Antonio, das ist der Tod. Da suchst du ihm seit Monaten zu entrinnen, da kehrst du das Oberste zu unterst, da zerreißest du alle Bande der Familie, da zerstörst du die süße, gewohnte Ruhe unseres Hauses. Wie kann man nur sein Leben so schamlos lieben? Du liebst die Menschen? Du liebst sie nur, weil sie leben.

Aus lauter Lebenslust willst du nun dreizehn Menschen in den sichern Tod führen? Um nicht vielleicht von Bomben getroffen zu werden, wobei es doch unwahrscheinlich ist, daß wir alle dreizehn zugleich getroffen werden, willst du uns lieber alle dreizehn ersaufen lassen, deinen neuen Retter Soces, deinen Bruder Pablo, deine sieben Kinder, dich, die beiden Schiffer und mich, deine Frau? Bist du noch bei Sinnen, Antonio?"

Unser Vater hörte schweigend zu, anscheinend viel ruhiger, als wir es uns je gedacht hätten.

Kaum hatte die Mutter geendet, da fragte Onkel Pablo: „Kann ich also den Herrn vom Gericht fortsenden?"

„Sind die Richter schon da?" fragte der Vater wie von Sinnen.

Onkel Pablo rang die Hände.

„So haben wir keine Zeit mehr", erwiderte der Vater und erhob sich. „Wohin gehst du, Antonio?" Die Mutter war aufgesprungen und hielt den Vater am Arm fest, als wollte sie ihn verhaften. „Antonio!" schrie die Mutter. „Was hast du? Wie siehst du aus? Dir ist nicht gut? Trink einen Schluck Wein! Gebt dem Vater ein Glas, so gebt doch!"

Wir Kinder sprangen auf, Innozentia verschüttete ihr Glas, der rote Wein verfleckte das weiße Tischtuch, José reichte sein Glas der Mutter, die es dem Vater an die Lippen hielt. Gehorsam trank er einen Schluck.

„Mir ist gut", sagte er. „Mir ist ganz gut. Ich will nur Soces fortschicken, wir müssen sogleich fliehn. Wer kann noch die Nacht abwarten? Macht euch fertig, Kinder. Nehmt eure Mäntel! Und du, Pia, vergiß deinen Schmuck nicht. Wer weiß, so braucht man ihn vielleicht? Pablo, so beeile dich. Der arme Soces! Was habt ihr alle ausgestanden? Aber Kinder jetzt weiß ich es: wir lebten alle in der Hölle. Aber genug! Macht fertig!"

„Antonio!" rief die Mutter ängstlich beschwörend. „So wache doch auf!"

„Ich bin wach!"

„Wohin willst du?"

„Fort! Fliehn! Nach Frankreich — zuerst!"

„Keiner folgt dir!"

„Was?" fragte der Vater und sah sich um, als suche er etwas, die Mutter zog einen Stuhl heran, da setzte sich der Vater. „Was?" fragte er. „Wenn ich euch befehle. . ."

„Und wenn du mich töten wolltest", schrie die Mutter. „Ich gehe nicht nach Frankreich!"

„Nicht nach Frankreich? Ja, wohin wollen wir dann?"

„Ich gehe nirgendshin. Ich bleibe!"

„Pia? Wenn ich gehe, bleibst du?"

„Ja! Ja! Weil du gehst, bleibe ich. Ich kann nicht mehr mit dir leben!" Das sagte meine Mutter. „Ich kann deine Stimme nicht mehr hören. Vielleicht hast du recht. Aber ich will nicht mehr, daß du recht hast. Vielleicht sind solche Menschen wie du schuld, daß es einen Fetzen Gerechtigkeit und Menschenliebe auf Erden gibt, aber dann ist mir deine Erde widerwärtig; ich kann das Haus nicht mehr teilen mit einem Frommen, wie du es bist. Ich

kann in deinem Bett nicht mehr schlafen. Und ich kann deine Stimme nicht mehr hören. Und nicht nur ich bleibe, weil du gehst, auch dein Bruder Pablo bleibt."

„So lange ich lebe", rief er. „Ich schwöre es. Hier bleibe ich."

Meine Mutter schrie: „Und auch deine Kinder wollen nicht mit dir gehen! Sie wollen nicht betteln und in der Fremde umkommen! Sie wollen nicht im Meer ertrinken und in den Netzen unserer Sardinenfischer heraufgefischt werden. Zwischen Vater und Mutter wählen sie mich! Zwischen Heimat und Exil wählen sie die Heimat. Noch dem Onkel glauben sie mehr als dir. Deine Kinder lieben dich, wie eine Frau einen Engel liebt. Wenn es darauf ankommt, ist ihr der nächste Matrose lieber. Frage doch deine Kinder, ob sie mit dir fliehen wollen? Frage sie doch! Alle lassen wir dich allein, alle verlassen wir dich. So fliehe! Miete Motorboote! Verrate deine ganze Familie! Löse deine Existenz auf! Zittre vor eingebildeten Gefahren und renne in wirklichen Untergang! Aber am Ende ist alles nur Gerede? Wie du vor zwanzig Jahren schworst, ein Arzt zu werden? Und was bist du geworden? Ein Dorfapotheker! Seit zwanzig Jahren führst du die großen Worte im Mund, und dein Leben war exemplarisch. Und jetzt? Was blieb? Furcht und Verwirrung!"

„Ist es wahr, meine Kinder", fragte der Vater, „ihr wollt Gernika nicht verlassen? Ihr wollt mir nicht folgen?"

Und sehen Sie, Herr, da geschah das Furchtbare. Da schwiegen wir Kinder. Alle sieben schwiegen wir. Es schwiegen Innozentia und José, und sie standen da wie Ankläger. Ghil der Zärtliche und Modesta die Beredte saßen da und blickten stumm zu Boden. Bartolommeo aber und Eugenio blickten auf mich. Und ich, o Herr, ich schwieg.

Da legte der Vater die Hände vors Gesicht und weinte.

Und die Mutter rief: „Antonio! So nimm es dir doch nicht zum Herzen! Antonio! Du bist noch jung. So verzweifle doch nicht, Antonio! Ich wollte ja bei dir bleiben. Aber ich kann nicht! Ich redete mir vor, Nacht für Nacht, wenn ich neben dir lag: Ich liebe Antonio. Ich liebe ihn. Aber es war gelogen. Ich hätte dich nicht heiraten sollen, Antonio. Hörst du? Ich hätte Pablo treu bleiben sollen, hörst du?"

Aber der Vater schluchzte lauter, und wir Kinder standen verzweifelt von ferne, und ich spürte in mir die brennende Scham und die ungeheuerste, süßeste Liebe zum Vater, und ich wollte vor ihm knien und sagen, Vater, ich gehe mit dir, aber ich brachte es nicht zuwege.

Onkel Pablo aber saß am Tisch und stützte beide Ellenbogen auf und lachte wie über eine ellenlange Posse.

Da traten Soces und der Gerichtsbeamte ein.

„Was gibt es?" fragte Onkel Pablo.

„Der Señor fragt, wie lange er noch warten muß?"

„So ist es", bestätigte der Mann vom Gericht.

„Soces", sagte der Vater und nahm die Hände von seinem Gesicht fort und da sahen wir sein liebes, gutes, edles Gesicht ganz zerwaschen von Tränen,

ganz aufgeweicht und so kindlich. „Soces", sagte er, „sie lassen mich alle allein. Keiner will mir folgen!"

„Ich, Herr, ich folge Ihnen. Wenn sie wollen, Herr?"

Da spürte ich endlich die Kraft, zu ihm zu gehn und ihm zu sagen, daß alles nicht wahr sei, daß auch wir Kinder alle mit ihm gehen wollten, wohin nur immer, und bis ans Ende der Welt, wir Kinder alle, oder die meisten wenigstens, Ghil doch sicher und Innozentia, seine beiden Lieblinge, und ich, Carlos, ich auf jeden Fall und immer, und ich war selig in diesem Moment und trat schon hin zu ihm und sagte schon: „Vater. . .!"

Ach! Ich glaube nicht, daß er es noch gehört hat. Und hörte er es, so merkte er nicht mehr darauf. Denn in dieser Minute begannen die Glocken zu läuten. den Fliegeralarm. Und der Herr vom Gericht rief: „Zu Hilfe! Da kommen die Deutschen!"

Und wir standen alle still, wie verzaubert im Zimmer, lange Zeit, bis die ersten Bomben fielen, da rannten wir alle die Treppen hinunter, in den Keller. Der Vater hatte es gerufen: „In den Keller!"

„In den Keller!" schrien wir Kinder und rannten. Onkel Pablo rannte voraus, mit komischen Sprüngen und Hand in Hand mit der Mutter. Die Alarmglocke, die immerfort bimmelte, und die krachenden Bomben schienen uns die Treppen nachzulaufen. Die schwere Glocke war uns dicht auf den Fersen. In der Mitte des Kellers, neben einem Gurkenfaß, standen Soces und der Gerichtsbeamte. Der schrie, er müsse hinauf, um seine Aktentasche zu suchen. Sie liege in der Apotheke, er wisse den Ort. Aber er wich nicht von der Stelle. Und als eine Bombe ganze nahe einschlug, fiel er auf die Knie. Soces hielt eine Kerze und Streichhölzer in den Händen. Dreimal zündete er die Kerze an. Dreimal blies sie der Gerichtsbeamte aus. Der Vater hielt unsern Ghil auf dem Arm und Innozentia wie ein kleines Mädchen bei der Hand. Ghil lachte. Innozentia weinte. Eugenio und Bartolommeo hielten sich an den Schultern beide. Die Mutter lehnte an der Wand, Hand in Hand mit Onkel Pablo. Vater sagte in einemfort: „Kinderchen, seid still! Kinderchen, seid still!"

Ich stand ganz allein, und denken Sie, es war ein glücklicher Moment, da stand sie noch beisammen, meine ganze Familie. Unten hatte ich gar keine Furcht. Die kam später, viel später, in den Nächten, und im Traum, und in den Straßen von Paris, mitten unter den vielen lachenden, gehenden, redenden Menschen.

Das klingelt mir ewig im Ohr: „Kinderchen, seid still!" Dann schlug es uns um. Als ich die Augen öffnete und sah; denn es war heller geworden und der Rauch und Staub hatten sich verzogen, und ich lag im Schutt, da sah ich meine Mutter fortgehn, sie ging mit Modesta, und ich sah den Onkel mit José fortgehen, alle vier gingen einfach fort und sahn sich nicht um. In größter Eile gingen sie fort, als müßten sie zum Zug. Ich wollte schreien, meine Kehle war versperrt. Später kamen Leute. Es kamen fremde Leute. Sie gruben uns heraus. Da konnte ich schrein. Der lebt, sagten die guten Leute und führten

mich fort. Da wußte ich es genau. Ich lebte. Sehen Sie mich bitte an, lieber Herr. Sehen Sie: ich lebe."
Carlos schwieg. Es dunkelte schon. Ich fror. Der Knabe starrte zu Boden.
„Carlos", sagte ich. „Mein lieber Freund!"
„Jawohl, jawohl," sagte Carlos und lächelte zerstreut. Noch über allen Schmerz tat mir dieses Lächeln weh.
„Wie lange lebt schon ein Mensch?" fragte Carlos und fuhr fort: „Es ist nicht der Rede wert. Aber sieht das immer so aus, ein Menschenleben? Sind das die ganzen Geheimnisse und Träume? Ich frage mich: sind meine Erfahrungen gemein? So schaut Größe aus? Sterben Menschen so? Und so leben sie? Wie unersättlich Menschen sind. Gut. Als mich die fremden Leute auf die Straße führten, liefen sie plötzlich von mir fort. Da stand ich und begriff nichts. Es donnerte in den Lüften. Die Flugzeuge. Sie warfen Bomben und schossen. Sie drehten sich und schwenkten. Sie stiegen in Reihen empor und herunter. Rauch, schwarz und gelb. Hitze. Feuer. Die Erde wälzte sich. Ich stand auf der Straße und dachte nach. Da fand ich es: ich mußte den Vater suchen, die Brüder, die Schwestern, meine Mutter. Ich schrie: „Mutter! Mutter!"
Lieber Herr, diese Flieger kamen so niedrig herunter, wie aus Neugier. Und da lief ich, in meiner schrecklichen Armut an Gefühlen, da war noch nicht Entsetzen, noch nicht Verzweiflung, noch nicht dieser alle Därme zerreißende Schmerz; nur: ich lief. Ich sah! Diese Flieger schossen auf die rennenden Leute, die schon die Luftschutzkeller verlassen hatten. Da war ein Platz vor der Kirche, der Schafmarkt, hinter Hürden standen sie, die Flieger schossen auf die Schafe mit Maschinengewehren, begreifen Sie, und die Schafe starben, hilflos blökend wie Kinder. Und die heulenden Hunde fielen um, und heulten nicht mehr. Und die Flieger schossen auf das blökende Vieh auf dem Viehmarkt; die Kühe, die sanftäugigen, fielen um und muhten nicht mehr. Sie schossen auf Menschen wie auf Vieh. Es war ihnen alles egal. Sie bekamen es bezahlt und sie schossen. Ich lief und sah. Plötzlich faßte mich eine Hand, stieß mich in ein Loch; mitten auf dem Markt war die Erde aufgerissen, es ging in den Bauch der Erde, war aber nur ein Granatloch, da lag ich hingestreckt, und Lärm und Rauch. Da war kein Himmel mehr. Endlich hörte der Lärm auf. Die Flieger waren weg.
Da hob mich eine Hand aus dem Granatloch. Da standen zwei auf dem Platz, einer und ich. Der Taumel, wie blind, wie taub. Die Stille nach diesem ohrenzerreißenden Lärm so entsetzlich still, hundertmal so schreckensvoll. Und: Autoteile auf Dächern, Dächer in Gärten, brennende Bäume, zerbrochene Fenster, Häuser von einer Bombe durchgeschlagen, vom First zum Keller aufgerissen. Und Blutpfützen, dunkle Lachen von schwärzlichem Blut. Und die Toten. So schamlos ist der Tod. Er verwischt jedes Gesicht und entblößt es. Wenn Gott menschlich fühlte, müßte er wegsehn von den Toten. Schämt er sich nicht, wenn er die Toten so nackt sieht? Und dieses Winseln in den brennenden Häusern. Und überall die Toten. Hunde, Katzen, Vieh, Männer, Weiber, Kinder ausgestreckt, hockend, sitzend, alle tot. Und erst

die Verwundeten. Wie sie schreien! Die Menschen kann gar nichts erschrecken. Später, in Paris schon, las ich in gewissen Blättern, nicht die Flieger, Anarchisten hätten Gernika angezündet, Häuser in Brand gesetzt, Nonnen erschossen, Kinder erschlagen. Und Leute lesen das und Leute glauben das. Und man kann Böses tun und es ableugnen! Und die Diebe stehn zu beiden Seiten der Straße und deuten auf Unschuldige — jeder Mensch weiß, daß Diebe so tun. Erst morden sie, dann lügen sie. Ist das erlaubt? Herr! Sie logen! Sie logen!"

Carlos trommelte mit beiden Fäusten auf meine Kniee.

„Freilich", sagte ich. „Wer mordet, lügt auch."

„Es sind gemeine Mörder," sagte Carlos, „ausgebildet in Schulen, ausgeschickt von dem weltbekannten Terroristen. Hassen Sie ihn auch so?" fragte Carlos und zitterte am ganzen Leib.

„Hassen?" fragte ich. „Wen? Ja, man haßt seinesgleichen."

„Hören Sie!" rief Carlos. „Ich wollte, alle würden mich hören! So kann der Mensch nicht ausschaun. Das hat Gott nicht gewollt. Dafür bleibt Deutschland verflucht!"

„Ach", sagte ich, „Deutschland ist ein schönes Land. Ich kenne Deutsche, die denken. Und Deutsche, die fürchten Gott. Und Deutsche, die lieben sein Bildnis in jedes Menschen Gesicht. Die ganz Bösen und die ganz Guten reichen über alle Grenzen hinaus. Schelten wir nicht Völker, schelten wir das Böse!"

„Vielleicht hat man Ihnen zu wenig angetan?" fragte Carlos. „Die Bösen muß man hassen! Aber hören Sie! Ich bin bald zu Ende. Als ich zwischen den brennenden Straßen hinging und wieder sah und hörte, merkte ich, daß ein Mann mich führte, liebevoll.

„Wer sind Sie?" fragte ich.

„Ich bin Pater Benediktus", antwortete er.

Er zog mich aus der Stadt hinaus, auf die Felder. Aber ich wollte nicht. Ich wollte zurück. „Die Mutter", sagte ich.

„Sie wird auf den Feldern warten", antwortete er.

„Aber der Vater liegt im Keller", sagte ich und wollte mich losreißen.

„Heißt du nicht Carlos?" fragte er mich und hielt mich fest. „Ich kenne dich", sagte er. „Vom Klostergarten aus sah ich dich oft."

„Sind Sie vom Jesuitenkloster?" fragte ich. Da waren wir schon in einem Maisfeld.

„Liebes Kind", sagte er und bückte sich zu mir herab, er war sehr groß und küßte mich auf die Stirn, und plötzlich verwirrte es sich mir, und mir schien, die Stimme sei mir vertraut, und auch der Blick, meine Haare sträubten sich, ich fühlte es, und ich rief: „Vater!" und er legte mir den Arm um den Hals, so liebreich und sagte: „Mein Sohn!"

Aber da schrien hunderte im Feld, der Himmel donnerte wieder, die Flieger kehrten mit frischen Bomben zurück, von neuem Explosionen, die geregelten Flugübungen, der schwarze Rauch über Gernika. So ein Flieger verschmäht nichts. Sie schwärmten über alle Felder aus, in Reihen kamen sie herunter,

ordentlich, wie sie es gelernt. Sie beschossen die Straßen rund um Gernika, sie verwundeten Hunde und Bäume. Das Gras zitterte, ihm aber geschah nicht viel. Die Flieger schossen mit Maschinengewehren. Das Volk warf sich mit dem Antlitz auf die Erde, gleich Betern. Sie beteten. Sie umarmten die Bäume. Sie krochen in Höhlen. Sie rannten durch die Felder, als spielten sie Haschen, gleich Verliebten oder Kindern. So kamen die Flieger. So gingen sie. So kehrten sie wieder. So vergingen Stunden. Zwei Stunden, zwei Ewigkeiten. Und das Feuer. Es knistert und springt hoch. Es züngelt und rauscht. Feuer in Gernika. In den Pausen zwischen den Luftangriffen liefen die Leute zurück in die Stadt. Andere liefen in die Felder. Andere öffneten die Türen der verschütteten Refugios, um andere zu retten. Der nächste Überfall erschlug Retter und Gerettete. Unser Pfarrer ging mit dem heiligen Öl aus der Kirche, durch die verlassenen Straßen zu den Sterbenden, da traf ihn die Bombe. Und immer in den feurigen Straßen Menschen, die rennen, mit verwundeten Kindern im Arm, mit toten Kindern, und Mütter, die verlorene Kinder suchen. Da liefen sie von Schlachtplatz zu Schlachtplatz. Weiber, die retteten Kochtöpfe; Männer, die retteten einen alten Mantel. Da stürzt sein Haus über ihn und den Mantel. Da verband man Verwundete. Da retteten Mütter tote Säuglinge. Mit Gewalt riß man ihnen die toten Kinder von der Brust. „Mein Kind!“ schrie die unselige Mutter.

Da schrien auch kinderlose Weiber: „Mein Kind!“

Mütter, die ihre Kinder suchten, schrien: José! Modesta! Innozentia! Ghil! Und Bartolommeo! Und Eugenio! Und Carlos!

„Ja!“ antwortete ich. „Da bin ich, Mutter! Da bin ich!“

Aber es war eine falsche Mutter. Und sie suchte einen andern Carlos.

„Carlos!“ schrie sie, durch die brennenden Gassen rennend, „Carlos!“

Gernika brannte zu Asche. Zu Asche brannte sein Volk. Da saßen sie am Rand der Straßen wie Wahnsinnige und hielten sich mit den Fäusten Ohren und Augen abwechselnd zu, um nicht zu sehen, um nicht zu hören. Blind und taub wollten sie sterben. Noch unversehrt, waren sie schon wie Asche. Die Entronnenen rannten zurück. Der suchte seine Frau und heulte, weil er sie nicht fand. Der fand sie und heulte, weil sie in Stücken lag. Aus der sichern Rettung liefen sie in den sichern Tod. Sie starben im Feld und im Keller. Sie verbrannten zwischen vier Wänden und zwischen den grünen Maiskolben. Und die Zeit stand still. Jede Minute war ein Tag, jede Stunde ein ganzes Leben. Die Uhren tickten, als reichte ihr Pendel von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, zwischen dem Tick und dem Tack lagen Leben und Tod. Es brannte der Altar. Es brannte die Kirche. Die Wolle auf den Schafen brannte, und das Haar auf des Schäfers Kopf. Neben dem brennenden Bahnhof brannte das Bordell, die Bänke und die Banken brannten, unser Garten und unser Haus, und Lärm und Rauch und Hitze. Sie lagen herum, ohne Bewußtsein, sprachlos, reglos. Küchenstühle und Matratzen standen gerettet auf den Straßen. Innen die Leute in den Häusern verbrannten. Um sieben Uhr fünfundvierzig abends flogen die letzten Flieger fort. Es kam die Nacht, und sie war nicht wie andere Nächte.

Aus Bilbao kam die motorisierte Polizei. Nach begangenem Verbrechen kommt sie gewöhnlich. Auch die Sterne kamen den Himmel herauf. Nach allem Unglück stehn sie zu Häupten im Glanz. Auf allen Hügeln rundum brannten Häuser und Höfe wie Fackeln. Da kamen die Leute auf den großen Plätzen zueinander und redeten mitsammen. Sie hatten alle gesehen und wußten nichts. Sie hatten alle gezählt und keine Rechnung. Sie schrien alle wie um den Lärm zu übertönen, aber der mordende Lärm war schon fortgeflogen. Und viele standen noch in den finstern Refugios und sahen nicht, daß die Türen mit den Sandsäcken davor nicht mehr zitterten. Viele Meilen weit blutete der Himmel unter Schmerzen. Da schleiften tote Telephondrähte über zerbrochenen Häusern. Schwarze Bäume hoben ihre Stümpfe wie Bettler. Keiner reichte ihnen einen Pfennig. Nackte liefen herum. Kein Heiliger teilte seinen Mantel.

Ich zog den Jesuitenpater Benediktus hinter mir her. Ich rannte. Ich suchte meine Lebenden und meine Toten. Die Toten lebten mir noch. Ich sah die zerteilten Glieder meines Vaters, meiner Brüder Ghil, Bartolommeo und Eugenio und meiner Schwester Innozentia, ich sah die zerstückelten Glieder und glaubte es nicht. Und die Lebenden waren mir tot. Meine Mutter und Onkel Pablo, José und Modesta waren hinausgegangen aus dem Hause des Unheils, sie hatten sich gerettet. Aber ich sah sie nicht unter den Lebenden.

Vier tote Schafe lagen in ihrem Blut, das im Brandlicht rot und warm glänzte. Kaltes Schafsblut. Wo war der Schäfer? Das Feuer zischte. Die Bombenlöcher und die nackte Erde. Das Feuer war wie ein Wind. Die Nacht war wie ein Stuhl. Ich setzte mich darauf. Und schrie. Der Himmel war meine Zunge. Wie Bläschen leuchteten die Sterne auf ihr. Die Gärten umgeworfen. Zerklirrte Fenster. Der Wind zwischen gestürzten Mauern. Auf zerbrochenen Stühlen saßen wir im dunklen Hof der Casa de Junta, die vom Feuer verschont war. Greise schliefen auf Tischen, in Pfützen von Blut und Asche. Kinder schrien in Körben. Frauen schwatzten leis. Priester, die beteten. Und der Wind in den Sternen.

Ich fragte die Männer, die Weiber, bekannte, fremde, die Priester, die Kinder, alle fragte ich: „Meine Mutter? Haben Sie meine Mutter gesehen? Die Señora Espinosa y Bustos? Meine Mutter?"

„Lebt sie noch?" fragte einer.

„Ist sie tot?" fragte ich.

Der zuckte die Achseln. Der schwieg. Der wandte sich ab. Der murmelte. Der streichelte mich. Ich ging von Gruppe zu Gruppe. Meine Mutter? Espinosa y Bustos? Ich sah, wie sie lebte! Sahst du sie?

Später rollten Autobusse heran, die Autobusse der Regierung, es kamen Ochsenkarren, die zweirädrigen. Ein Esel schrie.

Minister standen da. Die Regierung verlud die Hablosen, Heimlosen, Flüchtigen. Viele wanderten zu Fuß die dunkeln Straßen nach Bilbao.

Mich stieß der Pater Benediktus in einen Autobus. Ich saß auf seinen Knien. Von Zeit zu Zeit flüsterte er mir ins Ohr: „Bete, mein Sohn." Ich konnte nicht beten. Aber weil ich mich vor dem Pater schämte, tat ich, als murmelte

ich Gebete. Es waren Flüche. Ich spürte das Rollen der Räder unter uns am ganzen Leib. Mir war, als rollten sie über mich. Ich war die dunkle Landstraße. Ich war die Finsternis, mit Sternen ausgesteckt, dieser dunkle Abgrund über uns, der Himmel heißt. Ich war auch die Erde, die unter uns wegrollt, die alternde Kugel. Ich war die dunkeln Bäume am Straßenrand. Alles war ich, nur nicht Carlos Espinosa y Bustos. Ich hätte es nicht ausgehalten, ich selber noch zu sein. Ich ertrug mein Los nicht. Es war mir vom Himmel zugefallen. Ich wollte es nicht wahrhaben. Auf den Knien des Paters, zwischen fünfzig oder sechzig Leuten aus Gernika war ich so allein wie ein Hund an der Kette, wie ein Hund, der heult. Ich sah die Dörfer am Weg. Und den Weg, der wegrollte. Und den Autobus, der mit sechzig Stundenkilometer Geschwindigkeit stillstand. Mochten die Räder rollen, mein Leben mußte stillstehen. Ich wollte nicht allein leben. „Ich will aussteigen", sagte ich zum Pater.

Er antwortete: „Nach Bilbao fahren wir."

„Ich will aussteigen!" schrie ich. „Ich will aussteigen."

Die Bäume rollten vorüber, tote Bäume. Die Erde rollte weiter, tote Erde. Der Himmel entrollte mir, toter Himmel.

„Ich will aussteigen!" schrie ich. Der Pater drückte mich in seinen Armen. Ich beschloß, wenn er mich jetzt beten hieße, ihn zu erschlagen. Der Pater schwieg.

Am 26. April verbrannte Gernika. Am 6. Mai fuhr ich zur See von Bilbao nach Bayonne. Neun Stunden dauert die Fahrt.

Die Tage in Bilbao waren gespenstisch, die Nächte voller Grauen. Tags lief ich durch alle Straßen von Bilbao, blickte in alle Kaffeehäuser, durchstreifte alle Flüchtlingslager, ging vor die Gefängnisse, zu allen Docks, fragte auf allen Schiffen, in allen Hotels. Der Name Espinosa kam tausendmal auf meine Lippen. Sie wurden trocken von dem Namen. Ich traf viele Leute aus Gernika. Keiner hatte meine Mutter gesehen. Keiner wußte von den andern. Die Leute sahen höhnisch drein, wenn ich nach dem Onkel Pablo fragte. „Blieb er nicht in Gernika?" fragten sie. „Ist er nicht ein Rebell?"

„Und meine Geschwister?" fragte ich.

„Deine Geschwister?" antwortete ein Nachbar empört. „Sagte man nicht, daß ihr alle tot seid?"

„So sehen Sie nicht, daß ich lebe?"

„Ach, du. . .", sagte er und ließ mich stehen, als hätte mich mein Vater nie mitgezählt unter den sieben.

„Ist das möglich?" fragte ich den Pater. „Die Leute spotten noch?"

„Zu großer Schmerz macht böse", erklärte der Pater.

Ich glaubte es. „Und Modesta?" fragte ich. „Und José? Und meine Mutter? Ich kann doch nicht allein noch am Leben sein? Pater! Sicher wissen Sie was? Sagen Sie mir die Wahrheit!"

Ich ward schon böse und fragte: „Warum haben Sie mich gerettet?"

Ich wollte zurück nach Gernika. Der Pater erklärte mir, es sei schon von den Rebellen besetzt. Ich verstand den Unterschied nicht, damals. Was konnten

die Rebellen mir anhaben? Mich töten? Ich wollte nach Gernika und sagte es dem Pater.

„Ja", erklärte er mir. „Ich bleibe bei dir. Du sollst gerettet werden. Gott will deinen Untergang nicht, Carlos!"

Wie ein Kindermädchen zog er mich an der Hand durch die Straßen von Bilbao. Vor jedem Fliegeralarm liefen wir in die Unterstände, sechsmal, achtmal im Tag, immer zog mich der Pater hinterdrein und schloß mich in seine Arme und preßte mir die Hand auf den Mund, bei jeder Detonation, damit ich nicht schrie. Dreimal täglich gingen wir in eine gewisse Hafenkneipe, wo früher oder später die meisten der hunderttausend Flüchtlinge eintraten und Paßhändler suchten oder Devisenschmuggler oder Spitzel oder Lebensmittelschieber. Der Wirt, ein blasser, dicker, junger Mann, der leicht schwitzte, war wie ein Kind. Er erklärte jedem seiner Kunden ungefragt, daß er nichts von Geschäften verstünde, keinen Rat wüßte, keine Politik triebe und von den Klienten nur forderte, daß sie bar bezahlten. Im übrigen erzähle ihm keiner was. Dieser Mensch hatte ein nie versagendes Gedächtnis, er kümmerte sich um nichts und hörte alles, er kannte tausend Namen und Gesichter, er sprach mit zehntausend. Ihn fragte ich dreimal täglich nach meiner Familie. Er kannte meine Geschichte. Er stammte aus Gernika. Er hatte versprochen, mir suchen zu helfen.

„Nichts, Senor?" fragte ich ihn dreimal täglich.

„Noch nichts!" antwortete er.

Der Pater erklärte nach ein paar Tagen, nun sei es genug. Nun müsse ich Spanien verlassen. Seit die Rebellenflieger sechsmal täglich Bilbao beschossen und Kinder im Dutzend und im Schock töteten, sammelten die guten Menschen in England, Frankreich, Belgien, Holland, in der Schweiz und Tschechoslowakei Geld, und englische und französische Kriegsschiffe fuhren nach Bilbao, um die Schiffe zu schützen, auf denen die Kinder, Frauen und Greise aus Bilbao flohen. In ein paar Tagen sollten die ersten Schiffe fahren. Der Pater Benediktus lief mit mir von Amt zu Amt, von Behörde zu Behörde, ja bis zum Innenminister drang er vor und erreichte für mich die Erlaubnis, mit dem ersten Transport fortzukommen. Er war so glücklich darüber, daß er Tränen der Freude vergoß. „Mein lieber Sohn", sagte er, „Gott will deinen Untergang nicht!"

In seiner Freude und angesichts meiner Verzweiflung willigte er endlich ein, nach einem Meer von Tränen, das ich vergoß, für ein paar Stunden noch einmal nach Gernika zurückzukehren, trotz den Rebellen, die schon darin saßen, und meine Mutter zu suchen oder meine Geschwister oder wenigstens den Onkel Pablo. Es war nicht leicht, aber der Pater und ich kannten jeden Weg, jeden Berg. Der Korrespondent einer englischen Zeitung nahm uns in seinem Wagen nach Bermeo. Das ist das Fischerdorf am Ende der Mundaka, des Meerarms, der bis Gernika reicht. Bermeo gehörte noch den Basken. Nachts ruderten wir auf einem Kahn über die Mundaka. Durch einen Wald und über die Hügel abseits von den Straßen marschierten wir und kamen hinter die Front der Rebellen, ein Bauernwagen fuhr uns bis nahe Gernika. Noch-

mals gingen wir durch die zerstörten Straßen, an den fremden Soldaten vorüber. Nur die Hügel kannte ich noch, nur das Wasser. Und der Himmel über mir war noch der Himmel über Gernika. Langsam fand ich mich zurecht. An der Stelle, wo unser Haus gestanden war, ging ich zweimal vorbei. Erst da ich den Ort erkannte und stehenblieb, wurden wir angehalten, verhaftet. Man sperrte uns in einen Keller zu andern Gefangenen. Zweimal wurden wir verhört.

„Ihr seid Spione", sagten sie zu uns. „Gesteht!"

Wir antworteten, wir seien keine Spione. Ich erzählte meine Geschichte. Ich erzählte, wie der Pater mir das Leben gerettet habe. Sie lachten fröhlich.

„Er hat es ja gar nicht gerettet", sagten sie lachend. Einer von ihnen klopfte strenge mit dem Bleistift auf den Tisch.

Drei Nächte lagen wir in dem Keller, mit andern Gefangenen. Da waren auch Weiber aus Gernika. Sie schworen vor uns allen, sie wüßten nicht, warum sie gefangen säßen. „Man wird uns erschießen", schrien sie. „Wir sind unschuldig!" Jeder glaubte es ihnen, daß sie unschuldig waren und daß man sie erschießen würde.

In der dritten Nacht wurde der Pater wie toll vor Angst. Er schrie. Er weinte. Er drückte mich an seine Brust, als wollte er mich erdrücken. Plötzlich schlug er mich mit beiden Fäusten. „Du bist schuld!" keuchte er. „Du bist mein Mörder! Sie werden uns erschießen! Ich will nicht sterben"!

Er tat mir weh. Aber es tat mir gut. Ich hatte mir drei Tage und Nächte lang gesagt: Du bist schuld. Warum hast du den Pater nach Gernika gezogen? Du bist sein Mörder!

Sehen Sie mich an, lieber Herr! Ich bin sein Mörder.

Der Pater betete laut. Ich betete leis zur Madonna: „Unsere Frau von Begoña, bitte für ihn! Königin der Meere, erhalte ihn! Süße Madonna, rette ihn! Ich will dir mein Leben weihen. Schütze ihn! Unsere Frau von Begoña! Königin der Meere! Süße Madonna. . .!"

Plötzlich öffnete sich die Tür. Einige von uns wurden herausgetrieben, auch zwei Frauen, auch der Pater, auch ich. Man lud uns auf ein Lastauto. Die Frauen fingen zu heulen an. „Seid still", befahl der Soldat. „Man fährt euch zum Verhör, vielleicht kommt ihr frei."

Hinter der Friedhofsmauer hielten sie. Man hieß uns aussteigen. Man führte uns in den Friedhof. Ein Soldat ging dicht neben mir, ein älterer Mann. „Bist du nicht aus der Apotheke am Markt?" fragte er flüsternd.

Ich nickte.

„Ich kannte deinen Vater", murmelte der Soldat. „Stell dich als letzter in der Reihe auf. Beim ersten Schuß fall um! Nicht schreien! Ich schieße, wenn du liegst, nochmals auf dich. Nicht schreien!"

Diese Minuten! „Halt!" Wir standen. Eine Frau schrie gellend. Sie schrie fürchterlich. Der Pater Benediktus brach in die Knie. Keiner von uns machte den Versuch, davonzulaufen. Die Schüsse. Ich fiel und merkte, daß ich umfiel, und fühlte nichts mehr. Als ich erwachte, war es schon heiß, die Sonne stand hoch. Neben mir die Toten. Ich starrte sie lange an, auf den

Knien mich wälzend. Ich lebte. Ich fühlte keinen Schmerz. Ich wollte die Hände des Paters Benediktus küssen. Mit unendlicher Überwindung brachte ich es über mich, seine Hand anzurühren. Mir graute. Ich wollte schreien. Ich gurgelte nur. Ich kroch in ein Gebüsch und blieb liegen, durstig, hungrig, schlafend, wachend, ohnmächtig. Ich weiß nicht mehr viel davon. Als die Nacht kam, schlich ich über die Hügel zur Straße nach Bilbao, sah Soldaten, lief zurück, kam in einen Wald, durchwatete einen Fluß, kam zu einem Dorf, wo ein Esel stand, angepflockt, machte ihn los, ritt zu, kam in ein anderes Dorf im Gebirg, es war dunkel, ich ritt durch einen Wald, ließ den Esel, der plötzlich nicht mehr weiter wollte, stehen, kam auf eine Landstraße, es war schon Morgen, hielt ein Auto an, es fuhr nach Bilbao, ein französischer Korrespondent saß darin; er hörte meine Geschichte, schenkte mir eine Tafel Schokolade, fuhr mich in den Hafen, vor jene Kneipe, zu dem dicken, blassen, jungen Wirt, der mich gleich erkannte und freundlich nickte.

„Nichts Neues, Senor?" fragte ich.

„Nichts Neues!" antwortete er. Ich erzählte ihm meine Geschichte. Er schrieb mir eine Adresse auf. Ich ging hin. Da saßen Ärzte in weißen Kitteln und untersuchten zehntausend Kinder. Für die ersten beiden Schiffe wählten sie 2300 aus, kranke wurden zurückgewiesen. Der Jammer der Eltern, weil sie ihre Kinder bei sich behalten mußten! An jenem Tage gab es in Bilbao zwischen acht Uhr morgens und mittags achtmal Fliegeralarm. Alle liefen zu den nächsten Unterständen, voran die Kinder. Zu Portugalete schifften wir uns ein, nachts, sonst wären die Kinder vor dem ersten Sirenenruf in alle Winde gerannt, aus Angst vor den Bomben und den Sirenen, vor denen sie noch mehr zitterten. 2300 Kinder lud man auf die Habaña. Alle waren wir gewogen, geimpft, gemessen. Jeder trug ein Papptäfelchen um den Hals, darauf standen eine Nummer, der Name, der Wohnort, das Alter. Die Familien drängten mit zum Hafen. Die Nacht war schwarz und es regnete. Tausende bildeten Spalier. Alle Lichter waren nach oben abgedeckt. Der Himmel war blind. Auch tausend Frauen und Greise wurden verladen. Jedes Kind bekam eine Pastete, ein halbes Pfund schwer, eine Düte mit sieben Karamels, später Milch und Kaffee. Mit der Habaña fuhr die Dampfyacht Gorzeko-Izarra, weiß und golden. Das Rote Kreuz wehte über beiden Schiffen. Die Generäle der Rebellen hatten gedroht, ganz Biskaya samt Bilbao dem Erdboden gleichzumachen.

Neun Stunden dauerte die Fahrt. Englische Kriegsschiffe fuhren an unserer Seite. Der „Almirante Cervera", das Kriegsschiff Francos, fuhr heran und fuhr weg. Die Kinder schrien: „Vive la France!" Sie wollten wissen, ob es nun Butter geben würde. Sie fragten jeden Matrosen aufs neue, ob es in Frankreich weißes Brot gebe? Und in England? Und ob dort die Fliegerangriffe so häufig wie in Bilbao wären? Alle redeten wir vom Essen. Wir hofften, daß wir keine Sirenen mehr hören würden, ganze Tage lang keine einzige Sirene! Bald wurden wir seekrank. Die Habaña landete in La Palice. Die Kinder schrien: „Vive la France!" Es regnete. Wir wurden ausgeladen, gezählt, untersucht, gewogen, gespeist, getränkt, verladen, verschickt. Ich

kam nach Oleron. In der Maison du Peuple sah mich Ihr Freund und nahm mich nach Paris, in sein Haus zu Passy, zu seiner Frau. Ich war fein heraus. Ich hieß Monsieur Charles.
Es gab Butter und weißes Brot. Die Sirenen hörte ich nur im Traum. Anfangs träumte ich nur von der Zeit, da ich ein kleines Kind war. In den Träumen meiner pariser Nächte gingen mein Vater und meine Mutter noch so jung und fröhlich herum, meine Brüder lebten alle noch, und meine Schwestern lachten beide so lustig. Später wurden die Träume zweiaktig. So ein Traum begann sanft wie zuvor; langsam spürte ich im Traum den bohrenden Verdacht, daß da etwas nicht stimmte. Da war ein Fehler, ich wußte es, nur fand ich den Fehler nicht. Immer lag mir das erlösende Wort auf der Zunge. Immer da ich im Schreck, im plötzlichen, aufwachte, mit Schweiß bedeckt, im Dunkeln, und indes mein Herz läutete, wie die Kirchenglocken zum Fliegeralarm bis in die stummen Keller schallten, da wußte ich: sie waren tot. Das war der Fehler.
Tagsüber vergaß ich sie. Manchmal. Da waren ganze Stunden, wo ich sie vergaß. Besonders, wenn es regnete. Das gute Wetter machte mich rasend. Und sehen Sie, eines Tages kam Madame Noël in mein Zimmer, in diesem Haus zu Passy, und legte ihren lieben Arm um meine Schulter und sagte: „Lieber Charles, du bist ein tapferer Junge."
Da fühlte ich schon das Zittern ihrer Finger auf meinem Hals. Und ich zitterte.
„Erschrick nicht!" bat Madame Noël. „Es ist jemand gekommen. Aus Gernika. Er sitzt in der Bibliothek."
Auf der Treppe, im Laufen, zog ich mein Taschentuch. Ich glaubte, meine Nase blute. Aber sie blutete gar nicht. Erst vor der Bibliothek fiel ich um, vor der Türe noch, bei dem fürchterlichen, schallenden Klang des Gelächters meines Onkels Pablo.
Er war es. In seinem Arm kam ich wieder zu mir. Er rieb mir das Gesicht mit einem seiner bunten seidenen Taschentüchelchen, das ganz naß von Essig war.
„Carlos!" sagte er. „Carlos! Carlos." Er sagte es zehnmal. Oder zwanzigmal. Es war zwanzigmal die Hölle. Carlos! Carlos! Stellen Sie sich vor! Nach einem Jahr hatte ich den Klang seiner Stimme schon vergessen und plötzlich hörte ich in seiner Stimme die Stimme meines toten Vaters. Onkel Pablo lebte. Er lebte. Er sagte: „Carlos."
Ich hatte nicht die Kraft, zu antworten. Ich hatte gar keine Kraft. Und ich wagte nicht zu reden. Ich wagte nicht zu fragen. Ich verstehe es nicht mehr. Aber erst eine lange Weile später erzählte mir Onkel Pablo, daß meine Mutter lebte, und José und Modesta noch am Leben waren ... Mein Bruder! Meine Schwester! Kürzlich noch hatte ich so viele!
Da erst fühlte ich den zerreißenden Schmerz um alle, die ich endgültig verloren hatte, ganz. Da erst weinte ich die fürchterlichen Tränen um meinen Vater. Da erst begriff ich, daß ich ihn nie, nie wiedersehen würde. Tot war mein Vater! Und Onkel Pablo lebte!

„Komm", sagte Onkel Pablo zu mir. „Komm ins Hotel zur Mutter!"
„Nein!" schrie ich.
Onkel Pablo sah mich an, als sei ich verrückt geworden.
Erst am andern Morgen sah ich meine Mutter. In der Nacht zuvor schlief ich traumlos. Zu Fuß ging ich mit Onkel Pablo am Morgen durch die Straßen von Paris. Er erzählte mir alles. Er erzählt so leicht die ganzen schauerlichen Geschichten. Er braucht die ganz gewöhnlichen Worte. Fast klingt alles alltäglich. Sie sollten meinen Onkel Pablo kennenlernen. Er wird Ihnen besser gefallen als mir. Er ist so witzig. Er lacht den ganzen Tag, weil er entronnen ist. Es ist die pure Lebensfreude, die lacht. Ich halte das nicht aus! Onkel Pablo erzählt mit großer Freude seine Flucht, als sei das alles eine gute Geschichte! Er hat eine unbändige Lust am Geschichtenerzählen. Und was für Geschichten! Er brauchte den ganzen Weg von Passy bis zum kleinen Hotel gegenüber dem Odeon nur zum Beginn ihrer Abenteuer. Ihm war es nicht mehr als das. Er lachte von Passy bis zum Garten des Luxembourg. . .

DER BIRNBAUM

Eine Fliegergeschichte aus dem Weltkrieg

von

Peter Kast

Wenn man auf der Holzbank saß, die sich rings um den dicken, knorrigen Stamm zog, hörte man das dumpfe Brausen der nahen Küstenbrandung; bei Westwind auch das Donnergrollen der fernen, flandrischen Front.
Der Bauer Jef Mayenboom blickte auf den uralten Birnbaum mit mehr Stolz als auf seinen Sohn Martin, der, infolge einer schlecht behandelten Hüftgelenkentzündung in der Kindheit, geradezu lächerlich watschelte.
Die Liebe des Bauern zu seinem Baum war frei von Eigennutz. Genau so, wie es sein Vater und Großvater gehalten hatte, so hielt auch er es: die Birnen kamen im Herbst ins Haus, damit sie schön gelb und mehlig wurden, um zu Weihnachten an brügger Waisenkinder „um Gottes Lohn" verschenkt zu werden.
Er war der höchste Baum aller Gehöfte an der blankenbergher-brügger Chaussee. Knorrig und trotzig stand er da. Oft schon hatten Blitze versucht, ihn mit kurzen, harten Beilhieben zu fällen, aber sie hatten nur einzelne Äste zu brechen vermocht. Manch stürmischer Nordwest, blindwütig über die Nordsee hinrasend, wollte ihn umwerfen, er gab nur um einige Grade seitlich nach. Erst menschlicher Bosheit und Niedertracht gelang es, seine stolze Krone in den Dreck der Landstraße zu legen.

Bis zum Frühjar 1918 ließ der Krieg den Bauer Mayenboom so ziemlich ungeschoren. Wohl besetzte der Deutsche Flandern und nahm den Bürgern alle Rechte und Freiheiten. Gewiß waren ständig die drückendsten Abgaben in Geld, Natura und Arbeitsgeräten an die übermütigen Eroberer zu leisten. Sogar Zwangseinquartierungen gab es von Zeit zu Zeit. Aber der Krieg selbst mit seinem Donnern und Blitzen grollte und wetterleuchtete immer nur wie ein stehendes Gewitter am fernen westlichen Horizont. Würde von dorther das Unheil der Zerstörung kommen? Und wann würde es kommen? Jef Mayenboom erwartete es seit über zwei Jahren. Er war felsenfest davon überzeugt, daß „der Duitschmann", so zäh und verbissen er auch bisher die Front weit hinter Ostende halten mochte, eines Tages doch zurückweichen müsse. Dann würde vielleicht grade die blankenbergher-brügger Chaussee, die seinen Grund und Boden in zwei Hälften teilte, die neue Befestigungslinie werden. Als flämischer Patriot wünschte er inbrünstig Niederlage und Rückzug der Deutschen, als Bauer betete er in Sorge um seinen Acker zu Gott, dieser möge ein Wunder tun und eine dritte Lösung finden, mit der er als Patriot und Landmann gleichermaßen zufrieden sein könne . . .

Während er noch wie gebannt nach Westen, zur Front, horchte, um rechtzeitig das Unheil herankommen zu hören, näherte sich die Zerstörung aus der entgegengesetzten Richtung, aus der Etappe.

Zuerst erschienen uniformierte Landvermesser. Sie maßen auf dem großen Wiesengrundstück jenseits der Chaussee herum und steckten dort mit Pflöcken ein riesiges Quadrat ab. Den Besitzer der Wiese beachteten sie nicht. Der stand stundenlang vor seinem Hause und verfolgte mit halb zugekniffenen Augen die geheimnisvolle Arbeit.

Eine Woche später zauberten deutsche Matrosen in Feldgrau in wenigen Stunden am Rande der Wiese eine Wohnbaracke aus Wellblech und drei runde Zelte aus Leinwand hervor, die wie kleine Zirkusse aussahen. Wieder blickte der Bauer das Treiben schweigend an. Er war zu stolz, um irgend jemand zu fragen, was man mit seinem Grundstück vorhabe.

Einer der Arbeitsmatrosen sagte es ihm; breitbeinig und wiegenden Ganges, die qualmende Pfeife im Munde, kam er zu ihm in den Pferdestall: „Du bist wohl der Bauer hier vons Ganze?" Die Frage sollte geradenwegs ins Ziel vorstoßen, klang jedoch trotz der gemütlichen Vertraulichkeit unsicher.

Jef Mayenboom kniff die Augen halb zu und schwieg.

„Tja . ." begann der Matrose wieder und legte das Schweigen einfach als Bejahung seiner Frage aus, „wenn du nämlich der Bauer bist, hab ich dir was von unserem Oberleutnant zu bestellen." Während er das vorbrachte, zog er immer wieder seine Hose hoch, obwohl sie gar nicht rutschte.

Mayenboom blieb weiter stumm. Er dachte nicht daran, dem Boten aus seiner Verlegenheit zu helfen.

„Ach, du verstehst kein Deutsch?" Im Bestreben, dem Bauer die Antwort und sich selbst den Auftrag leicht zu machen, nickte der Matrose ihm ermunternd zu, ruhig einzugestehen, daß er die Sprache nicht verstünde.

Mayenboom ging nicht darauf ein. Kurz angebunden bekannte er, Deutsch sogar sehr gut zu beherrschen.

Da seufzte der andere. „Na wenns so ist, hilft uns nix, Mann ... also, dann läßt dir der Oberleutnant sagen, du sollst sofort deine Pferde vor die Walze spannen und uns helfen die Wiese glattzuwalzen."

Erschreckt trat der Bauer vor. „Meine ... meine Wiese soll gewalzt werden? Soll ich ... ich selbst soll sie glattmachen?"

Der Matrose nickte mitfühlend und schob seine Schultern hoch, um anzudeuten, daß er nichts dafür könne und nur der Übermittler des Befehls sei.

Doch Mayenboom, weit entfernt davon, diese Entschuldigung anzuerkennen, begann vor Empörung zu schreien: „Was ... was wollt ihr Deutschen mit meiner Wiese? Warum soll sie gewalzt werden? Ist unser Belgien noch nicht genug kaputt?"

Betroffen blickte der Matrose hoch. Zum erstenmal nahm er die Pfeife aus dem Mund. „Nanu? Hat man dir denn nix gesagt? Deine Wiese wird Startfeld! Eine Marine-Landflieger-Station kommt hierher. Komisch, davon müßte man dir doch was gesagt haben ...?" Mißbilligend den Kopf schüttelnd, stampfte er aus dem Pferdestall.

Auf diese Weise erfuhr Jef Mayenboom, daß sein Grundstück jenseits der Chaussee ein Flugplatz werden sollte.

Die Marine-Landflieger-Station wuchs in den nächsten Wochen unaufhörlich. Feldgraue Matrosen errichteten am Rande des Startfeldes immer mehr Wohnbaracken, Wirtschaftsschuppen, Werkstätten, Betonunterstände für Menschen und unterirdische Kammern für Benzin, Öl und Munition. Und eines Tages trafen vom Armee-Flugpark Gent die ersten sechs Flugzeuge ein. Sie wurden zu je zwei in den runden Leinwandzelten untergestellt.

Es waren nagelneue Kampfeinsitzer der Firma Fokker-Dessau, mit Rotationsmotoren und zwei starr eingebauten Maschinengewehren, die durch den Propeller schossen. Die Flugzeugmonteure und Artillerie-Mechaniker kamen mit der Bahn nach. Sie waren in größter Eile, also oberflächlich militärisch gedrillt worden und fühlten sich in ihren feldgrauen Matrosen-Uniformen nach eigenem Geständnis wie „Piefke in Flandern". Nur wenn sie in den Werkstätten die Motoren in tausend Teile zerlegten oder auf dem Stand in donnernden Flugzeugen saßen, fanden sie ihre Sicherheit wieder.

Und diese technisch hochqualifizierten Handwerker verwechselte der Kommandant, Kavallerie-Oberleutnant von Blacha, hartnäckig mit seinen ehemaligen Husaren aus Ostpreußen und Pommern, obwohl ihn der lange Kampfflieger, Leutnant zur See Wagner, oft genug kameradschaftlich warnte, die „übertriebenen Armeezicken" bleibenzulassen, um den Monteuren nicht die Lust zur selbständigen, verantwortungsbewußten Arbeit zu nehmen. verlangte er weiter bei jeder Meldung „Stramme Haltung" und „Hände an der Hosennaht!" Die belgische Bevölkerung behandelte er noch hochmütiger. Wer von den einheimischen Zwangsarbeitern mit ihm sprechen mußte, hatte die Mütze

abzunehmen. Behielt sie einer aus Unkenntnis oder Trotz auf, kreischte er ihn mit überschnappender, dünner Stimme an.
Jef Mayenboom war gleich zu Anfang mit ihm wegen der Wiese zusammengestoßen. Der Bauer, zu stolz um dem Befehl des Oberleutnants selber nachzukommen, hatte die Arbeit von seinem Sohn Martin ausführen lassen wollen; durch dessen Watschelgang behindert, rollte die große Walze wie von Schnecken gezogen über die Wiese. Außer sich vor Wut, befahl von Blacha, Mayenboom selbst herzuholen. Man mußte ihn lange suchen. Endlich erschien er. Ruhig trat er vor den Offizier hin. Kreischend drohte ihm dieser, ihn vor das Kriegsgericht zu bringen, wenn er in Zukunft seinen Befehlen nicht unverzüglich Folge leiste.
Mit halb zugekniffenen Augen ließ der Bauer das Geschimpfe über sich ergehen. Er erwiderte kein Wort, ging langsam, fast feierlich zu seinem Sohn und nahm ihm die Zügel ab. Leise vor sich hin weinend watschelte der achtzehnjährige Krüppel davon. Mayenboom aber, der vorhin seine alte Schirmmütze nicht abgenommen hatte, walzte nun barhäuptig die Wiese glatt.
Seit diesem Tage behauptete Herr von Blacha, der Belgier habe eine „richtiggehende, heimtückische Franktireurvisage".

Flugzeugmatrose Lukas Simmering saß mit nacktem Oberkörper am geöffneten Fenster der Wohnbaracke und „entbiente" sein gelblich-weißes Flanellhemd. Die zerknackten Blutsauger schnippte er vom Daumen durchs Fenster.
Da kam Oberleutnant von Blacha auf seinen dünnen Husarenbeinen vorbeigestelzt. „Matrose Simmering!"
„Herr Oberleutnant?" Lukas sprang auf, riß seine Pfeife aus dem Mund und stand stramm.
„Was haben Sie während der Dienstzeit in der Wohnbaracke zu suchen?"
„Mein Flugzeug ist soeben mit Herrn Leutnant Wagner gestartet. Und da bin ich schnell in die Baracke gelaufen, um mich von Ungeziefer zu reinigen, Herr Oberleutnant."
„So, so, Flöhe hat das Schweinchen?" Mit Unterstützung aller Gesichtsmuskeln, die er zu einer Grimasse verzerrte, klemmte er sich sein Einglas ein und trat näher ans Fenster. „Ah ... und tätowiert ist der Kerl auch? Was soll denn die Zeichnung da vorstellen?" Hochmütig stocherte er mit seiner dünnen Reitgerte auf der mächtig gewölbten Matrosenbrust herum.
Eisernen Gesichts gab der Gefragte Antwort: „Das Kreuz bedeutet Glaube, das Herz Liebe, die aufgehende Sonne Hoffnung und das sinkende Schiff Seemannsgrab. Zusammen: Glaube, Liebe, Hoffnung übers Seemannsgrab, Herr Oberleutnant." Dabei sah er stolz auf die blaurote, verschlungene Zeichnung herunter.
Verächtlich schüttelte von Blacha den Kopf. „Kerl müßte eigentlich ins Loch wegen Beschädigung kaiserlichen Eigentums. Sich so zu verschandeln!"
Lukas Simmering, mehr noch durch den Ton als durch die Eröffnung, daß

sein Körper kaiserliches Eigentum sei, aufs tiefste verletzt, haßte den Kommandanten von nun an wie die Pest.

Ein tiefdunkler, sternenloser Abend. Jef Mayenboom saß auf der Rundbank unter dem Birnbaum und starrte unentwegt in Richtung der abgeblendeten Flugstation auf der anderen Seite der Chaussee. Über Blankenberghe hinweg strich ein kühler Seewind herüber. Ihn begann zu frösteln. Im Begriff aufzustehen, sah er einen Schatten auf sich zukommen.
Es war der Matrose, der ihm vor einigen Wochen den Befehl überbracht hatte, die Wiese zu walzen. Aus dessen Pfeife, wohl soeben frisch angesteckt, flogen einige Funken. Als der Ankommende Mayenboom erkannte, fragte er höflich: „Ists erlaubt, Bauer?" Und ließ sich ächzend auf die Bank nieder.
Fast eine halbe Stunde saßen sie schweigend nebeneinander. Dann klopfte der Matrose seine Pfeife am Stiefelabsatz aus und sagte: „Schön finster habt ihrs hier; wie bei uns im Dorf."
Mayenboom horchte auf. Die Mitteilung, daß der Deutsche vom Dorf stammte, berührte ihn angenehm. Er ließ ihn jedoch nichts von seinen Empfindungen merken und gab bitter zurück: „Werden bei euch im Dorf die Leute auch gleich erschossen, wenn sie Licht nach außen gelassen haben? Ich glaube nicht."
„Na, na, na ...", versuchte der Matrose zu beschwichtigen, „so schnell schießen die Preußen nun doch nicht."
„Nicht? Das wissen wir besser. Ein Vetter von mir, auch ein kleiner Bauer, sein Hof steht ein halbe Stunde Wegs an der Chaussee nach Brügge zu, den haben sie als Spion erschossen. Er sollte englischen Fliegern, die Brügge bombardierten, Lichtsignale gegeben haben. Lächerlich! Wie wars? Seine Kuh hat des Nachts gekalbt. In der Aufregung hat er vergessen, den Stall abzublenden. Nachher behauptete ein Feldgendarm, er hätte es deutlich gesehen, wie mein Vetter durchs Stallfenster Lichtsignale gab."
Darauf wußte der Matrose nichts zu erwidern. Er fühlte sich irgendwie an diesem Mord mitschuldig, und weil ihn das Gefühl bedrückte, fluchte er: „Scheißkrieg, verdammter!"
Wieder saßen sie lange Zeit stumm und unbeweglich nebeneinander. Drüben in der dunklen Flugstation verstummten die letzten Geräusche, nur das dumpfe Brausen der nahen Küstenbrandung und das Donnergrollen der fernen, flandrischen Front blieb schwach hörbar. An der Küste, zwischen Blankenberghe und der zeebrügger Mole blendete ein Scheinwerfer auf; unruhig suchte seine lange Lichtgarbe den Nachthimmel ab und verschwand wieder wie abgeschnitten. Unvermittelt fragte der Matrose: „Brauchst du Licht, Bauer? Ich habe eine Benzinlampe übrig. Brennstoff liefere ich dir dazu, so viel du brauchst; wir habens ja tonnenweise auf der Station."
Mayenboom hätte das Angebot gerne angenommen; der arme Krüppel Martin würde sich freuen, abends wieder lesen zu können; seitdem die Deutschen einen Teil Belgiens zerstört hatten und den anderen ratzekahl fraßen,

gabs weder Petroleum noch Kerzen, in den Dörfern mußte man sich mit selbstgezogenen Wachsfunzeln oder stinkenden Ölbrennern behelfen. Aber Mayenbooms Stolz duldete es nicht, sich von einem Deutschen beschenken zu lassen. Er sagte daher zu dem Angebot nicht ja und nicht nein.
Der Deutsche deutete das Schweigen als Bescheidenheit. „Warte hier", sagte er und verschwand schnell im Dunkeln.
Mayenboom wußte nicht, ob er gehen oder bleiben sollte. Er fragte sich, was den Matrosen zu seiner Hilfsbereitschaft bewegen mochte. Gewohnt, sich Fremden gegenüber auf sein Gefühl zu verlassen, horchte er in sich hinein: er fand keinen Anlaß, mißtrauisch zu sein, und blieb.
Die Benzinlampe mußte nicht allzuweit weg gestanden haben; höchstens zwei Minuten brauchte der Matrose, um sie herzuholen. Wie er sich dann anschicken wollte, die Handhabung zu erklären, rief jemand mit langgezogener Stimme von der Chaussee her: „Lukas! He, Simmering! Wo steckst du denn, du Knochen?"
Der Matrose erschrak. Trotz der Dunkelheit bemerkte es Mayenboom und fuhr ebenfalls zusammen. Er glaubte, die Lampe sei gestohlen und der Diebstahl jetzt entdeckt.
Der Gerufene beruhigte ihn: „Hat nix zu sagen; das war nur'n Kamerad. Ich muß auf Wache." Und nach einer Pause, die den Bauer aus irgendeinem Grunde aufs neue beunruhigte, flüsterte ihm Simmering hastig ins Ohr: „Ich dürfte dirs eigentlich nicht sagen ... aber weil ich auch 'n Bauer bin, weiß ich wie das ist. Verrat mich aber nicht, hörst du?"
Jef Mayenboom begannen die Knie zu zittern. Sollte er den Hof verlassen? Etwa als Zwangsarbeiter nach Deutschland deportiert werden? Wenn der nur reden wollte! Warum schaute er sich jetzt so ängstlich um? Er, Mayenboom, war auf das Schlimmste gefaßt, von den Deutschen konnte man einfach nichts Gutes erwarten ...
Lukas Simmering atmete schwer auf und sagte ganz nah am Ohr des Bauern: „Der Oberleutnant schickt dich morgen früh mit Pferd und Wagen nach Brügge; sollst für die Station Proviant holen. Und während du weg bist, müssen wir deinen Birnbaum umlegen. Verstanden?"
Mayenboom nickte. Er hatte verstanden, aber es dauerte eine Weile, bis er begriffen hatte. Dann sagte er tonlos: „Aber wozu denn? Was hat euch denn der Birnbaum getan? Führt ihr gegen Bäume auch Krieg? Weißt du, Duitschmann, daß mein Urgroßvater ihn gepflanzt hat? Daß die Birnen seit fünfzig und mehr Jahren die brügger Waisenkinder bekommen?" Erregt faßte er Simmerings Arm. Seine Stimme fing an vor Schmerz und Entrüstung zu beben: „Bist ein guter Mensch, Duitschmann. Sag mir, um gotteswillen, wozu das? Hörst du? Das muß doch einen Sinn haben! Man zerstört doch nichts ohne Sinn und Verstand ...?"
Simmering machte eine hilflose Bewegung mit der Schulter und knurrte: „Als ob der elende Orlog (Krieg) 'ne Spur von Sinn hätte! Unser Oberleutnant ist eben 'n Knallkopf, ein erbärmlicher." Schwerfällig wandte er sich zum Gehen.

Mayenboom hielt ihn krampfhaft am Arm fest und wiederholte fast jammernd noch mehrere Male die Frage nach dem Sinn der Zerstörung, als ob in der Antwort darauf die Rettung des Baumes liegen könnte. Es war ihm einfach unmöglich zu begreifen, daß man etwas ohne bestimmten Zweck und Nutzen vernichten konnte.

Lukas Simmering zögerte. Der Bauer brachte ihn mit seinem leidenschaftlichen „Warum?" in harte Bedrängnis. Auf Verrat militärischer Geheimnisse stand Kriegsgericht, drohte Todesstrafe ... sollte man das eines alten Birnbaums wegen riskieren?

Voller Verachtung wollte ihm Mayenboom die Benzinlampe zurückgeben: „Da, ich will nichts von Deutschen geschenkt haben!" Klirrend fiel sie zu Boden.

Simmering, aufs tiefste beschämt, hatte nicht zugegriffen, und als der Bauer fortstürzen wollte, war jetzt er es, der ihn zum Bleiben nötigte: „Hör, Bauer — ich hab doch keine Schuld! Bin ja selbst vom Bauernhof! Ich weiß genau, wie das ist ..." Und flüsternd erzählte er weiter, wie Oberleutnant von Blacha heute nachmittag beiläufig Leutnant Wagner gefragt habe, ob ihn der hohe Birnbaum beim Start störe. Wagner, der wohl gleich gemerkt habe, wo die Heimtücke hinausging, habe darauf als anständiger Kerl geantwortet: ‚Mich? Im Gegenteil, Herr Oberleutnant; beim Start stört er nicht, und beim Landen nützt er mir sogar als Richtpunkt.' — ‚So, so, merkwürdig', habe da der Knallkopf wieder angefangen, ‚mich stört er aber außerordentlich. Direkt nervös wird man beim Start, ob man die Kiste auch früh genug vor ihm hochkriegt. Er muß weg, der Stehimwege! Schon wegen der schweren Bomber, die demnächst hier stationiert werden.' Und dann", schloß Simmering, „hat von Blacha dem Oberleutnant Timpe den Befehl gegeben, euch, Bauer, morgen früh wegzuschicken und abends vor die vollzogene Tatsache zu stellen. Hinterlistiger Hund, was? Ja, so feige ist der Knallkopp! Ich sag dir, Bauer: ohne Morphium setzt der sich nicht in 'n Hotellift, geschweige denn in die Kiste."

Mayenboom nahm die zu Boden gefallene Benzinlampe wieder an sich und drückte seinem Freund in der feindlichen Uniform fest die Hand: „Dank dir, Duitschmann. Bist 'n guter Mensch. Ich werd dich nicht verraten." Das Dunkel verschluckte ihn.

Die weiße Frühlingssonne war soeben aufgegangen. Mit milder Wärme hob sie den feuchten Nachtschleier vom hellen Grün der Gräser, Sträucher und Bäume; die Blumen und Blüten begannen zu beben und entfalteten sich, so breit sie konnten; fast alle Vögel erwachten gleichzeitig, die friedliche Sonnenlandschaft sofort mit ihrem Gezwitscher und Geflatter belebend. Die ferne Front schwieg, nur die Küstenbrandung rauschte wie immer.

Obermaat Timpe trat mit griesgrämigem Gesicht aus der Wachstube. Gähnend sah er über den weiten Flugplatz ins Leere. Dann blieb sein Blick auf der Blütenpracht des Birnbaums jenseits der Chaussee hängen. Schnell

wandte er sich ab, als ob er sich fürchtete, dessen weiße Schönheit anerkennen zu müssen.

Schwerfällig ging er zur Matrosen-Baracke. Vor dem halboffenen Fenster baute er sich breitbeinig auf und stieß es ganz auf; warmer Mief schlug ihm entgegen. Die lauten Atemzüge vieler Schläfer drangen an sein Ohr. Gleichmütig setzte er seine Trillerpfeife an und zerriß gellend die Morgenstille. Zehn Jahre lang hatte Obermaat Timpe mit diesem kunstvollen Triller die Matrosen auf S. M. Kriegsschiffen aus dem Schlaf gescheucht, zwei Jahre lang trieb er nun schon feldgraue Marinesoldaten damit aus den Kojen.

Einen Augenblick wartete er die Wirkung ab. Die Schläfer drinnen wurden bereits unruhig; um sie vollends zu ermuntern, sang er laut und mit tiefem Baß, fast zelebrierend, den traditionellen Weckruf der Flotte: „Reise reise! Alle Mann hoch! Zurrrrrrt die Hängematten! Ein jeder sagts dem Nebenmann, ein jeder stößt den andern an: reise, reise! Hoch das Bein, Amerika! Der Bäcker von Laboe ist da: heute gibts Brötchen und Kuchen. . . !"

In der Baracke II jedoch, dem Wohn- und Schlafraum der Flugzeugmonteure, Artillerie-Mechaniker und anderer Handwerkssoldaten, verkniff sich Timpe das heuchlerisch tröstende „Reise, reise!" Hier pfiff er nur einmal kurz und schrill, dann brüllte er: „Aufstehen!" Für das unmilitärische „Handwerker-Kroppzeug" hegte er wenig Sympathie. Das waren ja keine echten Seeleute, sondern verkleidete Fabrikarbeiter. Weiß der Teufel, warum denen keine soldatische Disziplin beizubringen war? Früher, an Bord, hatte er sich oft genug darüber geärgert, jetzt, im vierten Kriegsjahr, war es ihm piepschnurz geworden, die Hauptsache blieb, daß alles ohne Reibsand in den Maschinen weiter lief, damit man nicht auffiel: „Lieber das heile Kreuz von Knochen, als mit dem EK I versoffen." Der Krieg dauerte eben zu lange. . .

Gesenkten Kopfes ging er in die Wachstube zurück, sich keinen Augenblick darum kümmernd, ob seinem Wecken auch Erfolg beschieden war. Sollen sich doch die Offiziere für ihre dicke Kriegslöhnung selbst mit der Mannschaft herumzanken. . . !

Punkt sieben Uhr trat sie vollzählig zum Morgenappell auf dem Startfeld an; rechts die Matrosen, links die Handwerker, Unteroffiziere vor der Front. Obermaat Timpe machte Meldung. Leutnant Wagner, als Offizier vom Dienst, dankte höflich und ließ gleich rühren.

Die Arbeitsverteilung begann wie jeden Morgen. Als die Handwerkersoldaten, unmilitärisch wie immer, abtraten, um ihre Werkstätten aufzusuchen, tat Timpe so, als sähe er die Disziplinlosigkeit nicht. Auch Leutnant Wagner wollte davon nichts bemerken, als Flieger fühlte er sich zu sehr von den Monteuren abhängig, um sie mit „Armeezicken" zu reizen. Nur wenn Oberleutnant von Blacha zugegen war, bestand er auf „Männchen machen".

„Mal herhören!" Timpes Baß grollte über das Häufchen der morgensauer dreinblickenden Matrosen hinweg, als ob eine ganze Division die Ohren spitzen sollte: „Der Kommandant hat befohlen, den Birnbaum da drüben als Starthindernis umzulegen. Wer im Bäumefällen Praxis hat — vortreten!"

Alle blickten, wie am Schnürchen gezogen, zum Birnbaum hinüber. Seine schneeweiße Blütenpracht erschien ihnen plötzlich schöner und voller als je. An Vortreten dachte keiner.

Timpe hatte nichts anderes erwartet. Resignierend nahm er sich den einzelnen aufs Korn, sein Blick blieb am rechten Flügelmann der Gruppe hängen. „Na, Matrose Simmering, wie wärs mit uns? Als Landwirt und Seemann werden wir doch mit Axt und Säge umgehen können?"

Lukas Simmering stand stramm: „Bei uns im Dorf fällt man keine Birnbäume, Herr Obermaat."

„Bei euch im Dorf ist auch kein Krieg, Idiot!" Durch den verhaltenen Trotz des Matrosen gereizt, ließ Timpe seine freundliche Haltung fahren, doch zu müde, um den Konflikt auf die Spitze zu treiben, lenkte er sofort wieder ein: „Also dann nicht, liebe Tante ... dafür wird der Herr Matrose aber die Güte haben, den Bauer zum Proviantfassen nach Brügge zu begleiten. Los, saus ab! Der Bauer soll anspannen."

Vor Freude, daß er an der Vernichtung des Baumes nicht teilzunehmen brauchte, fiel Simmerings Kehrtwendung exakter aus als beim regelrechten Infanteriedienst; im Laufschritt eilte er zur Schreibstube, um sich die nötigen Papiere für das Proviantamt geben zu lassen.

Mayenboom hatte sonderbarerweise schon angespannt. Wie träumend saß er auf dem Bock des Wagens, die Zügel lose in der Hand. Als er Simmering auf sich zukommen sah, begrüßte er ihn mit tiefernstem Kopfnicken und lud ihn stumm ein, neben ihm Platz zu nehmen.

Lukas Simmering, froh, daß alles so glatt ging, stieg gewandt auf. Als der Wagen an den Fenstern der niedrigen Bauernstube vorbeifuhr, sah er einen Augenblick in das vom Weinen gerötete Gesicht der sonst immer unsichtbaren Bäuerin; neben ihr stand der Krüppel Martin. Von dessen haßerfülltem Blick getroffen, wandte sich der Matrose schnell ab.

Im Zuckeltrab polterte der schlecht gefederte Bauernkarren über die schattige Chaussee. Mayenboom stierte unentwegt auf den wiegenden Rücken des Pferdes. Nur als sie in der Mitte der großen Biegung angekommen waren, wandte er sich noch einmal nach seinem Hof um. Am Fuß des Birnbaumes stand eine Gruppe Matrosen.

Der Bauer atmete schwer.

Während der ganzen zweistündigen Fahrt wechselten die beiden kein Wort. Allen Versuchen Simmerings, ein sachverständiges Gespräch über die Frühlingsarbeit auf den Feldern rechts und links des Weges in Gang zu bekommen, setzte der Flame hartnäckiges Schweigen entgegen. Erst angesichts der uralten brügger Kirchen und Klosterkapellen erwachte er aus seinem Brüten. Mit halbzugekniffenen Augen sah er den Matrosen neben sich auf dem Bock an und sagte leise: „Jetzt werden sie ihn gewiß schon gefällt haben."

Simmering schüttelte den Kopf. „So schnell wirds nicht gehen, Bauer." In seinen Mundwinkeln zuckte es: „Ich hab heute Nacht auf Wache ein bißchen unsere Sägen und Äxte ausprobiert ... kein Weihnachtsbaum ist damit mehr umzulegen."

Mayenboom horchte auf. Ein Schimmer von Hoffnung belebte sein hageres Gesicht, um jedoch gleich wieder zu verlöschen. „Sie werden sich von der blankenbergher Kommandantur neue besorgen . . .“
Lauernd warte er auf Antwort. Er bekam keine.
Im Proviantamt herrschte lärmender Hochbetrieb. Auf dem weitläufigen Hof des Güterbahnhofs warteten hunderte Kommandierter aller möglichen Truppengattungen.
Der Bauer lenkte sein Pferd in die lange Reihe der bereits Wartenden und übergab Simmering die Zügel: „Warte auf mich, Duitschmann. Ich will derweil einen Vetter von mir besuchen.“
Damit kletterte er vom Bock und war bald im Gewühl der Soldaten, Pferde und Wagen verschwunden. Simmering, durch den plötzlichen Abschied überrascht, blickte ihm sinnend nach . . .

Des Bauern Vetter mußte eine Respektsperson von hohem Ansehn sein. Denn bevor Mayenboom die Klingel am Eingang der düsteren Klostermauer zog, nahm er die Mütze ab und strich mit der flachen Hand sein spärliches Haar glatt.
Ein rundlicher Mönch in weißer Kutte und Sandalen an den bloßen Füßen öffnete, erkannte ihn als alten Bekannten, segnete ihn und ließ ihn eintreten.
Unter den schattigen Linden des gepflegten Klostergartens leuchteten die weißen Kutten einiger blutjunger Mönche, die, ihre Breviere lesend, einzeln oder zu zweit, gemessenen Schritts spazierengingen. Sie blickten nicht einmal hoch, als der Bruder Pförtner mit einem Besucher von draußen nahte. Mayenboom aber, dem dieses friedliche Bild seit frühester Kindheit Eindruck gemacht hatte, — sein Vater pflegte ihn früher oft mit hierher zu nehmen, wenn er die Weihnachtsbirnen ablieferte — trat unwillkürlich leiser auf, als ob er Angst habe, mit seinen schweren Tritten den Krieg in das behütete Fleckchen Frieden einzuschleppen. In anerzogener Demut nahm er den Segen des greisen Priors entgegen, und mehrere Male mußte ihn ein krankhaft hagerer Mönch nötigen, Platz zu nehmen, bis er es endlich wagte, der Aufforderung nachzukommen.
„Das heiße ich eine angenehme Überraschung — Jef Mayenboom aus Zynkeerke!“ Der Prior versuchte einleitend zu scherzen: „Beschert uns der Herrgott in seiner Gnade jetzt zur Kriegszeit auch im Frühjahr Birnen?“
Der Bauer blieb todernst, unverwandt starrte er zu seiner Rechten auf das riesige, stark nachgedunkelte Ölbild im breiten Goldrahmen, das, so schien es, eine Kreuzabnahme darstellte. Endlich sagte er gepreßt: „Nein, Hochwürden, leider nein. Der Bauernhof Mayenboom wird den Klosterkindern in Zukunft keine Weihnachtsbirnen mehr schenken können.“
„Was du sagst!“ Der Weißgekleidete hinter dem altmodischen Schreibtisch blickte überrascht auf, „ein schöner Brauch, fünfzig und mehr Jahre treulich und Gott wohlgefällig geübt, soll nunmehr gebrochen werden? Warum, Jef Mayenboom?“

Wie immer, wenn er erregt war, kniff der Bauer seine Augen halb zu: „Sehr einfach, Pater Konstantin — während ich hier sitze, ist der Duitschmann dabei, den Birnbaum zu fällen."
Der Prior, wohl fühlend, was dieser Frevel für den Bauer bedeutete, schlug schnell ein tröstendes Kreuz, aber in seinen lebhaften Greisenaugen blitzte, im Gegensatz zu dieser milden Geste, der Haß auf. Leise, wie beiläufig, fragte er: „Und warum tut der Duitschmann das?"
Mayenboom sprang vom Stuhl auf. Er reckte seinen Körper wie ein Soldat, der dem Vorgesetzten Meldung erstattet: „Die Wiese gegenüber meinem Hause ist als — ist als Flugplatz beschlagnahmt worden." Der Mönch nickte, fast ein wenig lächelnd, vor sich hin und legte seine gelbliche, knochige Hand tröstend auf den Arm des Bauern. „Wir sind auf dem laufenden, Mayenboom; wir wissen genau, was in unserem schwergeprüften Vaterlande vor sich geht. Doch was hat das alles mit deinem Birnbaum zu tun?"
Dem Bauern, viel zu sehr von seinen eigenen Sorgen in Anspruch genommen, entging ganz und gar die Veränderung im Wesen des Geistlichen; er bemerkte nicht, wie die wohlwollende Teilnahme jäh in gespannte Aufmerksamkeit umgeschlagen war. „Mein Birnbaum, Hochwürden, soll seiner Höhe wegen gefällt werden. In den nächsten Tagen werden auf dieser Station schwere Bombenflugzeuge untergebracht; und dann stört er beim Starten und Landen, sagt man."
„So, so ... schwere Bombenflugzeuge?" Der Greis erhob sich nun ebenfalls, ergriff beide Hände des Bauern und sah ihm in die Augen, als ob er im Beichtstuhl ein Kind zu rückhaltlosem Geständnis ermahnen wollte: „Und woher weißt du das so genau, Jef?"
„Ein deutscher Matrose, ein guter Mensch, den Gott beschützen möge, hat es mir gesagt. Er ist auf jenem Flugplatz beschäftigt."
Mayenbooms frommen Wunsch, daß Gott seinen Gewährsmann behüten solle, schob der Mönch mit ungeduldiger Handbewegung beiseite; er schien Wichtigeres im Sinn zu haben. Fest sah er den Bauer an. „Beschreibe mir die genaue Lage deines Hofs", befahl er, „aber so genau es dir möglich ist."
Und als Mayenboom nicht gleich antwortete, setzte er bedeutungsvoll unterstreichend hinzu: „Wir werden dann dir und deiner Familie, wenn es notnotwendig werden sollte, ein neues Heim besorgen."
Und der Bauer, jetzt wohl wissend, was er tat, gab genaueste Zahlen preis, nannte alle örtlichen Anhaltspunkte, deren er sich besann. Dann reichten sich die beiden Flamen mit festem Druck die Hand.

Im Korridor der „Fliegervilla" klingelte das Telefon. Jupp Ruffenach, der glattgescheitelte Kellner aus Köln, jetzt Bursche des Oberleutnants von Blacha, meldete sich. Im Apparat eine ihm bekannte Stimme, nur, wie es schien, etwas erregt: „Hier Flugplatz, Leutnant Wagner, Morjn Ruffenach ... Ist der Kommandant schon auf?"
„Der Herr Oberleutnant schlafen noch ... hm ... der Herr Oberleutnant hat ... Besuch."

„Ach so. Ja. Ich weiß . . .“ Die Stimme Wagners klang ungeduldig. „Trotzdem befehle ich Ihnen, Herrn Oberleutnant zu bitten, sich hierher bemühen zu wollen. Sagen Sie ihm, mit dem Fällen des Birnbaums klappte es nicht. Verstanden?“

„Jawohl, Herr Leutnant. Werds sofort ausrichten.“ Mit schadenfrohem Gesicht klopfte der Bursche an die weißlackierte Schlafzimmertür. Und als von drinnen ein schnarrender Ruf laut geworden war, übermittelte er den soeben erhaltenden Befehl.

Von Blacha fluchte. Die junge Ostenderin Velice, die sich ihm zwei Nächte in der Woche widmete, lachte klingend. Sie fand dieses Deutschen dünne Stimme, besonders im Zorn, immer wieder komisch. Gereizt herrschte er sie an: „Deck dich zu!“ Und zur Tür gewandt schrie er: „Reinkommen, Jupp. Meine Sachen!“

Hackenklappend trat Ruffenach mit den geputzten Schuhen und Ledergamaschen seines Herrn in das Zimmer. Er fand ihn aufrecht sitzend im Bett, sich mit beiden Fäusten die Augen reibend. Neben ihm das schwarzhaarige Wuschelköpfchen Velicens; ihre dunklen Augen glänzten den Eintretenden von unten her unbefangen an.

Mit den sicheren Bewegungen und dem nichtssagenden Gesichtsausdruck des wohlerzogenen Leibdieners half Jupp dem zappeligen Offizier beim Anziehen. Doch kaum war der in der Badestube verschwunden, da flüsterte er dem Mädchen derbfröhlich zu: „Bleib liegen, Velice!“ Und riskierte einen schnellen Griff nach ihr; sie ließ es willig zu, räckelte sich ihm entgegen und nickte lächelnd, wobei sie ein Auge zukniff. Nun erst rannte er, wieder ganz der eifrige Offiziersbursche, seinem Herrn nach. Im weißgekachelten Baderaum lauschte er bei seinen Verrichtungen, ohne das Gesicht zu verziehen, der plärrenden Stimme des Mädchens, das aus Langeweile begann, den dummen, deutsch-flandrischen Schlager zu singen:

„Ich bin vom flamschen Blut, Mädchen und Frauen.
der Duitschmann kann es gut . . . ‚Hast Du mie leev, Mynher?‘
Er liebt die Blonden, ‚Ich hab Dich leev, mien Deern.
er liebt die Braunen, Und wenn der Orlog endlich aus,
junge und alte, nehm ich dich mit nach Haus!“

Von Blacha, sich vor dem Spiegel den korrekten Scheitel ziehend, machte ein finsteres Gesicht. „Daß mir das Ding gleich aus dem Hause kommt, verstanden, Jupp?“ Dabei machte er eine Bewegung in Richtung der Trällernden.

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant.“ Während der Bursche das sagte, bückte er sich, damit der Herr nicht im Spiegel sein Gesicht sehe. Er war der einzige, dem die Geschichte mit Jef Mayenbooms Birnbaum zupaß kam.

Leutnant Wagner, bei aller Toleranz doch stets um eine Rückendeckung bemüht, glaubte richtig zu handeln, als er den Kommandanten bat, persönlich nach dem Rechten zu sehen. Gewiß vertuschte er im vierten Kriegsjahr nach

Möglichkeit. Selbst Subordinationen, die Flugobermaat Timpe zum Beispiel noch den Atem verschlugen, ließ er mit hilflosem Lächeln durchgehen. Was ihm jedoch heute Morgen, zudem als Offizier vom Dienst, passiert war, konnte auf keinen Fall als einfacher Verstoß gegen die Disziplin, begangen in der gereizten Stimmung der allgemeinen Kriegsmüdigkeit, angesehen werden — das war schon regelrecht verabredete Sabotage einer ganzen Gruppe von Soldaten!

Mit knappen Worten rapportierte er im „Fliegersalon" dem Kommandanten das Vorgefallene: unter Führung von Obermaat Timpe hätten sich die Matrosen befehlsgemäß angeschickt, das Starthindernis aus dem Wege zu räumen; man habe, um die Fallrichtung des Baums zu dirigieren, zunächst um den Stamm in dreiviertel Höhe einen Strick geschlungen, an dessen Ende nachher gezogen werden sollte, danach erst sei Zimmermann Büssenschütt drangegangen, den Baum anzusägen. Leider ohne Erfolg. Ob es nun an dem Zimmermann, der offensichtlich widerstrebend an die Arbeit ging, oder an seiner Säge gelegen habe, sei vorerst strittig; er jedenfalls behauptete, die Säge wäre über Nacht unbrauchbar geworden, von einer zweiten und dritten Säge sagte er nach einem kurzen Versuch dasselbe.

„Nun, und was weiter?" Ungeduldig zappelte von Blacha hin und her.

„Mit den drei großen Äxten, die wir auf der Station haben, war es genau so . . ." Leutnant Wagner warf einen Blick durchs Fenster, der vorwurfsvoll auf der weißen Blütenpracht des Birnbaums hängenblieb, „kein Spänchen ließ sich damit aus dem Baum herausschlagen. Obermaat Timpe, der daraufhin Sägen und Äxte untersuchte, stellte fest, daß die Stahlwerkzeuge, wie der Fachmann sagt, ausgeglüht oder verbrannt seien."

„Sabotage! Das ist Sabotage, Herr Leutnant!" mit überschnappender Stimme schrie der Kommandant diese Worte Wagner ins Gesicht, „darauf steht Kriegsgericht!"

Der Leutnant nickte traurig. „Wenn es nur bei der Sabotage geblieben wäre, Herr Oberleutnant! Als wir aber noch bei dem Birnbaum stehen und beraten, rast plötzlich die Bäuerin wie eine Furie herbei und umklammert schreiend den dicken Stamm. Auf flämisch beginnt sie die Matrosen anzubetteln, den Baum stehenzulassen. Obermaat Timpe versucht auf meinen Befehl, die Aufgeregte zu beruhigen, sie sanft, aber bestimmt wegzuführen. Die Frau aber umklammert den Stamm noch fester und schreit, als ob es ihr an die Kehle ginge. Da kommt noch zu aller Aufregung ihr Sohn angewatschelt. Sie kennen ihn, Herr Oberleutnant? Den jungen Krüppel meine ich. Der legt sich wie ein Götze stumm auf die Knie und barmt die Matrosen an, als ob die etwas zu befehlen hätten. Eine scheußliche Situation, Herr Oberleutnant. Eine verflucht prekäre . . ."

Von Blacha winkte verächtlich ab. „Flausen, Herr Leutnant, Gefühlsduseleien."

Leutnant Wagner strich sich mit müder Hand über die Stirne. „Die Matrosen gingen darauf geschlossen in ihre Wohnbaracke. Entgegen meinem Befehl taten sie das. Und . . . und . . . da sind sie noch."

„Ist das alles, Herr Leutnant?" Mit schneidendem Hohn schnarrte es ihm der Kommandant ins Gesicht. Und da Wagner zerknirscht nickte, kreischte er ihn wie den erstbesten Rekruten an. „Da haben wir das Resultat Ihrer seemännischen Schlappschwänzigkeit in Fragen der Disziplin! Das werden Sie mir höheren Orts zu verantworten haben, Herr Leutnant! Unerhörte Schweinerei! Sabotage und Gruppen-Ungehorsam, wenn nicht sogar Meuterei. Verfluchte Scheiße das! Und ausgerechnet auf meiner Station . . .!" Er trat an das Fenster, blitzte den Birnbaum an, als wolle er ihn mit den Augen umlegen, und überlegte.
Ihm war klar, daß es jetzt zu einer Kraftprobe kommen mußte. Der unpreußische Marinegeist, diese verfluchte Mischung von Fabrikdunst, Teer- und Salzluft, mußte ein für allemal ausgeräuchert werden. Mißgünstig schielte er auf seines Leutnants dekorierte Brust. Da hing das EK I, das oldenburgische Verdienstkreuz, der repräsentativ aussehende türkische Halbmond in Gold und Rot und schräg darunter das glänzende Kampffliegerabzeichen; das schwarz-weiße EK II-Bändchen im Knopfloch rechnete er schon gar nicht mit. Ein militärisch-menschliches Rätsel, dieser lange Seeoffizier: hat U-Boot gefahren, zwei Torpedoboote sackten ihm unterm Hintern weg, er bombardierte im Zeppelin London, fliegt jetzt mit seinem Fokker wie der leibhaftige Teufel und läßt sich von der immer störrischer werdenden Mannschaft leise weinend auf der Nase herumtanzen — die höchste Zeit, daß ihm ein Kavallerieoffizier eine schneidige Attacke vorreitet:
„Herr Leutnant!"
„Herr Oberleutnant befehlen?"
„Für Mannschaft und Unteroffizier ist der Urlaub nach Blankenberghe, Brügge und Ostende bis auf weiteres gesperrt. Kerls, die das Werkzeug zerstört haben, sollen sich freiwillig melden. Geschieht das nicht, fordere ich von der Kommandantur Feldgendarmen an. Und Punkt zwölf Uhr heute mittag melden Sie mir, daß der verfluchte Birnbaum im Chausseegraben liegt. Haben Sie verstanden?"
„Zu Befehl, Herr Oberleutnant."

Die Rückfahrt von Brügge wurde unerwartet gemütlich. Lukas Simmering hatte im heimlichen Tauschverkehr mit den „Landsern" des Proviantamtes über die Anforderung hinaus Schnaps, Zigaretten und einige harte Schlackwürste (die eigentlich für Offiziere bestimmt waren) gegen Benzin und Zeltleinwand eingehandelt. Jef Mayenboom, der anfangs nichts annehmen wollte, verlor nach dem ersten, förmlich aufgedrängten Schnaps seine Bedenken. Das schwarze Kommißbrot, die delikate Offizierswurst, dazu die scharfen Schnäpse — „Auf einem Bein kann man nicht stehen", „Alle guten Dinge sind drei", „Zweimal zwei ist vier" — mundeten vortrefflich. Und als sie die fünfte Blechtasse voll „Offensivgeist" geleert hatten— „Den zum Abgewöhnen!" — waren der Flame und der Deutsche ein Herz und eine Seele geworden. Sie rückten auf dem Bock näher zusammen und verfluchten den Krieg, wobei einer den anderen lärmend zu übertrumpfen suchte. Nur über

das mögliche Ende gingen die Ansichten auseinander. Während Simmering bekannte, daß es ihm dreckegal wäre, wie er endete, wenn nur überhaupt bald Schluß sei, glaubte Mayenboom beim sechsten Schnaps fester denn je an einen Sieg der Entente. Seinen Birnbaum schien er vergessen zu haben. Er erwähnte ihn auf der ganzen Rückfahrt nicht ein einziges Mal.
In der großen Biegung kurz vor Zynkeerke wurde er plötzlich still. Sein Hof kam in Sicht. Mit Gewalt riß er den schwer gewordenen Kopf hoch. Seine leicht verglasten Augen suchten den Birnbaum: wie eine hohe Schneewehe im Sonnenlicht lag er quer über der Chaussee; die Matrosen waren gerade dabei, ihn in den Graben zu ziehen.
Simmering fluchte. „Hat der Knallkopp ... hat dieser verdammte Monokelhund doch seinen Willen gekriegt!"
Mayenboom blieb ruhig. Wie um den Matrosen und sich selbst zu trösten, sagte er nur: „Laß man gut sein, Kamerad. Böse Freude, kurze Freude ..."

Der Haß zwischen Mannschaft und Kommandant stieg in den nächsten Tagen bis zur Siedehitze. Da die ..Kerls, die das Werkzeug zerstörten", nicht im Traum daran dachten, sich freiwillig zu melden, blieb für alle der Urlaub gesperrt. Seine Drohung, Feldgendarmen anzufordern, hatte von Blacha ebenfalls wahrgemacht; doch mußten die beiden Spürnasen bald wieder ohne Erfolg abziehen.
Jeden Tag überwachte der Kommandant persönlich den „Infanteriedienst zur Strafe" und ersann dabei Schikanen, die den exerzierungewohnten Matrosen und Handwerker-Soldaten die Zähne knirschen machten. Breitbeinig, die Hände in die Hüften gestemmt, das Einglas im Auge, stand er auf dem Platz und kreischte: „Euch störrischen Hengste werd ich die Eier schleifen, bis euch das Wasser in der Blase kocht!" Oft war dieser oder jener nahe daran, ihm mit dem Gewehrkolben den Schädel einzuschlagen, doch dann kam wieder ein viertelstündiges „Stillgestanden!" Das dumpfe Donnergrollen der fernen flandrischen Front wurde warnend hörbar; da erinnerte sich jeder, erst in der Vorhölle des Krieges zu leiden, und bezwang seine Wut.
Der Arbeitsdienst auf der Flugstation wurde zur Erholung. Besonders die Monteure und Artillerie-Mechaniker begannen, um so weniger und oberflächlicher zu arbeiten, je häufiger sie — „um den Lümmeln Bewegung zu machen!" — über das Startfeld gejagt wurden. Die Störungen an den Motoren und Maschinengewehren häuften sich, ohne daß jemand vorsätzliche Sabotage nachzuweisen gewesen wäre; es waren einfach Folgen unbeweisbarer Nachlässigkeit ... jene Folgen, die Leutnant Wagner und mit ihm alle Seeoffiziere schon auf den hochmechanisierten Kriegsschiffen kennen und wie den Tod fürchten gelernt hatten, Folgen, die sie daher selbst auf Kosten der militärischen Disziplin zu vermeiden trachteten: denn sie waren von keinem Kriegsgericht greifbar, diese Störungen. Im Gegenteil, die Entschuldigung: „Ich habe nicht den Befehl erhalten, dieses oder jenes zu tun", konnte unter Umständen sogar den schneidigen Vorgesetzten mit dem Kriegsgericht in Berührung bringen.

So zugespitzt lagen die Dinge, als die Flugstation „aktiv" wurde: die Etappe des Aufbaus und der Übungsflüge war beendet; zu den sechs Kampfeinsitzern hatten sich noch vier LVG, Type C 4 mit 220 PS-Motoren gesellt. Die runden Leinwandzelte waren längst durch eine stabile Flugzeughalle ersetzt.

„Der Ernst des Lebens kann beginnen", sagte Leutnant Wagner, ein wenig krampfig humorig, als er zu seinem ersten Frontflug Gas gab.

Auch Oberleutnant von Blachas Einsitzer stand an diesem Morgen startbereit auf dem Flugplatz. Der Kommandant wollte gleich nach Wagners Rückkehr an die Front fliegen. Max Salewski, sein Monteur, ein ewig spöttelnder Berliner, saß im Führersitz und ließ den Umlaufmotor donnern; hinten, im Propellerluftzug, stand Simmering und drückte den Flugzeugschwanz nach unten, damit es keinen Kopfstand gebe.

Später, als Salewski den Motor ausgeschaltet hatte, kletterte Simmering zu ihm auf den Führersitz. Eingehend ließ er sich von dem etwas geschmeichelten Fachmann Funktionieren und Handhabung der Maschine erklären. Er fragte dies und das und unter anderem auch mit dem harmlosesten Gesicht von der Welt, ob es wirklich wahr wäre, daß „eine Prise Feilspäne genüge, um dem Knallkopp mit seiner Maschine das Wiederkommen zu versalzen?"

Der Monteur blinzelte und tupfte den Fragenden mit dem öligen Zeigefinger auf die Stirn: „Mensch, Lukas, du hast 'ne hohle Birne. Bei dir klappern schon die Kerne. Wenn det so einfach wäre, meinste, der Monokelfritze piepste hier noch rum? Klar doch genügt so 'ne Prise an der richtigen Schleifstelle! Aber jede Kiste, die uff'n Pinsel fällt, wird doch untersucht, Mensch, warum und wieso se abjetrudelt is. Und denn heeßt et: „Wer war der Monteur? Wo ist das Schwein? Ran mit ihm an die Kriegsgerichtsbarriere!"

„Wenn das Flugzeug aber hinter der Front abschwirrt?" Simmering sah seinen Kameraden groß an, „der Tommy wirds kaum untersuchen. Und wenn doch, wird ers dem Deutschen nicht melden, warum es abgestürzt ist."

„Jenau so wie sich det 'n Laie vorstellt ..." Salewski schüttelte mit wissendem Lächeln den Kopf. „Nee, nee, Junge, det laß man sind. So 'n präpariertes Flugzeug kommt erst gar nicht zur Front, det sackt schon vorher ab, und überhaupt, was hat man davon? Ein Knallkopp mit oder ohne Monokel geht hops, zwei andere treten an seine Stelle. Nee, nee, Lukas, da mußt du dir schon was andres ausknobeln."

„Was denn zum Beispiel, Maxe?" Eigensinnig beharrte Simmering auf seinem Gedanken.

Salewski beugte sich über den Rand des Führersitzes. „Was sich Max Reichpietsch und Alwin Köbes bei euch in der Flotte und Karl Liebknecht bei uns in Berlin ausgedacht haben — verstehste, Lukas?"

Simmering machte ein enttäuschtes Gesicht. „Das ist ja Politik und ... und weiter kommt man auch nicht damit. Den Reichpietsch und den Köbes haben sie erschossen, und Liebknecht sitzt bei Vater Seemann. Der Krieg aber geht lustig weiter."

„Pst — der Knallkopp!" Salewski sprang aus dem Führersitz und meldete

dem in Sturzhelm und Fliegerdreß heranstakernden Oberleutnant „Maschine startbereit!"
Von Blacha dankte kaum, stellte einige die Maschine betreffende Fragen, ohne dabei seinen Monteur anzusehen, und startete.
„Daß dich der Tommy löchert wie 'n Kaffeesieb!" knurrte Salewski dem schnell nach Westen verschwindenden Flugzeug nach.
„Na also, Maxe, sind wir uns ja einig", lachte Simmering.
Der Monteur sah dem Matrosen ernst ins Gesicht: „Nee, Lukas, wird sind uns *nicht* einig. Wenigstens nicht über den *Weg*."

Es stellte sich heraus, daß man höheren Orts nie daran gedacht hatte, die schweren Bombenflugzeuge so nahe bei Ostende zu stationieren — irgend jemand „mit Beziehungen" brachte diese Nachricht vom Armeeflugpark Gent mit. Der Birnbaum war also in seiner schönsten Blütenpracht einer bösen Laune willen geopfert worden.
Der Schuldige, bisher gehaßt, verfiel nunmehr der allgemeinen Verachtung. Selbst Leutnant Wagner, der vorher nie Umgang mit dem hochmütigen Kavalleristen gesucht hatte, mied ihn jetzt auch dienstlich, wo er nur konnte. Er verbarg sogar kaum seine Befriedigung über den neuesten Streich aus dem Dunkel brodelnder Heimlichkeit: da stand eines Morgens, dort, wo einst der Birnbaum wurzelte, ein Kreuz, wie man sie auf Soldatengräber setzt; die Inschrift, unbeholfen mit roter Mennige gemalt, lautete:

„Ein Birnbaum
fiel durch
Lumpenhand."

Oberleutnant von Blacha tobte und verlängerte die Urlaubssperre für Blankenberghe, Brügge und Ostende und gab der Schreibstube Anweisung, nicht eher Anträge auf Heimaturlaube entgegenzunehmen, bis sich die Urheber auch dieser „Schweinerei" gemeldet hätten. Leutnant Wagner spendete seinem Monteur am gleichen Tage zehn Mark, mit der Weisung, dafür Zigaretten zu kaufen und diese ohne Nennung des Spenders unter den Kameraden zu verteilen.

Im trüben Licht einer freihängenden Glühbirne saßen die Matrosen in ihrer Wohnbaracke. Einige spielten lustlos, nur um die Zeit totzuschlagen, mit schmutzigen Karten Sechsundsechzig; einer stopfte seufzend seine dicken Wollstrümpfe, ein anderer übte mit heraushängender Zungenspitze im Mundwinkel auf der Ziehharmonika; und drei lagen in den Kojen nebeneinander, sich „Döntjes", lustig aufgebauschte Erlebnisse, erzählend. Simmering saß am rohgezimmerten Holztisch und würgte mißmutig sein Abendbrot in sich hinein: „deutschen" Tee aus Heu und Brombeerblättern, Kommißbrot mit widerlich süßem Kunsthonig darauf.
Plötzlich horchte er auf. Einer der drei Matrosen, die sich auf den Kojen unterhielten, berichtete gerade von einem Frontflug, den er als „Franz", als Be-

obachter, mitgemacht haben wollte: „Ja, und auf einmal fängt unser Motor auf dem Rückflug an zu kotzen. Der Tourenzähler geht rapid zurück und bevor mein „Emil", mein Führer, das Gas wegnehmen kann, steht der Propeller wie 'n Brett. Na, was soll ich euch sagen? Schnell im Korkenzieher runter und knapp hinter unserer Linie gibts 'ne Notlandung. Wir wie die Frösche aus der Kiste. Was ist los? Kommts raus: die Gummistutzen an der Verbindung der Kühlwasserleitung sind zerfressen wie Zunder ... und wir haben uns gewundert, daß kein Kühlwasser mehr da war! Natürlich konntest du jetzt aus dem Motor 'ne Kaffeemühle machen ... aber stellt euch vor, das wäre uns fünf Minuten früher passiert ..."

„Tja, tja, so ist das", zog einer der Zuhörer besinnlich die Moral aus der Geschichte: „ein fauler Gummiring und schon biste in der Verlustliste."

„Und weißt nicht warum, wieso und wofür!" beendete der dritte die Unterhaltung.

Simmering hatte mit niedergeschlagenen Augen auf jedes Wort der Erzählung gelauscht. Jetzt aß er mahlend weiter. Seine Gedanken waren aber nicht bei dem Kunsthonigbrot. Er legte sich bald angezogen auf die Koje und starrte von dort mit großen Augen unverwandt auf einen Fleck. Um 12 Uhr nachts zog er in die Flugzeughalle auf Wache.

Nur spärlich beleuchtete die Notlampe den sorgfältig nach außen hin abgeblendeten Raum. Die in einer langen Reihe ausgerichteten Flugzeuge ähnelten in diesem Licht gespenstischen Riesenvögeln. Ein Wind hatte sich von der rauschenden Küste her erhoben und brachte die hohen Schiebetüren zum Klappern.

Simmering war allein. Zögernd näherte er sich dem Einsitzer unter der Notlampe. Leise öffnete er die Klappe an der seitlichen Blechverkleidung. Mit einer elektrischen Taschenlampe fuhr sein Arm in die metallischen Eingeweide der Maschine. Erst drinnen knipste er das Licht an.

Im ersten Augenblick verwirrte ihn das in sich verschlungene Durcheinander von geformtem Stahl, Aluminium und Messing. Die zweckvoll gewundenen Rohre und Röhrchen, die stabilen Laschen und Versteifungen, die Isolierdrähte, die blanken Stangen, Hebel, Steuerungszüge, Kränchen und Schmiertöpfe machten ihn unsicher. Aber nicht umsonst hatte er in den letzten Wochen seine ganze Freizeit darangesetzt, um in dieses unheimliche mechanische Geheimnis einzudringen; langsam enthüllte sich ihm Sinn und Zweck dieses oder jenes Maschinenteils, und bald betastete die etwas zitternde Hand das, was er suchte.

Der erste Versuch mißlang. Stramm, wie angegossen, saß der Gummistutzen über der Stelle, wo die beiden Rohre der Kühlwasserleitung zusammenstießen; ihn ohne Werkzeug herunterzustreifen, war unmöglich. Schwer atmend stellte Simmering seine Bemühungen ein. Er fluchte leise und überlegte. Salewskis Werkzeugkasten fiel ihm ein, dort mußte sich das Notwendige finden.

Es fand sich. In peinlicher Ordnung sah er im Lichte der Taschenlampe griffbereit alle möglichen Werkzeuge liegen, darunter den englischen Universalschlüssel. Aber er sah auch, was er in Maxens Schublade nicht vermutet

hatte: mehrere Gummistutzen von der Größe, die er gebrauchen konnte. Er nahm den schlechtesten an sich, zog dessen Altersrisse mit einem Messer nach, machte ihn sozusagen noch hinfälliger und eilte klopfenden Herzens zur Maschine zurück.
In knapp einer halben Stunde war das Werk getan. Als er eben den Schraubenschlüssel in Salewskis Werkzeugkasten zurücklegte, hörte er draußen Schritte. Er schreckte hoch. Sein Kopf berührte den Birnbaumzweig, den Max gleich anderen Monteuren zum Zeichen des heimlichen Protestes über seinen Arbeitsplatz gehängt hatte ... die vertrockneten Blätter und Blüten rascheln, und einige fielen auf den Schraubstock nieder.
„Posten Flugzeugschuppen meldet: Alles in Ordnung!"
Der Offizier vom Dienst, Fähnrich zur See Kilian, ein junger Beobachtungsflieger, dankte verschlafen und ging wieder hinaus.

Mayenboom, sein Sohn Martin und Simmering saßen sonntags in der niedrigen Bauernstube beim Mittagsmahl. Es gab ungeheure Mengen Stampfkartoffeln in Milch. Der Bauer, sich Simmerings gelegentlicher Klage erinnernd, daß er von dem Stationsfraß nie satt würde, hatte ihn eingeladen.
Des Matrosen bewegte Hungerklage stellte sich jedoch als arge Übertreibung heraus: kaum, daß er seinen Teller Brei leer aß, geschweige denn dem Drängen des Hausherrn nachkam, sich „eine frische Wucht aufzuladen": der „Duitschmann" war heute entschieden nicht auf dem Damm. Er stierte beim Essen immer nur auf seinen Tellerrand und, wenn er einmal aufblickte, flackerten seine Augen wie bei einem Gehetzten. Auf die teilnehmende Frage des Bauern, ob bei ihm etwa eine Krankheit im Anzuge sei, schüttelte er den Kopf: „Hat nix zu sagen, Mayenboom, die Wache heute nacht ist mir ein bißchen schwergefallen."
Nach dem Essen gab es heimlich gebrannten Kartoffelschnaps. Zu anderer Stunde wäre Simmering über dieses ihm dargebrachte Vertrauen — Schnapsbrennen stand ebenfalls unter Kriegsrecht — höchlichst gerührt gewesen, heute brachte er keinen Sinn dafür auf. Er mußte, während er den Hochprozentigen wie Wasser trank, an alte, rissige Gummistutzen denken. Nur der Umstand, daß Sonntag war, Maxe Salewski also heute nach menschlichem Ermessen des Kommandanten Flugzeug in Ruhe ließ, beruhigte ihn ein wenig.
Gerade hob der Belgier sein Gläschen, um mit dem deutschen Gast auf baldigen Frieden anzustoßen, als seine Augen erschreckt abglitten und durchs Fenster starrten. Gemessenen Schritts näherte sich draußen ein junger Mönch in weißer Kutte und Sandalen an den bloßen Füßen.
Mayenboom eilte hastig hinaus. In der Stube wurde es still. Nur vom Flur her drang jetzt leises, erregtes Geflüster herein. Dann trat der Mönch segnend durch die Tür und hinter ihm, seltsam fahrig, der Bauer. Der Krüppel Martin watschelte demütig auf den Geistlichen zu und küßte ihm die Hand, obwohl derselbe nicht viel älter zu sein schien, als er selbst. Die Bäuerin blieb, wie meistens, unsichtbar.

Mit schiefem Lächeln wandte sich Mayenboom an den höflich aufgestandenen Matrosen: er möge entschuldigen; wie er sähe, sei unerwarteter Besuch gekommen; nun müsse sofort angespannt werden, denn die Kinder des Waisenhauses, von wo Bruder Augustin geschickt worden wäre, hätten schon drei Tage lang keine Kartoffeln mehr gegessen. Sofort brächte er zwei Sack hin. Aus alter Anhänglichkeit täte er das. Und weil er ihnen — wie der Deutsche wohl wisse — keine Weihnachtsbirnen mehr liefern könne.
Simmering verstand. Das war eine unnötig gewundene Ausladung gewesen. Er nickte und ging mit stummem Gruß zur Tür. Mayenboom begleitete ihn übereifrig. Im Flur schien er noch etwas sagen zu wollen. Es ging nicht. Er machte ein unglückliches Gesicht und unterließ es. Dafür aber drückte er des Deutschen Hand so fest, daß dieser erstaunt aufsah.
Eine Stunde später sah Simmering den Bauernwagen auf der Chaussee in Richtung Brügge davonfahren. Obenauf saß die ganze Familie Mayenbooms. Der weiße Mönch ging gemessenen Schrittes neben dem Wagen her.
Mit seltsamen Gefühlen sah Simmering dem Wagen nach. Ihm wurde einsam zu Mute.

Sonntagnachmittag. Der Stationsfraß, Brennesselsuppe und Dörrgemüse mit zähem Rindfleisch, ohne Saft und Kraft gekocht — ist in gewaltigen Mengen als lustloser Dienst am Magen verschlungen. Jetzt rächt sich der Körper: in bleiernem, unerquicklichem Mittagsschlaf liegt alles, bis auf die Bereitschaftswache, in den Kojen.
Da schrillt plötzlich in der Flugzeughalle, in allen Wohnbaracken, Werkstätten und Lagerräumen das elektrische Alarmsignal. Nervenzerrend bohrt sich der helle Klingelton in das Bewußtsein der Aufgeschreckten. Mit hundertmal geübter Bewegung eilt jeder auf seinen Posten, kaum daß dabei ein Wort fällt, höchstens hie und da ein Fluch.
Die Bereitschaftswache öffnet mit Gepolter die großen Schiebetore der Halle. Heraus rollen, von den Matrosen im Galopp gezogen, die ersten Flugzeuge aufs Startfeld. Das Rattern und Donnern der Motoren und Propeller beginnt. In zwei feldgrauen Autos rast auf der Chaussee der Kommandant mit seinen Fliegern herbei. Auf der kurzen Fahrt von der „Fliegervilla" zum Flugplatz kleiden sich die Offiziere vollends an. Die Autos rumpeln aufs Flugfeld, stoppen dicht vor den Maschinen. Heraus aus den Autos, hinein in die Flugzeuge! Vor knapp sieben Minuten hat die Alarmglocke geschrillt, und schon kreisen die ersten Einsitzer in ungeduldigen Schleifen über der Station . . .
Simmering hilft am linken Flügel die Maschine in Startrichtung zu dirigieren; am rechten keucht Salewski. Während der Matrose über das Startfeld rennt, blickt er von Blacha, der mit angespanntem Gesicht im Führersitz hantiert, unverwandt an. Will er sich diese verhaßte Offiziersvisage für immer einprägen? Sucht er im letzten Augenblick in der hochmütigen, abgelebten Junkersfresse nach einer Entschuldigung für seine nächtliche Tat? Der Matrose Simmering, gefragt, warum er dem Offizierflieger so saugend ins Gesicht sähe, hätte höchstwahrscheinlich nichts darauf erwidern können.

Oberleutnant von Blacha startet als letzter der sechs Kampfflieger. Er nimmt ein Glücksmascottchen mit, ein schwarzes, indisches Göttermännlein aus Ebenholz, dessen Zeugungsglied stramm vom rundlichen Leibchen absteht. „Außerdem", sagte später Salewski, „glänzten seine Augen, als ob er sich zur Feier seines Todestages eine doppelte Portion Morphium genehmigt hätte."
Die Kampfstaffel Zynkeerke mit dem Einsitzer des Kommandanten an der Spitze, donnerte schnell westwärts, lange verfolgt von den Blicken der Monteure und Matrosen. In die nun wiederkehrende Ruhe, grollte der dumpfe Donner der fernen flandrischen Front unheimlicher als je zuvor.

Des Tommys Schwäche, den Sonntag durch Ruhe zu heiligen, war vom Deutschen schon häufig zu plötzlichen Überfällen ausgenützt worden. Zwar wurde im Endeffekt durch diesen Trick — Taktik wäre zuviel gesagt — kaum noch ein Frontabschnitt ausgebuchtet, geschweige denn aufgerollt oder gar auf der ganzen Linie vorverlegt; aber es machte sich immer noch gut, wenn das Hinterland, oder genauer, die im Hinterland schwer am Krieg Verdienenden, im Heeresbericht lesen konnten, daß es „unseren heldenhaften Truppen da oder dort gelungen" war, „unter Führung des Generals von Sowieso Terrain zu gewinnen."
Mehr war im vierten Kriegsjahr unter rücksichtslosestem Einsatz von Material und Menschen nicht mehr herauszuholen. Zwar wollte das ein hoher Generalstab auf keinen Fall wahrhaben. Das fünfte Matrosenregiment zum Beispiel, das berüchtigte Strafkommando Flanderns, in das alle irgendwie unzuverlässigen Matrosen und Maate der Flotte gesteckt wurden, wußte es aber bis zum letzten Mann. Um sie noch aus den Gräben nach vorne zu locken, bedurfte es dreierlei in schweren Mengen: Schnaps, Artillerievorbereitung und beim Sturmangriff Flieger.
Auf die Artillerievorbereitung mußte an diesem Sonntag verzichtet werden. Schlagartig einsetzende Überfälle meldet man nicht vorher an, den Schnaps hatten die feldgrauen Matrosen bereits getrunken, und die Flieger aller flandrischen Stationen waren alarmiert.
Da dröhnen sie im Rücken der Feldgrauen heran. Die Grabenoffiziere geben das Zeichen zum Sturm. Zögernd klettern sie auf die Brüstung. Die erste Infanteriefliegerkette braust in kaum fünfzig Meter Höhe über die vor Angst, Alkohol und Weltuntergangslärm hämmernden Köpfe. Eine zweite, breit auseinandergezogene Flugzeugkette folgt in derselben Höhe, während die erste bereits von oben die englischen Gräben mit MG-Feuer eindeckt. Doch der Tommy, erbost über die Ruhetagsstörung erholt sich schnell vom ersten Schreck, zornig beginnen seine Maschinengewehre zu rattern; bald folgt mit wütendem Bellen seine leichte Artillerie.
Und in diesem Höllenlärm, immer wieder dicht über den Köpfen der Vorgehenden das blitzschnell anschwellende und ebenso rasch wieder verhallende Dröhnen der eigenen Infanterieflieger. Über ihnen kreisen die Schlachtflugzeuge, bereit, jäh hinunterzustoßen, wenn sich ein feindlicher Sturmtrupp

zeigt oder ein Tank sichtbar wird. In tausend Meter Höhe kurven nervös die Artillerieflieger, deren Beobachter die feindliche Artilleriestellung auszukundschaften suchen. Noch einige tausend Meter höher ziehen Bombengeschwader in breiter Staffelung. Und über allen: die wendigen Kampfflieger in engen, wie mit unsichtbaren Schnüren zusammengehaltenen Staffeln. Alles strebt westwärts. Wenn der vorwärtsstürmende Soldat einmal aufblickt, sieht er sich in einer Front, die bis hoch in den Himmel reicht. Das pulvert auf! Das beschleunigt die Schritte des zitternden Häufchens Unglück! Sprung auf — marsch, marsch!

Aber nicht lange. Denn nun packen die Engländer, die Amerikaner, die Franzosen an Maschinen aus, was sie haben. Und sie haben eine ungeahnt schwere Menge! Der ganze westliche Horizont beginnt, sich wie beim aufsteigenden Gewitter zu verfinstern. Die dröhnenden Schwärme rasen näher und näher. In unzähligen breiten Ketten hintereinander und drei-, vier-, fünffach übereinander, jagen sie mit unwiderstehlicher Wucht die kümmerlich dünnen Staffeln der Deutschen zurück. Hier und da kommt es noch zu einem kurzen, hitzigen Luftgefecht, dessen Ausgang in wilden Kurven, Korkenziehern und steilem Trudeln ungewiß bleibt. Brennend sackt das erste deutsche Flugzeug wie ein Stein in die Tiefe, ein zweites fällt sterbenswund, seitlich über den Flügel rutschend, zu Boden; ein drittes hat sich im Todeskampf in seinen Gegner verbissen und reißt ihn mit ins Verderben ...

Der stürmende Feldgraue, wieder hochblickend, sieht seine Luftfront in kläglicher Unordnung wenden. Da wendet auch er und beginnt um sein Leben zu rennen. Hat er Glück, erreicht er lebend oder angeschossen den alten Graben; wenn nicht, verreckt er hilflos zwischen den Linien unter mehr oder weniger fürchterlichen Qualen: es kommt auf einen nicht an. Auch nicht auf den Oberleutnant Blacha. Obwohl in seinem Fall gleichzeitig ein ziemlich neuer Kampfeinsitzer modernster Konstruktion ausscheidet, den zu ersetzen im ausgebluteten Deutschland des vierten Kriegsjahres immer schwerer wird.

Die Kampfstaffel Zvnkeerke kommt ohne ihren Staffelführer zurück. Unter Führung Leutnant Wagners landen die fünf Flugzeuge knapp vor Anbruch der Dunkelheit. An allen Tragdecks flattern die Tuchfetzen. Kein Flugzeug ohne Löcher. Wagners Monteur zählt die Treffer in seiner Maschine. Er kommt bis 132, dann gibt ers auf.

Die Flieger wanken in ihren Salon. Dort schnappen sie wie Fische auf dem Trockenen. Kraftlos lassen sie sich auf Stühle und Kojen fallen. Einige zittern und beben immer noch, und in den glasigen Augen aller steht das unfaßbare Grauen des Erlebten.

„Meine Fresse, meine Fresse!“ klagt mutlos der lange, ordengeschmückte Wagner, „dagegen kann man nicht mehr an ...“ Ein Weinkrampf packt ihn. „Die haben ja den ganzen Himmel voller Kisten. ..“

Drinnen in der Flugzeughalle nimmt Salewski, der verwaiste Monteur, den vertrockneten Birnbaumzweig ab, den er damals zum Zeichen des heimlichen

Protestes über seinen Arbeitsplatz gehängt hatte. „Tote soll man nicht hassen, besonders nicht, wenn man vielleicht selbst nahe am Grabe steht."
Der Monteur Salewski hält den Zweig, unschlüssig wohin damit, noch in der Hand, da beginnt die Alarmglocke wieder schrill an den Nerven zu zerren. Gleichzeitig geht auf der ganzen Station das Licht aus. „Fliegeralarm! Feindliche Flugzeuge in Sicht!"
Im Dunkeln stürzt jeder auf seinen Posten. Der Stationsarzt verspritzt beim Schein einer flackernden Benzinlampe seinen ganzen Vorrat an Morphium. Selbst Leutnant Wagner, jetzt Kommandant der Fliegerstation Zynkeerke, vergißt seine Verachtung gegenüber den „Morphiumhelden" — mit zusammengekniffenen Lippen reicht er den aufgekrempelten Arm hin. Dann taumelt er mit den anderen Fliegern zu seinem Flugzeug, bereit, auch noch das Allerletzte herzugeben für eine Sache, die er innerlich als längst verloren betrachtet.
Nur Max Salewski, der Monteur ohne Maschine, bleibt an seinem Arbeitsplatz in der Flugzeughalle stehen. Den vertrockneten Zweig in seiner Hand scheint er vergessen zu haben.
Im fahlen Mondlicht rast das Unheil näher. Die vereinigte englisch-amerikanisch-französische Luftflotte zeigt den Deutschen, was Materialüberlegenheit bedeutet. Sie könnte, wenn sie wollte, ganz Ostende, Blankenberghe und Brügge in Schutt und Asche aufgehen lassen. Aber die Vergeltung würde zu vielen belgischen Menschen — Greisen, Männern, Frauen und Kindern — das Leben kosten. Darum weicht sie in großem Bogen den Städten aus und steuert unbekümmert um Scheinwerferlicht, Leuchtkugeln und Phosphorpatronen über die Kriegszentren der Deutschen.
Man kennt diese Punkte. Eingezeichnet stehen sie in Spezialkarten, die ständig ergänzt werden durch einen Nachrichtendienst, an dem das ganze besetzte Belgien, direkt oder indirekt, freiwillig oder arglos dienend, mitarbeitet. Warum wohl mag heute Mittag der weiße Mönch den Bauer Mayenboom und seine Familie abgeholt und in Sicherheit gebracht haben?
Die zeebrügger Mole, der stark befestigte U-Boothafen, ist eine besonders sorgfältig ausgepeilte Stelle. Auch die weitläufige Kriegswerft ist das Ziel eines Geschwaders, dessen Bomben mit unheimlicher Sicherheit die empfindlichsten Stellen zu treffen wissen.
Zwei Lichtgarben von der Küste, drei von der holländischen Grenze, eine vom Innern des Landes bündeln sich, beleuchten die wilden Spiralen der riesigen Metall-„Motten" — dann sieht man für den Bruchteil einer Sekunde im bleichen Scheinwerferlicht vier, fünf, sechs winzige silberne Unheiltropfen fallend aufglänzen . . . dumpfes Dröhnen. Krachen. Splittern.
Jetzt ganz in der Nähe.
Von den Fliegern, Monteuren und Matrosen der Flugzeugstation Zynkeerke erreichen nur zwölf unverletzt den dicken Betonunterstand. Zwei Mann, die in der Nähe der Chaussee stehen, hüpfen, als sie begreifen, daß diesmal auch die Station gemeint ist, wie Frösche in den aufspritzenden Schlamm des Grabens. Sie pressen ihre vor Todesangst zitternden Körper unter den verfaulen-

den Stamm des Birnbaums. Nach jeder Explosion bohren sie ihre Köpfe noch tiefer in den widerlichen stinkenden Morast. Der Birnbaum dröhnt von herniederprasselnden Eisenbrocken.
Als Flugobermaat Timpe und der Matrose Lukas Simmering ihre maskengleich beschmierten Gesichter wieder erheben und über den Rand des Grabens hervorlugen, steht die Flugzeughalle, stehen die Flugzeuge auf dem Startfeld in hellen Flammen. Auch Jef Mayenbooms Haus hat Feuer gefangen; da es auf einer kleinen Anhöhe steht, beleuchtet es ganz Zynkeerke und Umgebung ...
Die Flakbatterie in der Nähe ist verstummt. Gellende Hilferufe und Schmerzensschreie der Verwundeten zerreißen die Luft. Timpe und Simmering wissen nicht, wem sie zuerst beistehen sollen. Auf dem Wege zum Unterstand stolpern sie über einen Sterbenden. Simmering beugt sich zu ihm hinunter: es ist Max Salewski. In seiner vor Schmerz verkrampften Hand hält er einen vertrockneten Birnbaumzweig.
Das dumpfe Donnergrollen der fernen flandrischen Front hat aufgehört; nur das Brausen der nahen Küstenbrandung ist hörbar, wie immer.

DREI NÄCHTE DES JAN BOCKELSON

VIII

Johannes Wüsten

I

Wegen der einen Kerze glommen die drei, vier Schusterkugeln alle an einer Stelle mit einem Glanzlicht, wie es Augen haben. So wie sehr große Augen starrten die Kugeln aus dem Dunkel auf den kleinen Jan, der in die Ecke gesetzt worden war, weil er jetzt überall im Hause störte. Vor ihm lag ein Bilderbuch. Aber die Kerze stand zu hoch — sie taugte nur, um den Raum voll schrecklicher Augen zu machen.
„Es sind vielleicht Augen Gottes", überlegte Jan. „Gott ist überall." Aber mit sechs Jahren ist der Mensch bereits vom Wissen angebohrt, der Glaube beginnt zu sickern und der Zweifel aufzusteigen wie ein giftiger Dampf. Gottes Augen sind gütig. Waren diese Augen gütig? Nein. Wenn in dem Lagerraum der große Bottich aufgestellt wurde, dann kam Besuch — kam Bruder Olearius. Kringel gab es dann für Jan, jeder gab ihm welche. Bruder Olearius zwar nicht, aber er legte die Hände auf Jans Kopf und betete. Mutter hatte dann immer sehr glänzende Augen. Seine Mutter hätte auch des Heilands Mutter sein können, so schön wie die Jungfrau Maria war sie sicher. Mutter würde diesen Augen hier schon helfen. Sie würde außerdem nicht glauben, daß Teufel hier im Laden sind. Aber es ist leider klar: wenn Bruder Olearius da ist, wo sollen die Teufel hin? Ich habe vorhin um Vergebung der Sünden gebeten, und Bruder Olearius hat mich gesegnet, da ha-

ben die Teufel bloß Macht, mich zu schrecken — oh weh! Ein paar Schritt vor mir sind sie!

Der kleine Jan schrie nicht. Er betete ganz leise, um die Teufel nicht zu reizen. Dann — die Blicke stets auf den Kugeln — wich er langsam gegen die Tür hin. Mit den Teufeln, das mußte er doch melden. Ein hastiger Ruck — schon ist er hinaus. Er hätte jeden ihn verfolgenden Teufel bestimmt im Türspalt eingeklemmt.

Die roten Backsteine des Flurs waren frisch gescheuert. Viele dunkle Tapsen waren darauf. Neben dem eichenen Schrank standen Überschuhe aus Stoff, Leder, Holz — billige und teure. Durch die kleinen Scheiben an der Haustür kam kein Licht mehr, draußen war es finster. Und neben der Tür brannte die Öllampe ganz herabgeschraubt. Eine Weile stand der kleine Jan entschlußlos — sah, nur weil dort was sich regte, in den Käfig neben dem Schrank. Der Wachtelkönig aber steckte den Kopf schon wieder unter den Flügel und schlief.

Von hinten aber hörte Jan jetzt singen, schwach, doch von vielen Stimmen: „Jetzt noch verhüllt ist uns dein Licht, o Golgatha, o Weltgericht!" Jan faltete die Hände, drehte sich plötzlich wie rasend um, aber es war kein Teufel aus dem Laden geschlichen. Also ging Jan schräg über den Flur in das vordere Zimmer. Wenn jemand draußen auf der Gasse vorbeiging, dann fiel Licht ein. Da aber die meisten Menschen ihre Laterne sehr niedrig tragen, zog das Licht unter der Decke entlang. Jan konnte sehen, daß dies schöne Zimmer ganz verkramt war, überall lagen Schrauben, Radmäntel, Umhangtücher. Auf der Truhe aber lag viel mehr. Hier sah es aus wie in Mutters Schlafkammer. Strümpfe lagen da, Unterröcke, ein Hemd — alles offenbar, was eine Frau anhatte. Mutters Sachen waren das nicht. Gleich fiel ihm dabei der Bottich ein. Indes, ein Lichtschein lenkte ihn ab, der von draußen her immer und regelmäßig ging, verschwand, ging, verschwand. Jan war sich klar. Da wartet jemand, der zu uns will, und niemand hat gehört, wie er klopfte. Mit großer Mühe konnte er den Riegel an der Tür beiseiteschieben, und augenblicks kam die Laterne auf ihn zu. Da war es Otto Brinkmann, der Junggeselle.

„Sind sie schon fertig?" fragte er Jan. Der fühlte sich sehr geehrt: „Sie singen erst", tat er vielwissend. Der Junggeselle kann einen Sperling im Flug mit einem Stein treffen. Er tut es zwar nicht, und wenn man noch so bittet, denn es ist Sünde wider Gottes Kreatur. Immerhin, er kann es. Jan bringt es nicht einmal fertig, wenn sie im Hof sitzen und den Hühnern das Futter wegpicken. Dann ist es keine Sünde, aber es ist zu leicht für den Junggesellen, und deshalb tut er es auch dann nicht. Otto Brinkmann ist — er hat es Jan ganz heimlich anvertraut — der Sohn eines Grafen, aber fahrendes Volk hat ihn aus der Wiege verschleppt. Fünftausend rheinische Gulden hat sein hoher Herr Vater jedem versprochen, der ihm den Sohn zurückbringt, nie aber haben die fahrenden Leute den Namen des Grafen verraten. Sie raubten den Sohn nicht aus Geldgier sondern aus Rache. Jan liebt den Junggesellen dieserhalb und dann auch, weil der Grafensohn oft mit dem Teufel kämp-

fen muß. Wenn Otto ihm davon erzählt, so wird die Mutter böse, und das versteht Jan nicht. Die Mutter sagt, der Teufel habe wenig Macht, Jan brauche weder ihn, noch Hexen oder böse Geister zu fürchten. Jan aber will ein Streiter Christi werden, so groß wie Bruder Olearius, vielleicht auch gar wie Otto Brinkmann. Und nun kommt ihm ein herrlicher Gedanke. „Otto", flüstert er, „ich weiß, wo ein paar ordentliche Teufel stecken — du könntest sie mit Leichtigkeit . . ." Der Junggeselle wirft die Lippen auf: „Hier geht es um viel mehr, mein Kleiner, als um ein paar Dämonen. Störe nicht meine Wachsamkeit!"

Jan wird bleich vor Erregung: „Bist du auf Wache?"

„Pst", sagt Otto. Dann zwinkert er Jan zu: „Du ahnst nicht, was im Hinterhaus hier vorgeht, bist noch zu klein. Ich aber sage dir, der Bruder Olearius wird einst die ganze Welt beherrschen. Dein Vater und dein Onkel werden mit regieren."

„Und du?" bebt Jan.

„Ich?" Otto strafft sich. „Mach dir keine Sorgen. Ich werde Hauptmann sein der göttlichen Heerscharen. Dann darfst du abends, wenn ich heimreite, vor mir im Sattel sitzen, wenn du brav warst." Jan klatschte in seine Händchen: „Das ja, das wirklich, Otto!" und jubelt, so daß seine Stimme sich überschlägt: „Wann wirst du Hauptmann? Morgen? Am nächsten Sonntag?" Der Jubel, von den Gassen widerhallend, wird jäh unterdrückt vom mächtigen Handteller Otto Brinkmanns, der Jan fast stranguliert: „Bist du verrückt? Wenn das ein Mensch hört!" Jan stürzt aus den Himmeln kindlicher Freude, wehrt sich mit Nägeln und Zähnen, ganz nahe am Ersticken. Warum sein Grafensohn und Teufelsstreiter das tut, warum — warum . . .jetzt muß er Luft bekommen in seine kleinen Lungen. Er läßt sich zu Boden plumpsen. Und kaum daß er sich wieder hat, rennt er davon, flieht einfach wie ein Tier. Die Mariengasse ist die einzige, die sich ein wenig neigt. Jan flitzt dahin, und die Pfützen plantschen auf. Längst weiß er, daß nicht Otto Brinkmann ihn gewürgt hat. Denn als Jan keine Luft mehr kriegte, sah er ganz genau die großen Kugelaugen aus dem Laden vor sich. Und die sind hinter ihm jetzt. Er keucht in die Webergasse. Die hat Laubengänge, tags ist da Markt. Erst unter den Lauben nun merkt er, daß es sehr regnet, denn hier ist alles trokken.

Und hier ist Licht! Es kommt aus einer Schenke, die ihre Gerüche: Bier, Speisen, Torfrauch in die Laubengänge dunstet. Jans Körperchen flattert in dieses Licht, freudig und hilflos zugleich: Helligkeit und Stimmen sucht er. Nicht weit von ihm nestelt ein Mann die mächtige Kapsel von den Hosen, und während er sein Wasser in die Gosse laufen läßt, betrachtet er den Knaben, der ihn nicht sehen kann. Der fühlt plötzlich, wie sich Fangarme um ihn schließen, ihn heben und zur Stube tragen. Alle Menschen drehen sich zur Tür und lachen. Jan hört sich selbst nicht mehr, trotzdem er schrecklich schreit. Dann bildet sich ein Kreis um ihn aus lauter fremden Menschen. Dort ist ein langer grauer Bart um einen aufgerissenen Mund, da eine Nase mit großer Warze, einer hat ein Auge zugebunden, von einem andern sieht

man die Stummel gelber Zähne. Harnische sind da, Faustrohre, Dolche. Mitunter riecht es nach Leder, nach feuchtgemachtem Leder, wie daheim. Ein paar feine Herren — denn sie haben große Federn auf den Hüten und Harnische — die johlen so, daß man sich wundert, wieso ihre Köpfe nicht zerreißen. Dann aber fragt ein Buckliger neben Jan sehr lieb, und man wird still: „Wie heißt denn deine Mutter?"

„Wie meine Mutter heißt?" Jan kann die Frage gar nicht anpacken. Aber diese Stille macht ihn vor sich selber wichtig, seine Backen kriegen rote Flecken. Zwischen zwei Gesichtern vor ihm sieht er jemand, der legt den Zeigefinger auf den Mund. Zu Hause macht der Vater so, wenn Jan schweigen soll. Hier muß es anders sein, der Bucklige fragt immer wieder. Wie Mutter heißt? Jan horcht noch einmal, um Zeit zu gewinnen. „Ah so, mein Vater? Ja. Vater heißt noch anders. Wie ihn die Mutter ruft? Auch Vater. Was? Er verkauft sehr viele Sachen. Aus Leder. Auch noch anderes. Sehr gute Sachen. Wie sie im Laden zu ihm sagen? Meister! Auch Meister Bockelson."

Der Bucklige sieht neben sich einem Mann ins Gesicht. Das ist wohl nicht leicht, denn der hat eine Kapuze, und alles ist im Schatten.
Der fragt jetzt: „Warum hast du denn vorhin geschrieen: ‚Der Teufel holt mich!' Hast du denn solche Angst vor Teufeln, daß du vom Hause weggelaufen bist?"

Alle lauern auf die Antwort, und wie sie schmunzeln, daran sieht Jan, daß sie ihn für einen Feigling halten. Er wird es ihnen aber sagen, sie sollen mal mit soviel Teufeln in einem dunklen Laden sein! Und dann erst draußen, als ihn ein Teufel fast erwürgt hat — in Otto hat er sich verwandelt, der gerade Wache stand. Warum? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, wenn der große Bottich hinten aufgestellt wird und viel Besuch kommt, dann hält halt einer Wache auf der Gasse. Der mit dem Schatten im Gesicht atmet ganz tief, dort wo der Mann saß, der den Finger auf die Lippen legte, ist dieser Mann nicht mehr. Die andern lieben Jan. Ein Honigbrot liegt schon vor ihm, und eine Frau bringt warme Milch. Die Frau ist sicher eine Mutter. Daß alle nur wieder so fürchterlich johlen und quietschen, bloß weil er die Frau gefragt hat, ob sie eine Mutter ist — „weil dir der Mann das Mieder aufgemacht hat, da sieht man doch, daß du zwei Brüste hast!" Da brüllen sie wieder. Bis der Bucklige auch brüllt: „Ruhe!" Mit der Kapuze der Mann ist ganz still gewesen, er hat nur ein bißchen gelächelt. Schrecklich viel Falten hat er am Hals und auch um die Augen. Vielleicht ist er sehr alt, schon hundert Jahre. Was der alles wissen will, er hat mich schon so gern wie Bruder Olearius. „Der große Bottich? Ja, der ist im Lagerraum. Das ist so: erst werden bunte Tücher und grüne Zweige aufgehängt. Und Bibelsprüche. Auch Blumen, wenn es Sommer ist. Keine Bilder aber von den Heiligen. Einmal war ein Unglück, und deshalb weiß ich es. So war das Unglück: es war kalt — vielleicht sogar Eiszapfen oder gar Schnee. Damit das Wasser nicht zu kalt sein soll, mehr wie im Sommer, hat Mutter den Waschtrog mit ko-

chendem Wasser nach hinten getragen, und ich ging mit. So ein Dampf! Als wenn es brennt. Das wurde zu dem kalten Wasser in den großen Bottich gegossen. Da waren viele Leute, die sonst auch zu uns kommen. Und einige hatten ein langes Nachthemd an. Erst haben alle gesungen: ‚Herr taufe uns mit deinem Geist!' Dabei sind die im Nachthemd hineingestiegen in das Wasser. Und Bruder Olearius hat welches mit der Hand geschöpft und ihnen auf den Kopf gegossen. Ich habe erst gedacht, es ist eine Baderei. Aber alle waren so heilig, niemand hat geplantscht und gelacht. Auf einmal ist Mutter hingefallen und hat gestöhnt, alle sind herzugesprungen, man hat die Tür aufgerissen und nach was gesucht. Es hat sich gezeigt, beim Eingießen, das kochende Wasser ist Mutter über den ganzen Arm gelaufen. Weil sie den Bruder Olearius nicht hatte stören wollen, hat sie nichts gesagt und nichts verbunden. Aber dann ist ihr Herz gegangen, bum, bum, hat sie erzählt. Und sie konnte nicht mehr stehen. Später ist ganz neue Haut gewachsen. Ich finde, meine Mutter ist eine Heldin wie Judith oder sogar wie ein Mann!"

Jan sah sich triumphierend um. Ah, seine Mutter! Die Männer schwiegen, und die Frau von vorhin sagte: „Mein Gott", und sah ihn lange an. Dann ging sie, weil sie sich vielleicht das Mieder wieder anziehen wollte. Überhaupt gingen viele. Jan meinte: „Ich muß auch ins Bett — sie wissen ja daheim nicht, wo ich bin."

„Das freilich — wissen sie nicht", lächelte der mit dem Schatten im Gesicht. Die Andern lächelten genau so, als käme eine Überraschung für Jan.

Sie gingen so wie er, die Webergasse und die Mariengasse dann hinauf. Der Regen hatte aufgehört. In den Wolken flog der Mond herum. Die Wolken hatten scharfe Spitzen und manche Rachen, mit denen sie andere Wolken verschlangen. Auch den Mond manchmal, aber er wanderte unversehrt durch ihren ganzen Leib, garnichts machte ihm das, wie Jonas, dem Propheten. Mitunter erwischte der Mond aber ein freies Stück Himmel, und dann schien er grell, und aus den Pfützen schien er abermals.

Otto Brinkmann aber, als er Jan und diese Männer kommen sah, rannte weg bis hinter den Brunnen am Ende der Mariengasse. Gleich stürzten ihm zwei Männer nach. Da kam vom Brunnen ein Blitzstrahl und ein Knall. Die Männer, die zu Otto hinrannten, duckten sich bis auf die Erde. Neben Jan aber der Mann mit der Kapuze schrie: „Ohaa!" faßte sich an die Brust und dann rutschte er aus und lag da. Otto oben am Brunnen brüllte: „Hunde, römische Hunde!" und rannte weiter immer weiter. Inzwischen hatten andre Männer so sehr ans Haustor von Jans Vater gepocht und gehauen, daß es aufbrach. Dann war schrecklicher Lärm. Jan fühlte einen Stoß, lag wieder im Laden, und hinter ihm die Tür wurde verriegelt.

Bläulich schimmerten die Fensterscheiben. Die Teufelsaugen, sah man jetzt, hatten sich wieder in Schusterkugeln verwandelt. Hinten im Hof wurde geschrien. es klang wie eine Schlacht. Schüsse fielen. Wenn eine Schlacht war, mußte Jan dabei sein als Held. Deshalb brüllte er sich heiser, deshalb hieb er sich die kleinen Fäuste an dem Türschloß wund.

Und der Lärm kam immer näher, von hinten in den Hof, vom Hof in den

Hausflur. Dann an der Tür vorüber auf die Gasse. Er hörte einmal laut die Mutter rufen: „Jan — Jan!“ Da tobte er wie besessen. Danach war es so, als ob die Mutter schluchzte: „Mein kleiner Jan . . .“ Das war aber leise und konnte auch nicht wahr sein.
Und nun, so angestrengt er horchte, wurde es immer stiller. Unheimlich still. Er hockte, das Ohr am Schlüsselloch, und sein Blut brauste, so laut, daß nichts zu hören war, so leise, daß Jan sogleich wahrnahm: es regnet wieder.
Doch nicht! Der Mond scheint ja. Aber zu deutlich tropft es. Jetzt merkt er, es rinnt nicht draußen, es rinnt unter der Tür herein in den Laden. Es ist hell genug, daß Jan sehen kann; was da rinnt, ist ganz dunkel.
So klein Jan ist, so wenig er die Welt noch kennt und alles, was in ihr fließt — augenblicks sträuben sich seine Haare.
Feste Schritte, Stimmen. Jemand dreht den Schlüssel der Ladentür — schreit auf, von Jan in den Schenkel gebissen. Laternen, Windlichter und Fackeln machen alles hell. Jan, halb geblendet, sieht nur, den er gebissen hat, das ist der Mann, der in der Schenke die Finger auf die Lippen legte. Er streichelt dem Kind das verschwitzte Haar aus der Stirn und sagt: „Du armer kleiner Narr.“
Jan läßt sich tragen. Die Augen brennen ihm vor Licht und Mattigkeit. Nur wie zufällig sieht er noch, sein Wachtelkönig hängt zum Käfig heraus. Mit abgerissenem Kopf.

II

„Denn alle Sünden werden dem Menschen vergeben, die Sünde wider den heiligen Geist aber wird nicht vergeben, weder in diesem, noch in jenem Leben. Amen!“
In den Bänken sinken die Köpfe nicht nieder. Glasige Augen stieren zur Kanzel hinauf. Sekundenlang Erstarrung von Tausenden. Alle Zugänge sind überfüllt, vom Opferstock am Portal bis zum kahlen Kreuz am Hochaltar. Vom Wandelgang zur Krypta bis unter das Deckengewölbe ist kein Stück Boden frei.
Sekundenlang Erstarrung. Dann schluchzt eine dünne Stimme: „Amen!“, reißt tausende Amen aus offenstehenden Mündern, und die branden nun auf als ein markerschütternder Rhythmus: „A-men, A-men!“
Eisige Kälte auf Jans Rücken. Die Arme hängen an ihm wie ausgerenkt und abgestorben. Sein Kopf sinkt ins Genick und läßt sich umstürmen. Bis der Sturm zum Orkan anschwillt, bis Jan nicht mehr sicher auf der Kanzel steht. Denn die Gelenke werden wachgebrüllt, beben und schwanken. Wie aber dürfte Jan knieen, es sei denn vor Gott?
So erhebt er die Hände, und mit dieser einzigen Bewegung beschwört er den Orkan. Aus der Nacht des Doms, aus seinen abertausend Lichterlein pfeift klirrend ein Lauf höchster Orgeltöne, er signalisiert eine rasende Fuge, die über alle Tasten jagt. Bald aber fallen mächtige Pedalbässe wie umgeschlagene Bäume in die Flucht der Melodien, sie alle niederwerfend bis auf die

eine, auserkorne, die nun in den Choral einmündet: „Oh, Strom des Kreuzesstammes, oh, Blut des Opferlammes, durch dich allein erlöst!"
Aus den Portalen ergossen sich die Lichter. Manche trieben in die Gassen ab, die meisten aber trieben an den Gehsteigen entlang, als seien die ihre Ufer. Und zwischen diesen Steigen schritt Jan dahin, allein, sehr aufrecht. Man drängte sich. Mitunter schrie jemand: „Gesalbter des Herrn! Hosiannah!" Mitunter stürzte sich ein Weib vor seine Füße. Jan mußte sich dann niederbeugen, bis Männer herzusprangen. Doch derlei ging rasch. Wichtig waren nur die ersten, dem Herrn sei Dank, die meisten. Jan Mathys hatte ihn gelehrt: bei solchen Wegen durch das Volk immer mit den Augen um zwanzig Ellen voraus, und die letzten, jeweils erkennbaren, betrachten. So fühlt sich jeder angesehen. Gleichzeitig auf den Weg zu achten, ist garnicht leicht, zumal auf einen glattgefrorenen, von Wagenrädern ausgeschliffenen. „Gehst du durch die Menge, dann sei stolz", lehrte Jan Mathy, „Zeit zur Demut hast du nicht. Aber dein Auge sei gütig!" Dies — und wie vieles noch, was Jan Mathys verlangte von den Erstlingen der Herde Christi, war Jan sehr schwergefallen. Oh, nicht mehr durch die Felder tollen dürfen. Nicht singen nur aus Lust am Singen, nicht reden, ohne daß der Geist befiehlt. Als ihn Jan Mathys aufnahm, war Jan achtzehn Jahre. In sieben Jahren war er ausgeformt, die Lehren fielen ab von ihm wie Lehm von der fertigen Glocke. Er war ein Vollendeter. „Wehe mir", lächelte er, als ihm der Meister das sagte, denn Jan hatte für sich selbst nun kein Ziel mehr.
Das aber hatten die andern, die den Lehm nicht und das Erz nicht gießen, Lehrer und Meister — all dieser Lichtträger im Dom, jetzt an den Ufern der Gasse, die Handwerker und Bauern, Ehrbaren und Fahrenden. Für diese hatte Jan zu lieben — sogar zu hassen. Des Gottesstaates wegen, den sie ersehnten, für den sie litten und jauchzten, und dessen Türme, Tore, Häuser, Hallen sie selbst nicht bauen konnten.
Daheim endlich! Die Treppe hinauf war nur noch Jans Rücken zu sehen, sein Rücken nur noch mußte würdig sein.
„Oh, diese Würde macht mich steinalt, sie macht mir Haar und Knochen brüchig im ersten Viertel meines Lebens!"
Seit er in Knipperdollincks Haus weilt, fehlt es Jan Bockelson an nichts. Doch mit dem Glück der Häuslichkeit empfing Jan auch die Angst um diese Stätte. Einmal war hinter einer Truhe der Eingangshalle ein Uhrwerk explodiert. Der blinde Zufall hatte Unheil vereitelt. Dann war durch die Fenster geschossen worden. Was noch geplant sein mochte, das hatten strenge Wachen verhindert. Die Angst freilich blieb und drückte immerwährend dumpf, flammte nie zum hellen Schmerz auf und gärte nicht zur Verzweiflung heran.
Dies alles rührt vom Krieg her, der die Stadt umlauert. Er ist schon zweimal ausgebrochen, zweimal schon versuchten die Söldner des Bischofs den Handstreich. Sie stießen jedesmal auf verrammelte Tore und wachsame Schützen — kamen zurück mit Kugeln im Fleisch, mit gebrochenen Knochen und Brandblasen. Die Abwehr war ein Teil der Arbeit, die Bernhard Knipper-

dollinck im Stadtrat übernommen hatte. Sein Bildnis, in Kupfer von einem trefflichen Künstler gestochen, hing an der gekalkten Wand, Jans Bettstatt gegenüber, sein erster und letzter Blick.

Wie er den Alten liebte! Der war ohne Makel. Zu den Gaben seiner Natur, dem stets gesunden Leib, dem packenden Auge, der wuchtig hämmernden Stimme, zu dem kam noch ein altes Wappen, ein gefüllter Speicher und der Sitz im Rat.

Wo er nur bleibt? Ach, daß man niemals weiß, ob er zurückkommt!

Oh, heute! Die Angst nagt, wie Ratten nagen. Wenn man zugreift, sind sie weg. Das erhöht nur die eigene Ohnmacht.

„Heute!" hatte Knipperdollinck gesagt, mehr nicht. Sie waren vom Volk umgeben. Doch Jan verstand das trächtige Wort. Er predigte jede Nacht den armen Massen. Und Knipperdollinck den reichen Wenigen. So umspannten sie die ganze Stadt mit allem, was in ihr war — wäre vieles nicht in ihr, die Angst verflöge wie ein Morgennebel.

Der Spiegel zwischen den Fenstern hält Jan fest. Er streichelt das Haar aus der Stirn, er streichelt die Glätte der Wangen. Er lächelt, macht Falkenaugen. Blickt noch einmal freundlich, wie um eine Frau zu ermuntern. Mein Gott, bin ich eitel! Wenn aber alle immer sagen: welch wunderschöner Jüngling! Agathe schwor, mein Leib sei ohne Makel. Auch Anna. Wo seid ihr? Weit — weit in den Niederlanden. Am Meer.

Am Meer. Ich bin ins Land gespült worden. Als Heiliger. In den brennenden Dornbusch. Wer wagt den zu berühren, wer wagt . . .

„Herein!"

Niemand ist da. Jan beugt sich draußen über die eisernen Ranken des Treppenschutzes. Zu deutlich hat es geklopft.

Drin legt er sich dann ein Papier zurecht. Man müßte über die Auferstehung predigen. Mein Leib, der schön ist, muß getröstet werden. Er ist verweslich. Oh, tröste alles Fleisch, es wird einst auferstehen unverweslich.

Jan lümmelt sich bequem zurecht. Und was jetzt aufersteht, ist seine Jugend. Er sieht das Vaterhaus vor sich, den Wachtelkönig. Er pfeift ihm, lockt.

Wie kann man um Mitternacht pfeifen! Wie, wenn im Stadtrat Knipperdollincks Antrag vorliegt, die Bischofsfeinde aus der Stadt zu treiben. Heulen und Zähneklappern ist nahe. Mögen die Posten draußen, die nicht schlafen dürfen, mögen die pfeifen.

Bei denen jetzt sein, die Radschlösser putzen, Bleikugeln abzählen! Zu denken, daß die Hunde die sein Vaterhaus damals während der Taufe . . . daß die beim Bischof drüben liegen! Jan wird sehr sauber zielen.

So träumt er. Von den Schanzen, von aufgewühlter Erde. Das Korn davor ist halbwüchsig. Der Wachtelkönig klagt zum Mond herauf . . . wieder klopft es!

Das Klopfen tötet alle Träume. Energisch ruft Jan.

In der Tür steht Knipperdollincks Tochter, schlank, blond, nur wenig kleiner als er — das ist groß für ein Mädchen. Sie hat die Augen weit aufgerissen vor Angst und ihrer Frechheit wegen, hier einzudringen. Schon einmal

hatte sie geklopft, sich dann versteckt. Was nutzte das, sie mußte dennoch kommen. Auch die Schüssel in ihren Händen, gefüllt mit Äpfeln und Backwerk, ist nur Ausrede. Gleich allen ihren Freundinnen hat sie sich in Jan verliebt — dies töricht gesagt, denn längst war da die fiebernde Gereiztheit, die jedes Tagewerk peinigt, den Schlaf mit Gesichten zerstört und doch alles verklärt und berauscht.

Ging es Jan etwa anders? Nein — nein!

Er bat sie auf die Bank vor dem Ofen. Sie stellte die Schüssel hin, die war nicht ein Wort wert.

„Es hat mich sehr viel Angst gekostet", sagte sie mutig.

Wagt die sich an den Brandherd? Er muß es wissen, traut hier keiner Ahnung.

„Was hat dich Angst gekostet?"

„In deine Kammer einzudringen, Bruder Johannes."

Diese Offenheit erschüttert ihn. Er kann das Mädchen nicht ansehen, sagt irgendwohin in den Raum: „Welche Reife!"

Hat er etwa die Früchte betrachtet? Das Mädchen irrt mit seinen Worten umher. Er selbst gibt keinen Aufschluß, sitzt bleich da, atmet langsam. So wehrlos ist sie jetzt, sie möchte aus der Tür sein, ehe die Tränen sie vollends bloßstellen. Dabei sucht er krampfhaft nach einem Wort, das sie zurückhält. Ach, wenn man einfach sagen könnte: ich liebe dich! Dann aber würde sie nachsichtig lächeln: mehr weiß ein solcher nicht?

Wie sie schon aufgestanden ist, ringt sich aus ihm, was er zuvor gedacht hat. Das wird sie verstehen: „Der Heilige lebt im brennenden Dornbusch!" Er sagt es ernst und sieht sie traurig an.

Das mißversteht sie aber vollends. Mehr: sie erkennt die Grenzen dieses Heiligen. Vor dem Volk ist er ein Rasender, verzückt und vergeuderisch. Da schleudert er Satz um Satz aus einer unversiegbaren Fülle gegen die Herzen, schlägt Alarm, rüttelt auf, ist Fackel und Fanfare, ein Einziger in Deutschland. Vor einem Weib ist all dies jugendliche Schäumen — Schaum! Bitter werden ihre Tränen, hart die Winkel des Mundes. Schade um die Tränen, denkt sie, und schreitet der Tür zu.

Hirsche sah sie um der Liebe willen einander vernichten ... Zwei Mauersegler las sie auf, aus der Luft herabgefiedert, jeder mit den kleinen Krallen in der Brust des anderen. Vor einem Jahr zog man die Tochter des reichen Brock aus dem Kanal — der Sohn des wolldorfer Müllers erdrosselte den eigenen Bruder, die Markgräfin Elisabeth nahm Gift mit dreiundzwanzig Jahren. Wie kann man so sündigen — der Liebe wegen? Sie selbst hat jetzt unglücklich geliebt. Sie hat ein paar Tränen geweint und ein paar Schritte der Tür zu getan. Jan starrt sie an. Sie weiß nicht, wie er sich windet unter dem Gewicht seiner Würde, den Fesseln des weisen Geschwätzes. Stöhnend zerbricht er endlich das Formelwerk der sieben Jahre bei Jan Mathys. Ist es noch nicht zu spät? Kann er die Tür noch riegeln mit diesem Satz: „Ich liebe dich?"

„Ich liebe dich — ich liebe dich ..."

Sie stockt sofort. Sie sieht mit einem Blick, was vorgegangen ist — bleibt stehen, weicht nach dem Ofen hin aus, dann auf das Bett zu.

Schnee sinkt zu Schnee, Stunde zu Stunde. In der Kammer wird es kalt. Jan wacht der Kälte wegen auf. Behutsam zieht er eine Decke heran. Das Mädchen rührt sich nicht. Alles in dieser Nacht ist ihr kostbar. Nie wird ein Mann mich lieben, hat sie gefürchtet; es geschieht nur, was man für möglich hält. Sie hielt diese Liebe für unmöglich.
Und dieser Mann, den alle lieben, der widerlegt die Angst, die ihr an Haut und Haar fraß, die ihren Blick zu Boden drückte, die ihren Fuß zum Wanken brachte, die Hand zum Zittern.
Sie muß ihm glauben. Was er tat, tut ein Mensch nur, wenn er liebt. Da soll sie einen Augenblick verschlafen?
Wie er die Decke jetzt behutsam faßt, zugleich zart ihre Schenkel kost, Hüften und Schultern. Ach, wenn mitunter eine Freundin geheim ihr etwas vorpries — übertroffen ist es, alles übertroffen.
Jetzt ruht er wieder. Was denkt er wohl? Warum sind denn Gedanken auch Liebenden verborgen? Ihr Blick trifft die Fenster, graue Rechtecke in einer Schwärze ohne Form. Durch die Fenster dringen Laute. Es schlug vorhin drei Uhr vom Rathaus. Jetzt knallt wo eine Peitsche. Ein Kutscher spannt ein ... Plötzlich entsetzt sie sich: eine Peitsche? Ein Schuß war das!
Ein Schuß. Jemand schüttet Pulver in sein Gewehr, preßt eine Kugel in den Lauf und hält die Lunte an das Schloß. Die Kugel fegt singend dahin wie ein Insekt. Trifft einen Mann, bohrt sich in seine Brust, zerreißt eine Ader. Die blutet Stoß um Stoß. Der Mann wird bleich. Der Kopf neigt sich, spricht nicht mehr, hört nicht mehr, schließt die Augen vor der Welt. Nach ein paar Stunden — das ist solange, als sie hier im Bett liegt — ist dieser Mann nicht mehr, wo Menschen sind. Derlei bewirkt ein Schuß.
Sie greift mit der Hand nach Jans Herz.
„Oh, du bist wach?"
Da stützt sie sich auf den Ellbogen und ihre Stirn ist der seinen ganz nahe: „Johannes!" Ihre Angst springt auf ihn über. Ängste muß man augenblicklich prüfen. Was ist geschehen? Es hat drei Uhr geschlagen — vom Rathausturm. Vom Rathaus ... das ist es! Oft hat Jan tags den Kupferstich des Bernhard Knipperdollinck bewundert, dies Netzwerk sich überschneidender Kurven. Jetzt, wo er an den Alten denken muß, gerät er in die fürchterliche Vision, das Bildnis quelle auf, erfülle die ganze Kammer und senke sich aufs Bett, ein riesenhafter Knipperdollinck aus schwarzen, festen Stricken. Das Netz zieht sich zusammen um ihn und die Geliebte. Schweiß tropft von Jans Stirn, die Achselhöhlen kleben, der Mund wird innen trocken und rauh. Was hat er dem Alten angetan! Wie kann er klagen, wenn der ihn erwürgt! „Mein Vater weiß, daß ich hier bin", sagt leise das Mädchen. Sie hat erraten, was ihn winseln macht. „Es war nicht schwer, Johannes, so nahe am Morgen ..." Sie zögert dann. Als wieder ein Schuß draußen fällt, wird sie hastiger: „Wenn Jan dich nimmt, hat er gesagt, so seid gesegnet. Und geht!"

„Geht?" Das Netz — ist zerrissen?
Sie nickt eifrig, sie überlegt nicht mehr, die Worte fliegen ihr zu: „Er kehrte heim, ehe ich zu dir kam mit den Früchten und — mit mir. Die Austreibung der bischöflich Gesinnten ist abgelehnt. Der Feind hat mitten unter uns Verbündete, und nicht einmal beweisen können wir dem Volk, daß sie die Stadt verraten wollen." Sie hält inne — sie hat gefürchtet, sehr lange überreden zu müssen. Doch ohne Widerspruch erhebt sich Jan.
Im Licht der Kerze kleiden sie sich hastig an. Das Mädchen kramt in einer Truhe. Jan merkt es erst, als sie zwei blaue Bänder um die Mantelärmel windet, den Feldbinden der Bischöflichen draußen ähnlich.
Flieht Jan? Wenn Knipperdollinck ihn fliehen heißt mit seinem einzigen Kind, dann darf Jan fliehen. Darf quitt sein mit den Massen, die er zum Kampf begeistert hat, und die ein anderer in die Kämpfe führen wird. Fortan hat Jan ein Weib zu führen — vielleicht der fünfundzwanzig Jahre wegen, die Gott ihm wiedergibt, wie er auch Abraham dem Isaak zurückgab? Einmal, es war bei den Kopfweiden am kleinen Kanal, da streift Jan wie eine Kugel ein Zweifel. Doch der ist weg, ehe Jan noch weiß, woran er zweifeln solle. Was aber ist ein Streifschuß auf der Flucht? Ein Peitschenhieb in die Beine, ein Sporenstich in die Weichen. Gewaltiger nur zieht ihn sein Glück mit jedem Schritt vorwärts, tiefer ins Leben. Mein Gott und Vater, wie gütig bist du! Du willst meine Glieder nicht! Es genügt dir mein Wille.
Er lispelt vorsichtig, sie sind schon außerhalb der zweiten Mauer: „Das gründlichste Übel und ebenso das höchste Glück verursacht man nie selbst. Es stößt einem immer nur zu — ja, was wir tun, ist Zutat."
Sie greift nach seiner Hand. Es ist sicher gut, an anderes zu denken, als ans Entdecktwerden. Sie möchte mithin ganz genau jetzt wissen; was ist die Sünde wider den Geist? Gehört hierhin das Stehlen? Wohl nicht. Wie ist es mit dem Lügen, Johannes? Zum Beispiel nur?
Hinter ihnen schneien ihre Spuren zu. Wenn Flucht ein Wetter braucht, dann dieses. Das Zickzack der Sappen freilich, in denen sie jetzt laufen, bringt langsam voran. Der Festungskrieg besteht aus Wühlarbeit. Es ist ein Kampf der Spaten. Das Mädchen ist zum erstenmal in diesem Labyrinth der Gräben — der langen Gräber, wie man sagt. Wirklich, man läuft im Grab; man sieht — die Erde ist abgerechnet — nichts als Himmel über sich. Unter dem Schnee bricht manchmal das Eis einer Pfütze, es splittert dumpf wie verpacktes Glas.
Plötzlich reißt Jan das Mädchen zurück und legt die Hand auf ihren Mund. Dann drückt er sich an ihr vorbei wie eine Katze. Auch sie hört Stimmen jetzt. Jan steht fünf Ellen weiter vorn und lauscht. Er lauscht nur kurze Zeit.
O Paradies, in das ich wandern wollte, mit dem geliebten Weib — o meine Jugend! Denn wie nachts der Blitzstrahl eine ganze Stadt in Licht taucht und dabei einen Turm bis in den Keller zerreißt, so erleuchtete und zerspellte das, was man vor ihm redete, Jans Seele. Im Bruchteil eines Augenblicks war's dann geschehen, daß er zum Führer wurde — wiederum von Teufeln.

Mit raschem Schritt bog er in den Zugangsgraben ein. Die vorgehaltenen Degen und Piken senkten sich sofort vor seiner Binde.
„Verlaufen habt ihr euch?" schnarrte er. „Sehr wacker, vor dem Angriff sich zu verlaufen. Werde mir überlegen, ob ichs glaube!"

Einer trat vor, so gut das bei der Enge ging: „Euer Gnaden — die vielen neuen Gräben . . ." Jan fuhr dazwischen, deutlich besorgt: „Keine fünfzig Ellen mehr und ihr seid mitten unter Wiedertäufern! Das Maul jetzt sauber zugehalten — kein Geräusch! Mir nach!"

Es waren elf Sappeure, die Jan so irreführte, erst durch seine Worte, und dann durch seinen Weg, der bald bei einer Feldwache der Wiedertäufer endete. Zum Verhör kam Knipperdollinck. Jan sagte kurz: „Das mußt du mir verzeihen. Ich wäre wohl an ihnen auch vorbeigekommen. Aber ich hörte sie vorher sich gegenseitig ermuntern; das Kreuztor werde um sechs Uhr von innen her gesprengt, das Rathaus an drei Stellen angezündet und Bernhard Knipperdollinck schon verhaftet sein, bevor die Sturmkolonnen an den Mauern wären."

Der Alte schrieb an Ort und Stelle Haftbefehle aus. Dann drückte er gerührt des jungen Bruders Hände: „Gott hat dich selbst geführt!"
„Durch deine Vatergüte!" Jan war betäubt vom Glück. Er brauchte eine ganze Weile, um Knipperdollincks wiederholte Frage nach dieser Vatergüte zu begreifen. Da plötzlich spürte er den Streifschuß von den Kopfweiden am kleinen Kanal. Jetzt brannte diese Wunde auf — verzweifelt suchten seine Augen das Mädchen: Die Lügnerin war längst entwichen. Und so gestand Jan, was gestanden werden mußte.

Der Alte hörte schweigend zu, ging Schritt vor Schritt durch die rasend werdenden Gassen dem Michael-Rondell zu. Dann und wann gab er Befehle weiter.

Sie standen auf der Plattform des Rondells, als der Dom sechs Uhr schlug. Jan wurde fahl. Beim letzten Glockenschlag gleißten vom Kreuztor grauenhafte Blitze auf. So verstört war Jan, daß er die List nicht einen Augenblick erkannte. Erst als nun das Glacis vor ihnen wie eine feuerspeiende Hölle aufloderte, begriff er, was sich zutrug. Kaum waren die Sturmkolonnen der Bischöflichen aus den Laufgräben heraus, hagelten in ihre dichten Haufen von allen Schanzen her die Arkebusen- und Kanonenkugeln. Petarden zerrissen die Luft. Minen brachen die Erde auf. Das Grauenvollste aber geschah fast lautlos. Zwei, drei schwache Explosionen, und aus den Stauschleusen schossen die schlammigen, mit scharfen Eisschollen bedeckten Fluten, gurgelten hinein in die Laufgräben und ersäuften, was sich zu retten versuchte. In zehn Minuten starben fast zweitausend Söldner — dazu fünf Ratsherren, die unterdessen der Henker hingerichtet hatte.
Als die Domuhr ein viertel Sieben schlug, lag das Glacis so still da wie zuvor. Da atmete Bernhard Knipperdollinck, von nun an Herr von Münster, tief aus und gab Jan Antwort: „Gehe jetzt und strafe dein Weib, so wie man jemanden straft, der auserlesen wurde, den Namen Gottes zu verherrlichen!"

III

Heiß brennt die Sonne. Der Staub weht träge von Hufen und Rädern den Stoppeln zu. Zwischen den jungen Rüben jätet ein großer Bauer. Am Flurrand sichelt seine Tochter Gras. Zwei angepflockte Ziegen naschen die fetten Kräuter des Grabens, wittern plötzlich nach der Straße. Der Bauer hebt den breiten Rücken. Das Mädchen duckt sich ganz auf seine Schenkel und lugt nur durch die Halme.

Auf den Stoppeln spielten eben noch die Kinder. Die Drachen stehen hoch und bocken nicht. Bis jetzt gab keiner von den Jungen die Drachenschnur den kleinen. Jetzt sollen sie halten, sie wollen nun auch nicht. Die Jungen wikkeln schwere Steine um die Schnuren. Alle Kinder rennen, wackeln, kriechen, wie sie es können, der Straße zu. Sie kommen allesamt zurecht. Zu den alten Linden. Unter denen ist ein Brunnen — viel Wasser hat er freilich nicht.

„Bischöfliche Reiter sind gut", stellen die Jungen fest — bleiben aber doch lieber am Rand der Straße. Von da aus untersuchen sie die Einzelheiten. Ein dürrer Junge rennt zurück.

„Gefangene!"

Der Bauer jätet fleißig weiter. „Kriech in den Graben!" ruft er vor Sorge grob der Tochter zu und geifert gegen das dürre Bürschlein: „Mußt du den Ludern zeigen, wo Bauern sind?"

Zu spät — hinter dem Buben läuft bereits ein zweiter, den die Reiter schikken: „Sollst Wasser schöpfen, Vater Harmsen!"

Der nimmt die Hacke mit, knurrt im Vorbeigehn das junge Weib an: „Zum Wald kriech!"

Die Reiter scheinen umgänglich. Fünf sind es.

„Lassen uns halt gern bedienen", lacht der Führer. Der hockt am Brunnen; sein Gürtel sitzt fest trotz der Hitze. Die Halskrause muß frisch sein. Sie ist zwar am Rand durchgeschwitzt, doch sauber. Harmsen denkt, er sieht wie einer vom Adel aus. Man weiß nicht, das Kriegsvolk trägt sich jetzt oft à la mode und setzt sich über alle Standesordnung hinweg. Undurchsichtig sind die Augen, die blonden Haare an den Schläfen grau. Die Fingernägel sauber. Während er Wasser schöpft, beobachtet der starke Bauer die anderen. Einer steht vor seinem Handspiegel und rasiert sich — ein Geck. Die Hosen sind so eng geschnitten, daß er sie immerfort nach unten zupfen muß. Sieht unanständig aus. Er redet mit einem der vor gelben Haaren strotzt, es sind nur ein paar Worte deutsch, — mit dem dritten aber, der Säbelbeine hat und einen hängenden Schnurrbart, mit dem spricht er fließend in einer fremden Sprache. Harmsen glaubt, es sei französisch. Der letzte von den Fünfen ist kaum ein Mann, so jung — er kramt in den Taschen des Sattels. Der Bauer möchte wieder gehen, er hat genügend in den Trog geschöpft: „Das Feld ist voller Unkraut, Euer Gnaden."

„Wie alles!" nickt der Vornehme. Der Bauer schielt zu den Wagen: „Ich sehe, ihr jätet sozusagen auch." Er hofft, mit einem halben Witz am besten

fortzukommen. Der Vornehme zuckt mit den Schultern: „Was Unkraut zwischen den Rüben heißt, das ist oft Balsam für den Apotheker."
Harmsen nimmt die Hacke auf: „Zu Recht gesagt", pflichtet er bei, „ein guter Spruch."
Der Edelmann oder was er ist, zuckt mit dem Kopf nach den Wagen: „Käme auch bei — denen auf den Boden an. Und auf den — Finder."
Unschlüssig schielt der mächtige Harmsen. Zwei Wagen, je ein Käfig. In jedem kauert etwas.
„Sieh dirs nur an", ermuntert der Herr. Der Bauer schüttelt den Kopf: „Es frommt mir zu nichts."
„So — weißt du das genau?" Der Geck ist fertig mit dem Rasieren, er wäscht sich im Trog, und die Sicht auf die Wagen wird freier.
„Werden keine Heiligen sein", brummt Harmsen. Er ist besorgt geworden. Irgendetwas will der Feine.
„Gelten aber vielen schon als Märtyrer!" Der Herr spricht leiser und ernst. Nach einer Weile noch leiser: „Man weiß in diesen Zeiten nie, ob Heiliger, ob Hundsfott."
Endlich hat er die rechten Gewichte. Die eingefleischte Vorsicht des Bauern wird aufgewogen vom Mitleid zu allem, was Söldnern in die Hände fällt.
„Gib ihnen wenigstens zu trinken", sagt der Feine, schneidet selbst von seinem Brot, legt dicke Ringe Leberwurst darauf. Und geht voran zum Wagen.
Harmsen folgt ihm, überprüft jedoch die andern schnell. Die spielen Karten, räkeln sich im Schatten. Die Hände des Bauern, schwielig und verhornt, heben den Becher des Feinen empor durch die Stäbe. Gefangene in Käfigen hat er noch nie gesehen. Was sich ihm nun entgegenstreckt, ist wie die Hand eines Toten: zwischen die Knochen gesunkene Haut. Das Verdorrte wird um so eindringlicher durch die Behaarung, die sich wie trockenes Gras auf heißem Steinen ringelt. Der Bauer bebt: „Herr — ist das auch ein Mensch?"
Der Vornehme sieht traurig auf den Bauern: „Das ist Jan Bockelson. Und in dem andern Käfig . . ."
„Knipperdollinck?" stöhnt es aus der Brust des Bauern. Der Vornehme ist froh.
„In einer Stunde fertig!" befiehlt er zu den Kartenspielern hin. Dann winkt er Harmsen in den Wald, der bei den Linden sachte anhebt mit Blaubeerteppichen. Kaum sind sie außer Hörweite, beginnt er frei zu reden: „Du kannst mich an den Galgen liefern, wenn ich nicht alle Vorsicht walten lasse. Ich bin ein — Wiedertäufer. Du vielleicht auch. Du brauchst es mir nicht zu bekennen." Und geflüstert jetzt: „Seit gestern führe ich den Zug und nur noch einen Tag. Heute Nacht also muß es geschehen. Zwei meiner Leute sind Kroaten, die hören nichts und sind leicht wegzuschicken. Dem mit den gelben Haaren traue ich nicht . . ." Er merkt, der Bauer will reden, bricht ab und wartet.
„Hm . . . ja — ich bin kein Wiedertäufer, Herr!"
Der Feine greift sich an die Halskrause und zischt fast unhörbar: „Das wird dir keiner glauben, außer den heimlichen Täufern. Dann stelle die Feuerlei-

ter nur gut zurecht — der rote Hahn kräht nicht wie seinerzeit der brave Vogel, als Petrus seinen Herrn — verriet." Die Augen werden schmal und stechen — Schweiß perlt auf der hohen Stirn.
Jetzt erst, als Harmsen die offenbare Angst des Reiters sieht, legt er die Pranke auf dessen Schulter und fragt ganz schlicht: „Was soll ich tun, mein Bruder in Christo?" Der Andre atmet auf: „Du hast mich schwitzen machen!" Lächelt dann: „Verrat habe ich nicht so zu befürchten. Aber die Zeit verrinnt mir — mein Gott! Geh jetzt zu den Gefangenen, besprich mit ihnen, was du willst. Ich wache über jene dort."
Sie schlendern zurück — der Bauer um die Käfige herum.
Jans Augen leuchten aus ihren Höhlen. Der Bauer weint fast: „Heiliger des Herrn, reiche deinen Fuß heraus, daß ich ihn küsse!" Jan schüttelt den Kopf: „Meine Füße sind verkrustet mit Kot. Könntest du aber ein Kraut gegen das Fieber pflücken, mein väterlicher Bruder dort..." der Edle macht ein Zeichen. Der Bauer, dem die Lippen vor Jammer blau geworden sind, stottert zum Abschied: „Noch vor dem Morgen seid ihr frei!"
Da winselt Jan auf, kurz und schmerzzerrissen.
Kaum hat die Sonne den Mittag überschritten, läßt der Vornehme aufsitzen. Das Fahren ist eine furchtbare Qual, wenn man kein Fleisch mehr hat. Jan steht sofort. Knipperdollinck aber kann nicht stehen. Er fiebert seit gestern hoch. Als der Wagen jetzt anfährt, brüllt er Befehle: „Aushalten, ihr Streiter Gottes, haltet aus! Auf die Mauern! Steine, Gebälk, Gerät aus Eisen!"
Das war sein Schrei im ärgsten Augenblick gewesen, wie der Augenblick, in dem das Pulver zu Ende war.
Zwei Monate schon schleppte man Jan und Knipperdollinck von Ort zu Ort — in Käfigen. Trommelwirbel beim Einzug, Fanfarenstöße, Schandweiber, feige Männer stießen sich vor die Eisengitter. War Volk genug da, so wurde die Schandtat der münsterischen Mordpropheten verlesen, die während sechzehn Monaten ein Regiment der Hölle geführt, alle Christen des ihren beraubt, die Güter der Stadt und der Kirche unter sich verteilt, Götzendienst und Vielweiberei angeordnet, den heiligen Kelch des Herrn mit Schweineblut gefüllt, die Kinder mit dem Urin alter Hexen getauft hätten. Zu welcher wohlverdienten Strafe sie am Ende ihrer Tage gerichtet werden würden: erst mit glühenden Zangen ihnen das Fleisch vom Leib gezwickt, die teuflische Zunge aus dem Maul gerissen und ihre Kadaver den Vögeln zum Fraß gegeben, hängend in diesen Käfigen am Turm der Lamertuskirche zu Münster. Amen!
Auswendig kannte Jan die ganze Litanei, auch was gewöhnlich auf ihre Verlesung hin folgte. Einiges von dem, was man dem Pöbel da vorlog, fiel auf gedüngten Boden. Man streckte die Arme in den Käfig, zwickte, spie. Manche vergaßen ihre Scham und trieben unflätige Dinge. Manche Hand auch streichelte, steckte ihnen Fleisch und Früchte heimlich in den Mund. Schon nach der ersten Woche wurde der Hauptmann des Zuges sehr nachsichtig zu den Gefangenen, sowie man aus einer Stadt hinaus war. In den Schenken spielte und trank er weit über seinen Sold. Jan warnte ihn. Was aber soll

ein Landsknecht tun, dessen Beutel sich wie von selber füllt? Er soff und sah dem Tag hilflos entgegen, an dem man ihn ablösen würde.
Im letzten Monat hatte die Sonne das Land verbrüht und gedörrt. Über den Feldern zitterte die Luft. Matt summten die Insekten, Blätter und Blüten waren grau von Staub. Kleine Bäche lagen trocken, die Flüsse deckten ihre Gründe auf.
Heute schlug die Hitze in Schwüle um. Erregt brüllten die Kühe von Weide zu Weide, Geschmeiß siedete um ihre Körper. Aus den Weilern schnellten sich die Fische. Wild geigten die Grillen. Jan rann der Schweiß aus allen Poren. Vielleicht auch Knipperdollinck? Das wäre gut, Schweiß treibt das Fieber aus.
Die Wagen torkelten einer Stadt entgegen. Die Räder quietschten. Unauffällig spielte schon der Wind im Sand und trieb ihn kreiselnd vor sich her.
Stundenlang scheint das Firmament gegen eine Krise anzukämpfen. Dunst und milchige Schleier zeigen sie an. Gegen den späten Nachmittag hin ballen sich aber graue Wolken, die schnell kernig werden und am Rande ockergelb anlaufen.
Ist es allein der Wetterumschlag, der Jan so unmäßig aufwühlt? Ist es nicht noch mehr der Satz, den ihm der breite Bauer zugeraunt hat? „Noch vor dem Morgen!"
Nichts da, Hoffnung! Bei Schlägen, Stichen, Brandwunden brüllt man, man wimmert. Allein die Hoffnung zerschneidet das Herz im Leib und zersetzt selbst die Vernunft. Nur sie bringt es zuwege, daß Unbeugsame ihr Schweigen brechen, daß Märtyrer an ihrem Glauben zweifeln.
Jan stemmt sich gegen jede Hoffnung. Verhöhnt den Bauern, der vom Feld heranstapft und, weil er Elend lindern will, sich als Prophet aufspielt. Mag er sich hüten: Propheten sind gar bald gesteinigt.
Die Türme der nahen Stadt wachsen über den Horizont. Ein Reiter trabt heran. Winkt, hält vor dem Führer und redet eindringlich. Was . . . was?
Der Reiter wendet, grüßt zuvor lässig. Schon schiebt Jan diesen Vorgang weg, er ist bedeutungslos einstweilen. Doch bei dem nächsten Feldweg schwenkt der Führer ein. Nach einer Scheune hin. Die Reiter wundern sich: nicht nach der Stadt?
Hat Jan den Bauern gehöhnt? Hat er nicht längst gewußt: man wird sie eines Tages befreien? Den Fiebernden muß man wecken, ihn vorbereiten — wer weiß denn, wie alles ablaufen soll.
Langsamer knarren die Wagen. Der Weg ist nur das Rillenwerk von Rädern mit einem breiten Grasband in der Mitte. Die Scheune kommt näher. Um sie herum ist großes Gesträuch, Holunder, Weißdorn, Heckenrosen.
Sind sie schon da? Mächtig kochen die Wolken über der Stadt. Jan wird nicht müde, ihr Geschiebe zu bestaunen. Dort oben ist Kraft und Macht und Erhabenheit.
Bis unter das Dach ist die Scheune vollgestopft. Nur auf der Tenne ist ein wenig Raum. Sie stehen im hellsten Gold. Die Mücken toben wie Höllengeister, deren Untergang beschlossen ist. Dann — unvermittelt fast — verlöscht

das helle Gold. Der erste Ballen schob sich vor die Sonne, seine Ränder gleißen auf. Vortastend fegt ein Windstoß den Staub aus den Feldern.
Die beiden kroatischen Reiter galoppieren davon. Mit dem Gelbschopf aber gibt es Streit. Er soll zusammen mit den Jungen die Wagen auf die Tenne fahren, dazu die erste Wache übernehmen.
Die Wagen werden wütend herangeruckt. Der Vornehme sieht vom Sattel aus zu. Der Gelbe macht noch einen Versuch: „Was, wenn es bis zum Morgen regnet?"

Der Feine stemmt die Hände in die Hüften: „Kannst dich ja über mich beschweren!" Er lacht laut auf. Schon klackern die Hufe.
Der junge Bursche zerrt Garben herunter. Tiefe Dämmerung, gespenstisch, weil der Himmel im Osten hellblau leuchtet. Weiß kreisen Taubenschwärme vor dieser Nacht. Seit einer Weile rollen dumpfe Donner wie Eisenkugeln auf hohlen Dielen. Jetzt zittert der erste sichtbare Blitz zur Erde nieder. Die Reiter lagern sich — das Kinn in den Händen, betrachten sie die Zuckungen des Himmels. Dann platzt die erste Wolke. In schrägen Kurven saust es in Gras und Kraut. Der Staub spritzt auf, in wenigen Minuten schon rinnt er als Bodensatz von Bächen davon.
Knipperdollinck, hoch im Fieber, wird von der Kälte geweckt und beginnt zu toben. Das hat sein Gutes, auch für Jan. Der Gelbschopf will seine Ruhe, so stopft man Pferdedecken in die Käfige.
Jan weiß jetzt alles, denn Hoffnung, wenn sie nicht abstumpft, macht überwach. Der Vornehme ist ein Bruder im Herrn. Seit den Bauernkriegen gibt es manchen Bruder in den Heeren. Und diesem Gelbhaarigen traut man nicht. Deshalb muß er hierbleiben. „Noch vor dem Morgen!" Mein Gott und mein Erlöser. Ich habe nie an dir gezweifelt, auch nicht, als wir im Stich gelassen wurden von allen draußen, die uns versprochen hatten, zuzuziehen. Ich habe nicht gezweifelt, als wir den Kalk der Wände abkratzten zur Speise, als wir das Heu der längst geschlachteten Pferde mit Leder kochten — nein! Nie gezweifelt. Prüfung, Prüfung, daß wir die eigenen Brüder niederschlagen mußten, deren leere Därme Wahnsinn zeugten. Daß meinem Weib die Frucht der Liebe im Mutterleib verhungerte und sie ein Aas gebar — mein Gott und mein Erlöser — geprüft sind wir bis in die Eingeweide! Erstlinge muß man prüfen, damit die Herde stark und mächtig werde an Eutern und Hörnern. Bitter schmecken die Früchte der Felder. Schmeckten sie süß, wir wären unrettbar verloren.
Wann wurde der nächtliche Tag zur Nacht? Die Pferdedecken stinken warm. Manchmal treibt zerstäubter Regen herein, wunderbar erfrischend. Jan fühlt sich seinem Wachtelkönig gleich. Der konnte auch die halben Nächte im Käfig hocken, als schliefe er. Und doch sah er die Maus im Hof, die Spinne an der Decke.
Der Regen rauscht schon lange, gleichmäßig triefend. Die Wache schweigt. Plötzlich spürt Jan: jetzt!
Er krampft die dürren Hände um die Eisenstangen und starrt den Gelbkopf an, der stiert und stiert. Dann unvermittelt springt er auf, den Jungen mit-

schleifend und jaulend in der Regennacht verschwindend. Jan erkennt: im letzten Augenblick! Schon trappeln Füße um die Scheune — dann werden brennende Laternen aus Tüchern gewickelt. Der Vornehme selbst hat die Brüder geführt — jetzt schließt er rasch die Käfigtüren auf. Der riesenhafte Harmsen lacht, greift herein und bettet erst Knipperdollinck auf eine Bahre. Jan klettert selbst heraus, die Tränen laufen ihm in die Backenhöhlen. Wo seine Hände sind? Irgendwo zwischen den Brüdern werden sie geküßt. Dann hängen sie an ihm herab — Schluchzen, seliges Begrüßen verstummt. Todesstarr sind alle Augen dem Eingang zugewandt. Von dort dringt helleres Licht ein. Fackeln glitzern auf Arkebusenläufen und Hellebardenspitzen. Durch die Waffenmauer schieben sich Söldner mit Stricken. Der Vornehme, eben noch Führer der Brüder, nickt Jan fast bedauernd zu. Als er ihn in den Käfig zurückschiebt, sagt er: „Ein peinliches Gefühl, als Köder für die eigenen Anhänger mißbraucht zu werden." Jan speit ihm auf die Hand. Der Edle nickt auch dazu nur und wischt sich an der Pferdedecke ab. Dann gibt er das Zeichen zum Marsch.

Jan Bockelson aus Leyden weiß, daß er am Überfall auf seine Eltern nicht schuldig war. Nicht schuldig, daß sein Weib, und daß sein ungeborenes Kind verhungert waren. Nicht schuldig auch an denen, die jetzt vor seinem Käfig schreiten, dem Kerker zu. Dennoch: dies erträgt er nicht mehr.

Sein schöner Leib, von dem er kein Glied opfern wollte, ist so verzehrt, daß Jan den Schädel durch die Stäbe zwängen kann. Er tut das jetzt und legt ihn so, daß sein Genick das Hinterrad berührt. Bei einem großen Stein oder tiefen Graben muß ihm das Rad die Wirbelknochen brechen, wenn nicht beim erstenmal, so schließlich doch.

Aber der Vornehme, ein Kenner des menschlichen Gemüts, hatte ein wachsames Auge für Jan. Er ließ sogleich halten, dem Gefangenen einen Strick durch den Mund ziehen, den Strick am Hinterhaupt verknoten und an der Decke des Käfigs befestigen, so daß Jan stehend weiterfahren mußte.

VERLAINE UND RIMBAUD IN STUTTGART

von

Alfred Wolfenstein

An einem Wintertage des Jahres 1875 stieg der Dichter langsam die Treppen eines Hauses in der stuttgarter Mariengasse hinauf. Er trug grelle, grün und rot karierte Hosen, eine breite blaue Krawatte, die sich flatternd um den Hals ohne Kragen schlang, unter dem braunen Samtjacket war kein Hemd, in der Hand hielt er ein Barett und einen Regenschirm. Stufe für Stufe schlurfte er in den pantoffelartig ausgetretenen Schuhen empor. Um den bärtigen Mund und um die katerhaft geschnittenen Augen lag ein erwartungsvolles Lächeln,

die Kuppel der gewaltigen Glatze leuchtete. Bei jeder Tür blieb Paul Verlaine stehen, er buchstabierte mit lauter Stimme die deutschen Namen, und plötzlich sagte er: „Wagner! Aha!"
Er klingelte, mehrmals hintereinander, ein Mädchen öffnete. Verlaine lächelte sie mit derselben, wie von der Bühne her festgehaltenen Miene weiter an. Er streckte ihr die Hand entgegen, gleichfalls zur Probe der Begegnung mit Arthur, fragte dazu mit süßester Betonung nach Monsieur Rimbaud, und sie öffnete im Hintergrunde eine Tür, auf die er leise zuging. Mit vorgebeugtem Oberkörper lächelte er um den Pfosten herum ins Zimmer hinein, wo der junge Mann mit aufgestütztem Arm am Fenster saß.
Rimbaud fuhr auf, mit einem Fluch. Sein Haar hing wie Zweige eines Gestrüpps um sein Gesicht, der große Mund stülpte sich um, seine funkelnden Augen richteten sich sofort auf die Hände des Besuchers. Dieser war eingetreten, und er sagte strahlend, was der andere nicht sagte: „Willkommen!"
Rimbaud schwieg. „Arthur!" schrie Verlaine, „ich komme zu dir! Nach Deutschland! Aus dem Gefängnis komme ich zuerst zu dir! Zwei Jahre war ich dort von dir getrennt!"
„Auf Rückfall steht das Doppelte", erwiderte der andere und starrte auf Verlaines Hände.
„Mein Lieber, mein Lieber! Du fürchtest, ich schieße wieder? O nein, ich bin nicht mehr der gleiche wie in Brüssel, ich bin gläubig geworden. Das Gefängnis war gut, es wäre auch gut für dich. Wie konnte ich dich töten wollen! Sicher nur aus Liebe. Es war inzwischen eine böse Zeit, aber jetzt ist es gut, und ich bringe dir die gute alte Zeit aus Paris! Sieh mich an, für dich habe ich mich gekleidet wie in jenen Tagen, als wir in den Cafés thronten und auf den Boulevards triumphierten. Ach, die Kunst, das war unsere Macht, und sie soll es bleiben, mit der Hilfe Gottes."
Rimbaud öffnete das Fenster, dann ging er auf den Freund zu, der von neuem ihm die Hand entgegenschwenkte, und befühlte seine Taschen. Verlaine sah ihn nun doch mit traurigem Ausdruck an und setzte sich, während Rimbaud eine Pfeife anzündete.
„Was machst du hier, Arthur? Du bist Hauslehrer, hat man mir gesagt. Paßt das zu dir? Mit mir hast du niemals Geduld gehabt, und ich kam mir doch manchmal wie ein Kind vor, obwohl du soviel jünger bist als ich. Ich hoffe, daß Herr Wagner dich gut behandelt, als Komponist muß er wissen, wie man mit Dichtern umgeht. Musik, Musik vor allen Dingen! Vor allen Dingen Versmusik! Haben die Kinder deine Gedichte schon auswendig gelernt?"
„Ich wünsche, von meinen Gedichten nichts zu hören, auch nicht von deinen, überhaupt nichts von Gedichten."
„Überhaupt nichts —" flüsterte Verlaine, im Innersten erschrocken von dem Gebrüll, das der riesenhafte Mensch vor ihm ausgestoßen hatte. „Und was bleibt uns sonst, außer dem Gebet? Und wie gut kann man in Gedichten beten!"
„Was uns bleibt?" Der andere ballte die Fäuste und hob sie hoch in die Luft. „Nichts als das ganze Leben!" Er hatte dieses letzte Wort mit so gewal-

ger Stimme hinausgeschleudert, daß kurz danach an die Tür geklopft wurde. Herein!" schrie er weiter.
n kleiner schmaler Mann mit einer Brille auf der unverhältnismäßig cken Nase trat ein. Rimbaud beeilte sich, ihm statt aller Erklärungen in r noch etwas dumpfem Ton seinen Besucher vorzustellen. „Sehr entzückt", gte Verlaine, „ich kenne Ihren Tannhäuser." Herr Wagner verstand die ußerung infolge der Aussprache nicht, aber mit einem Blick auf die Toilette erlaines fragte er: „Der Herr ist Künstler?"
Dichter, wie Rimbaud", war die Antwort.
rstaunt blickte Herr Wagner auf seinen Angestellten, der mit gerötetem esicht erwiderte: „Das ist ein Irrtum. Ich bin ebensowenig Künstler wie Sie, enn auch nicht Prokurist in einer Maschinenfabrik wie Sie, Herr Wagner. h halte die Kunst für eine Dummheit. Wenn ich einmal Verse gemacht ben sollte, so spielt das im Verhältnis zu dem, was ich vorhabe, keine olle. Ich schreibe nicht, ich arbeite. Falls Sie und Ihre Kinder mit mir frieden sind, ist mir das wichtiger als die Urteile sämtlicher Literaten ankreichs. Allerdings muß ich Ihnen heute kündigen."
Warum?" fragte Herr Wagner nach dem unerwarteten Schluß dieser Rede. ihrend sich Verlaines Gesicht freudig verklärte. „Gefällt es Ihnen nicht in serer Hauptstadt?"
ogar Stuttgart interessiert mich mehr als die Poesie. Aber seit dieser err erschienen ist und mir die Größe der Kunst vor Augen führt, denke ich ch mehr an die Größe der Welt. Wenn Sie erlauben, fahre ich morgen ab."

er Hausherr hatte sich schon längst entfernt, Verlaine saß noch immer mit senkten Augen da. Manchmal schielten seine Pupillen, groß und dunkel, e die einer erschrockenen Katze, zu dem langen Jungen hinauf, der irgend- hin über ihn hinwegstarrte. Langsam legte sich die Dämmerung ins Zim- er. Er seufzte und flüsterte vor sich hin, allmählich wurden es deutlichere erse:

„ . . . da redete mein Gott zu mir: Mein Kind
Du mußt mich lieben . . ."

us der Höhe, aus den Wolken des Halbdunkels kam eine Stimme: „Wir llen saufen gehn."
oh, ein Wort von Arthur zu vernehmen, erhob er sich, ging behutsam auf n zu, legte rasch die Arme um die Schultern des andern und drückte die rtige Wange an die seine. Der Junge duldete es in unbewegter Haltung. ann schob er den Dichter vor sich her, durch die Tür, die Treppe hinunter, f die Straße. Paul sagte dabei, so glücklich wie er, müsse sich ein Neuge- renes in seinem Kinderwagen fühlen. Außerdem sei ihm auf jeder Stufe n Vers eingefallen. Rimbaud ließ ihn zwar sogleich los, aber Verlaine ngte sich wieder ein, als sie in die kleine Kneipe an der nächsten Ecke aten.
rbeiter lehnten am Ausschank und andere saßen mit ihren Frauen an den anken Tischen. Erst als er zwischen ihnen stand, fiel Rimbaud die zigeune-

rische Tracht seines Gefährten ein und er wollte wieder hinausgehen. Aber er wurde mit solcher Inbrunst festgehalten und Verlaine zog die Brauen mit solcher Lust der Erinnerung an ihr altes Gasthaustreiben empor, daß Rimbaud zornig grinsend mit ihm in eine Ecke marschierte. Er bestellte ein Bockbier, der Dichter vergebens einen Absinth, bis er gleichfalls das auch in der eigenen Sprache vertraute „Bock" hervorbrachte. „Man muß sich nach der Sitte jedes Landes richten", sagte Arthur und trank ein Glas des gelben Bieres nach dem andern. Mit liebevollem Lächeln suchte Paul ihm zu folgen, obwohl ihm das kühle, schwere Getränk fast Schmerzen bereitete. „Mein Höllengemahl!" sagte er und: „Das ist unser schrecklich schöner Haushalt!" Rimbaud schlug die Faust auf den Tisch: „Ich bemerke, daß du da wieder Sachen sagst aus einer Zeit, an die ich mich nur erinnere. wenn du sie sagst! Aber ich erinnere mich daran, wie einer an einen Mord. Nimm dich in acht, laß das Dunkel darauf liegen. Oder es platzt dir ins Gesicht wie eine giftige Kröte!"

„Es sind Beleidigungen, mit denen du mich erniedrigen wolltest, eine Saison in der Hölle lang, und doch wiederhole ich sie —"

„Weil ihr Dichter keinen Stolz im Leibe habt."

„Du hast keine Demut in der Seele. Aber wenn du fremd und fern von den Dichtern sprichst, wird mir zumute, als sei ich an den Nordpol verschlagen. Das ist das fürchterlichste, darauf war ich nicht gefaßt. Beinahe möchte ich selbst kein Dichter mehr sein, wenn du es nicht mehr bist."

„Bravo!" Rimbaud dämpfte sein Gebrüll, da die Leute herumfuhren. „Jetzt sind wir einig! Und so vertilgen wir einen Künstler nach dem andern! Revolution der Kunst, das heißt: überhaupt keine mehr! Die Welt von heute haßt diesen Umweg, wo das schöne Unkraut wächst. Die Welt will das Leben und keinen Umweg dahin! Mach Schluß mit dem Papier, schmeiß die Muse ins Klosett!"

Strahlend rückte Verlaine dicht zu ihm heran, legte die Hand auf Rimbauds Knie und streichelte sein Bein unter dem Tisch: „Ja, wir sind einig, und ich gehe mit dir in deine weite Welt, wie einst nach London. Und wenn ich draußen doch hin und wieder noch einen Vers schreibe —"

Rimbaud war aufgesprungen: „Bist du toll? Du gehst mit mir? Niemand, niemand! Zahlen, Kellner!"

Paul war von der jähen Bewegung auf die Bank gefallen. Aus Scham vor den aufstehenden Arbeitern drehte sich Arthur nach ihm um und schleppte ihn hinaus. Heftiger, eiskalter Wind trieb sie weiter. In starrem Schweigen rannte der Junge die Straße hinab, der Dichter keuchte ihm in die nächste Straße nach, ins Unbekannte. Aber wo noch ein Licht war, riß der andere die Tür auf, und wenn wenig Leute in der Schenke standen, trank er dort; und Paul trank, er wußte selbst nicht, was. Taumelnd hielt er sich an Arthurs Rock fest, draußen wurden sie immer wieder nüchtern. Doch dieses Auf und Ab zwischen Trunkenheit und Kälte schüttelte sie wie Sturm, der Wellen gegen den Strom aufwirft. Sie wußten nicht mehr, wohin. Umkehren wollte keiner

von ihnen. Bald hörten die Lichter in Kneipen auf, die Häuser endeten, es kam kein Mensch mehr. Leere Bäume begleiteten sie, tote Blätter bewegten sich im Wind, aber von weitem rauschte der Fluß.

„Wohin führst du mich, Arthur?"

Nebel, weiß wie Schnee, begann die Straße zu füllen. Nach einer Minute sagte Rimbaud: „Ich will dir antworten. Ich werde mich mit niemand mehr auseinandersetzen, aber mit dir, zum letztenmal. Nicht mit dem Verlaine, den ich in den drei komischsten Jahren meines Lebens kannte, nicht mit dem armseligen Lélian, aber du bist die Vergangenheit, das bist du für mich, und dies ist ihre letzte Nacht. Ich will es ihr besorgen, ich will sie spätestens bis zum Morgen totschlagen."

„Schieß, schieß!" heulte der Dichter. „Mit solchen Kugeln habe ich nicht auf dich geschossen!"

„Die meinen treffen, das ist sicher, und nicht nur am Handgelenk. Aber es wäre mir zu wenig, dich umzubringen." Er griff nach den fliegenden Bändern von Pauls Krawatte und riß daran; Haare des Bartes mischten sich hinein, Paul schrie auf, obwohl ihm der Schmerz wohltat. „Was, diesen Quark um den Hals geschmiert, kommst du bei mir angetanzt? Mit dem Gestank deiner rue Royer-Collard in den Hosen, mit all deiner poetischen Hurerei schleichst du dich zu mir zurück, kahler Kater? Aber ich staune, daß du da bist! Ich bin so weit weg, daß ich nicht begreife, wie du mich erreicht hast! Eine Zauberkünstlerin, diese Vergangenheit!"

„Nicht wahr, alter Junge!" sagte Verlaine, schon wieder erleichtert, mit einem geschmeichelten Schmunzeln in der Stimme.

„Du Zwerg mit dem musikalischen Gequäk", fuhr Rimbaud fort und seine Beine griffen aus, als lohne es sich nicht, daß der Dichter ihn verstehe, während dieser sich anstrengte, die Verwünschungen zu hören. „Ich werde durch Europa und Asien wandern, in den Steinbrüchen und Urwäldern leben, und das Geprassel der Felsen und das Gebrüll der Bestien wird mir wohler tun als deine Melodien. Ich habe den Singsang ins Feuer geworfen, ich sehne mich nach brennender Sonne, ich will andere Sachen ertragen als die Tücken der Redaktionen. Und wenn ich einmal schlapp sein sollte, dann werde ich „Du Schriftsteller!" zu mir sagen, und wenn mich ekelt, dann nehme ich als neuen Fluch das Wort „Literatur!" Was wollt ihr noch, meine Herren Poeten? Wer will euch noch? Gedichte machen statt Geschäfte, Reime drehen statt Pillen, Tragödien bauen statt Maschinen, das ist jetzt, als ob Babys „Mama" sagen. Ihr überflüssiges Kleinzeug, eure Worte werden bald nur noch auf die Hunde wirken. Komm, komm, o Liebster, komm, o komm, o komm! Das kannst du, kommen kannst du! Aber ich bin allein, ich bleibe allein — ich will — ich — will —"

„Arthur!" Verlaines Stimme klang seltsam fest. „Du sagst: Ich, Ich, Ich. Du sagst, du willst. Was willst du? Ich weiß, daß ich nicht nur Gedichte machen will, sondern auch selig werden in meiner Kunst und in meinem Gott, und das ist menschlich. Du irrst, ich bin nicht lange mehr faul gewesen,

als ich in dem kleinen Lande Belgien in der kleinen Stadt Mons in der Kerkerzelle verschwand, weil ich dich ein wenig verletzt hatte. Ich verzweifelte in der ersten Zeit, mich suchen noch immer die steinernen Abende heim wie jener, an dem mir deine Worte einfielen: ‚Es regnet sanft auf die Stadt.' Da sank ich jammervoll auf den Boden und sprach vor mich hin — du kennst das Gedicht noch nicht:

‚Wie's regnet auf die Stadt,
So weint es mir im Herzen.
Was regt es sich so matt?
Was mein Herz wohl hat? —
Zu wissen nicht, warum.
Das ist das letzte Leiden.
Haß, Liebe, beide stumm.
Viel Angst geht in mir um . . .'

Ich danke dir, daß du es bis zu Ende angehört hast. Aber dann sah ich empor und die Erlösung kam, und so sieh auch du jetzt weiter zum Sternenhimmel empor. Er ist hier über dir, wie über mir im Gefängnis. Denn es war nicht die entsetzliche Nachricht, die mir der Priester in die Zelle brachte, daß meine Frau sich von mir scheiden lasse; es war ein Stern im Fenstergitter, der meine schuldhafte Seele wandelte, weil sie von Gott geschieden war. Mit diesem Heil im Herzen komme ich zu dir, der du meine Ehe zerstört hast. Nicht nur die frühere, eine neue Zeit bringe ich dir, Bekehrung, wie ich dir schrieb: Lieben wir uns in Jesus. Denn er sagt uns, Arthur, daß wir Menschen Brüder sind. O mein Gott des Friedens, der du in den Schlund der Sünden hineinsiehst, laß aus mir sprechen die Kunst der Liebe. Oh, du mein teuerster Freund, eine andere Welt hat sich mir eröffnet, weiter als deine, in die du ziellos hinausschweifen willst."

Rimbaud war am Ufer des Flusses stehengeblieben. Seine Gestalt dehnte sich durch die Nacht. Dem Dichter war, als lege sich ein riesenhafter Schatten über den Himmel und verdecke ihn, daß die Lichter verschwanden.

Von weither kam eine grollende Stimme: „Du wirst mir die Erde nicht verkleinern. Auf deinem Schreibtisch mag sie sein wie eine Landkarte. Für mich hat sie Räume, die ich noch nicht kenne, und wo Wände sind, werde ich durchbrechen. In lächerlichen Worten habe ich den Durchbruch gesucht, ins lächerliche Unendliche. Jetzt weiß ich, wie man den brennenden Durst löscht: mit der Wüste! Wie man die Unrast befriedigt: mit der Unrast! wie man den Sinn ausfüllt: mit dem Körper! Auf mich wartet die Wirklichkeit, daß ich mich im Boxring der Erde mit ihr messe! Und sollte auch sie nur ein Gespenst sein, dann hetze ich es immer noch gern auf das blödsinnigste aller Gespenster aus Papier, Poesie! Aber selbst der Spuk wird mir dienen. Selbst die Wüste, du trauriger Rosenkranzdichter, kann mein Eigentum werden, wenn ich sie überwältige, wenn ich arbeite, wenn ich hindurchziehe mit ungeheuren Karawanen, mit Kamelen und Trägern, besser beladen als die Feder mit Tinte. Dann werden meine unersättlichen Glieder die Müdigkeit spüren, die sich lohnt. Denn dahinter liegt es, was schließlich zu finden ist, statt vergebens den Sinn hinter den Dingen zu suchen; da winkt es hinter allem, das Geld! Ich werde es mir holen, ich werde es besitzen, ich werde es

im Gürtel bei mir tragen und immer stärker werden, daß ich es nie mehr verliere. Behalte du den Geist!"

„Satan!" schrie Verlaine. „Gott hat mich zum Satan geschickt! Er ist der Anti-Christ! Er ist der Anti-Poet!" Tränen strömten über sein Gesicht. „Aber es ist ja nicht wahr. Er weiß ja selbst nicht, wie ihn noch immer Geheimnis umwittert, auch wenn er selbst es verschwört! Du fliehst, Arthur, du fliehst mit furchtbarem Mute, vor dir, denn du bist furchtbar! O mein Gott, wie halte ich ihn, bei sich, bei mir? Auf meine Worte, auf meine Verse hörst du nicht, aber höre auf die deinen, du bist es, der sie gesungen hat, im trunkenen Schiff: Auch ich weinte zuviel! Die Morgen enttäuschen! Greulich ist jeder Mond, die Sonne ist schwer. Heiße Liebe dehnt mich zu größeren Räuschen —"

Ein Faustschlag traf Verlaines Mund. Er stolperte zurück, dann packte er den andern schreiend an der Brust. Schläge hagelten auf seinen Schädel, auf seine Schultern. Er deckte den Kopf an der Brust Rimbauds, der ihn abschüttelte und weiter auf ihn einhieb. Verlaine versuchte, bald den einen, bald den andern der harten schlagenden Arme festzuhalten, der freie hieb weiter auf ihn ein. Er wehrte sich, schlug um sich, die eiserne Faust kam immer wieder aus dem Dunkel und hieb auf ihn ein. Er stürzte zu Boden, schützte den kahlen Kopf, Fußtritte stießen auf ihn ein, daß er weiterrollte. Er hielt sich am Grase fest, das Ufer neigte sich zum Fluß hinab. Da endeten die Schläge.

Rimbaud ging davon. Er wandte sich der Stadt zu und ließ den Ohnmächtigen in der eisigen Nacht liegen. Ihm war, als liege da am Ufer des Neckar die Literatur in Person, von ihm verprügelt. Er brach in schallendes Lachen aus, er ließ sich von seinem Gelächter begleiten. Aber in ihm schwang zugleich, wie auf der letzten Saite der eigenen Trauer, ein Ton, gleich dem ewigen Abschiedsrauschen des Flusses neben ihm. Es war, als hörte er es mit dem Ohr des zerschlagenen Dichters, und dann hörte er dessen Worte: Was willst du? Und dann, als flüstere Verlaine weiter: Was willst du tun? Sind es wahrhafte Taten? Ist nicht eben dieser Zweifel der Antrieb deiner fliehenden Verzweiflung? Und bist du Geheimnisvoller nicht ganz leer, seit du unmenschlich von der Dichtung dem Nichts entgegenschweifst?

Die ersten Häuser traten schon aus dem grauenden Wintermorgen, als ihn von dem Geschehenen noch ein letzter Widerhall erreichte, unter Schmerzen sich bis zu ihm fortspinnend: Großer Verräter der Kunst, deine mächtigen Abenteuer und Taten werden keinem Armen helfen, nicht einmal dir — denn es fehlt darin das Beste. Deine seltsamen Energien finden auf Erden kein Rad, das sie treiben für die andern. Nur was du verachtest und hinwirfst, wird von dir bleiben, und der getreue arme Narr Verlaine wird den Menschen wohler tun als dein leerer Sturm, durch das kleinste Gedicht, das sie erhebt und ermutigt. Denn die Dichtung ist Menschenfreundschaft, und du, unglücklicher Anti-Poet, suchst ihre Liebe vergebens zu entthronen durch dein feindseliges Beispiel, Ahasver Rimbaud . . .

AUF JÜDISCHER ERDE

Reportage

von

Klara Blum

Bin mit dir, du großes Heute fest verwachsen.
Eiche, Freund —
deine Wurzelknorren strömen Kraft aus. *L. Kwitko*

Die ukrainische Sowjetrepublik, die „blühende", wie sie im Volksmund genannt wird, verdient diesen Namen aus vielen Gründen: sie verdient ihn durch ihren Reichtum an Getreide, durch die eigenartige Frische ihrer Menschentypen, durch die einfache, zu Herzen gehende Schönheit ihrer Landschaft. Und in einem besonderen Sinne verdient sie ihn noch durch ihre nationale Buntheit. In Gebieten wie Nikolajew, wie Dnjepropetrowsk, wo ukrainische Kollektivwirtschaften sich an russische, deutsche, jüdische, moldowanische, griechische und zigeunerische Kollektivwirtschaften anreihen, drängt sich dem Besucher unwillkürlich der Vergleich mit einem tausendfarbigen Blumenteppich auf. Fast vergißt man, daß diese Zusammensetzung, die uns heute als eine Fülle der Farben, der reizvollen Verschiedenheiten entgegentritt, einst im Zarismus nichts anderes darstellte als eine Fülle von qualvollen Leiden, von raffinierter Verhetzung und blutiger Demütigung. Was all diese ukrainischen Juden, Griechen, Zigeuner, die sich jetzt in freier Blüte entfalten, einstmals an barbarischen Grausamkeiten erdulden mußten, das kann man auch heute deutlich und sogar in vergößertem Ausmaße sehen, wenn man die Blicke von Osteuropa weg und ein wenig nach Mitteleuropa richtet...

Das nationale Leben der ukrainischen Juden ist darum besonders interessant, weil es zeigt, mit welcher subtilen Achtsamkeit die sowjetische Nationalitätenpolitik jedes einzelne Volk behandelt. Die Sowjetjuden haben ihre eigene autonome Republik: Birobidshan. Damit ist aber die Frage noch keineswegs erledigt. Auch da, wo sie als Minorität eingesprenkelt zwischen anderen Völkern leben, wird in vollem Umfang dafür gesorgt, daß sie ihre Sprache, Kultur und Eigenart pflegen können. Das gleiche gilt für Deutsche, Griechen, Moldowaner, Zigeuner und alle Sowjetnationen. Ist plötzlich ein Wunder geschehen, daß der Kosak den Juden friedlich grüßt, der Deutsche den Zigeuner freundschaftlich lobt, der Ukrainer die griechische Stachanowarbeiterin Pascha Angelina begeistert feiert? Das Wunder hat sehr natürliche Ursachen. Es sind einfach die Herren nicht mehr vorhanden, in deren Interesse es lag, Völker gegeneinander aufzuhetzen.

Im nikolajewer Gebiet befindet sich der Rayon Kalinindorf. Die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung ist jüdisch, also sind es auch die Verwaltungsorgane, die Schulen, das ganze Leben. Wir stehen auf einem Stück jüdischer Erde, einem Birobidshan in verkleinerter Ausgabe.

Die Häuser der Kollektivwirtschaft „Rojter Oktjabr" leuchten im Abendsonnenschein. Schon von fern hört man durch die klare Luft die Gespräche der von der Arbeit heimkehrenden Männer und Frauen, die in ihrem lebhaften Jiddisch über den Bau des Weinkellers debattieren. Ich sage absichtlich „jiddisch" und nicht „Jargon", denn es ist ein außerordentlich reines, gepflegtes, beinahe klassisches Jiddisch, ähnlich dem, das im moskauer Jüdischen Staatstheater gesprochen wird. Neue schöne Wortbildungen fallen auf: so die Bezeichnung „Ratenmacht" für Sowjetmacht, „Klangenfilm" für Tonfilm. In dieser rauhen und doch melodischen, ausdrucksreichen Sprache hört man die Berichte der Kollektivisten, die so ganz anders sind, als eine gewisse Propaganda die Juden darstellen möchte. Sie sind kräftig, aufrecht, zur schwersten Arbeit mit Eifer bereit, jeder Gefahr freudig die Stirne bietend, begabt mit einem ruhigen stetigen Selbstbewußtsein.

Ist dies das Volk, von dem man behauptete, es tauge nur für Privathandel und Spekulation? Alles an ihnen — ihr Gang, ihre Gebärden, die Haltung ihres Kopfes, der Ausdruck ihres Gesichtes — zeigt, wie erlöst sie sich fühlen, wie sie nun erst ganz sie selbst sind, seit sie nicht mehr, wie einst im Zarismus, in die schmach- und qualvolle Luftexistenz jenes Händler- und Spekulantentums hineingezwungen werden, seit sie endlich festen und freien Boden, Sowjetboden unter ihren Füßen haben. Bestimmte charakteristische Eigenschaften wie Scharfsinn, Kombinationsgabe, Findigkeit, die ihnen früher unter dem verderblichen Einfluß der Unterdrückung, der Luftexistenz ein ungesundes, oft absonderliches und abstoßendes Wesen gaben, erscheinen heute in neuem Licht: sie machen den jüdischen Kollektivisten zu einem der lebhaftesten, erfinderischsten Menschentypen unter den neuen Menschen des Sowjetdorfes — unaufhörlich, fruchtbar, schöpferisch steht sein rastloser Kopf im Dienst der Überwindung des alten Unterschieds zwischen Stadt und Land.

Das Kolchos „Rojter Oktjabr" ist voll von solchen zu praktischer Wirklichkeit gewordenen Einfällen des jüdischen Scharfsinns, der sich einst in unfruchtbaren kaufmännischen und talmudischen Spekulationen ausleben mußte. Da ist die Radiostation (Sende- und Empfangsstation zugleich), die die Kollektivisten nach eigenem Plan selbst errichtet haben. Hier musizieren sie, allen Familien zur Freude, hier kündigen sie Versammlungen und Politkurse an.

Da ist der schöne große Weingarten mit dem gepflegten Promenadenweg mittendurch, ein Weingarten, in dem lauter Frauen arbeiten. Und da sie, als echte jüdische Mütter, ein wenig überängstlich um ihre Kinder besorgt sind, hat man nicht im Dorf, sondern gleich neben dem Weingarten eine Krippe errichtet. Nun haben sie ihre Lieblinge in nächster Nähe, nun geht die Arbeit doppelt so gut.

Wie viele andere, hatte auch das jüdische Kolchos jahrelang unter der Propaganda maskierter Schädlinge zu leiden. Ein Trick, den die Volksfeinde anwandten, ist besonders charakteristisch: sie sprachen draußen auf dem Feld die Kolchosmitglieder an und tuschelten: „Wozu machst du diese schwere Arbeit? Das ist doch nichts für einen Juden. Das kann höchstens ein Goj aushalten, du aber wirst bestimmt daran zugrundegehen . . .“ Allein der Kollektivist, auf eigener jüdischer Erde stehend, im Gefühl seines neuen ruhig-kraftvollen Selbstbewußtseins, ließ sich nicht mehr entmutigen. Aus diesem Gefühl heraus entstanden neue einfach-stolze Volkslieder: „Der Jude hat sich an die Hacke (Landarbeit) gewöhnt. Der Jude atmet wieder frische Luft“. Und eine alte Frau singt ihre selbstgedichteten Tschastuschkis (eine Art Schnadahüpferln): „Ich war doch einst eine närrische Jiddine. Ich habe Schläge ertragen und gebetet, anstatt mich zu wehren. Aber jetzt bin ich meine eigene Herrin. Jeden Abend gehe ich in den Klub und lese Zeitungen und schöne Bücher.“ Sehr beliebt ist auch das birobidshaner Jungkommunistenlied:

Schönes junges Mädchen,
tritt in unsern Kreis;
sind vom Stolz der Arbeit,
ihr die Wangen heiß.
Für ihr fleißig Mähen,
daß die Felder blühen,
laßt uns Reigen ziehen
ihr zum Preis!
Lauter sing die Lieder,
froher Troß.
Alle Völker: Brüder,
frei und groß —
Juden, Golden, Russen,
Koräer und Tungussen . . .“

Nach der Arbeit sitzt man gemütlich beisammen, ernste Erzählungen wechseln mit witzigen Anekdoten: An der Decke brennt (selbstverständlich) eine elektrische Lampe. „Licht in jeder Stub“, sagt stolz der Kolchosvorsitzende Leb Salmans. Ein baumlanger Kosak kommt zur Tür herein, es ist Nikifor Iwanowitsch, ein Freund und Nachbar. Er und die Parteisekretärin Sara Jarshema erzählen uns abwechselnd, wie sie beide in nationalistischem Haß erzogen wurden. Den kleinen Nikifor hatten die Eltern, wenn er trotzte, geschreckt: „Gleich holt dich der Jude.“ Die kleine Sara hatten die Eltern, wenn sie nicht gehorchen wollte, geschreckt: „Gleich holt dich der Goj.“ Als aber später das Schneidermädel Sara gemeinsam mit Christen, der Bauernknecht Nikifor gemeinsam mit Juden die zaristische Unterdrückung zu spüren bekamen, ging ihnen ein Licht auf . . .
Mit Grauen erinnern sie sich an die antisemitischen Greuel der Vergangenheit. Kein Jude durfte sich damals nachts auf die Landstraße wagen: er konnte sicher sein, daß ihm ein Stein an den Kopf flog.

Im Rayonzentrum befindet sich ein Museum mit alten Handschriften. Darunter sind Bittgesuche an die Zarenregierung. Sie legen ein beredtes Zeugnis dafür ab, in welchem Elend die armen Juden damals lebten. Man verbot ihnen, ihre Häuser aus Steinen zu bauen: Lehmhütten wären „gut genug für sie“. Man gewährte ihnen mit sadistischem Hohn eine Unterstützung von 10

Kopeken (!) pro Jahr und Kopf. Sie wandten sich mit einer flehentlichen Bittschrift an den Fürsten Woronzow. Das Resultat war, daß eine Regierungskommission entsandt wurde und den Beschluß faßte — noch zwei Synagogen bauen zu lassen.
Die eine dieser beiden Synagogen ist heute eine Schule, die andere ein Klub. Den gläubigen Juden ist natürlich die Möglichkeit geboten, frei und unbehindert ihre religiösen Bräuche zu pflegen. Aber die Entwicklung der jungen Generation führt sie unverkennbar von der Religion fort und der Wissenschaft zu.
Das Kolchos besitzt drei Bibliotheken, eine jiddische, eine russische und eine ukrainische.
Natürlich sind den jüdischen Kollektivbauern ihre Bibliotheken noch nicht umfangreich genug. Natürlich schimpfen sie, weil ihre Lieblinge nicht in einer genügenden Anzahl von Exemplaren vorhanden sind, und — besonders Neuerscheinungen — alle gleichzeitig haben wollen. Die Gewöhnung an die Feldarbeit hat nämlich ihre sprichwörtliche Lesewut nicht vermindert, sondern eher gesteigert. Von den sowjetjüdischen Lyrikern Markisch und Kwitko wissen sie ganze Seiten auswendig, die Prosawerke Bergelsons kennen sie gründlich.

Wir treten in die mondhelle Nacht hinaus. Die Weinstöcke beugen sich unter der Last der Trauben, an den Obstbäumen schimmern Äpfel und Birnen, und vom schneeweißen Stall herüber blöken die gepflegten Kälberchen. Jizchak Abramowitsch rezitiert in seinem markigen Jiddisch ein Gedicht von Kwitko, rezitiert es schön und schwungvoll und ganz ohne Rücksicht auf Professor Weizmann, der beim letzten Zionistenkongreß die These aufstellte, die Juden würden in der Sowjetunion „entnationalisiert" Da steht er, ruhig und kraftvoll, auf jüdischer Erde, fest verbunden mit der neuen Zeit, mit Feld und Weide und Baum. Und sein rastloser Kopf arbeitet dabei unaufhörlich weiter, sorgenvoll blickt er nach Hitlerdeutschland hinüber, das seinen Stammesgenossen blutend durch die Straßen hetzt. In dem unglücklichen Bruder erkennt er seine überwundene Vergangenheit wieder, wie der andere im glücklichen Bruder seinen verwirklichten Zukunftstraum.

DICHTUNGEN

von

L. Kwitko

BEGEGNUNG

Im Untergrundbahnzug im weichen Flimmern
des Nickels sah ich wie in einem Spiegel
den Widerschein von ihren Händen schimmern.
Das war, als höben sich zwei weiße Flügel.
Aufstand da die Vergangenheit:
nicht jene Zeit der Wirklichkeit,
nur die, wie ich sie sah im Sehnsuchtsspiegel.

Im Untergrundbahnzug im weichen Flimmern
zupft linde Zugluft von der Fahrt, der schnellen
die helle Bluse hoch; ich seh sie schimmern
wie atmend aufgebauscht an zwei, drei Stellen.
Erwacht ist die Vergangenheit:
nicht jene Zeit der Wirklichkeit,
nur die, in der die Sehnsuchtsträume quellen.

Und jetzt, wo ich erlebt die Zeit —
der Kopf ist klar, das Herz ist weit —
die Zeit, die alle Füße hebt zum Tanze,
kos' ich im Fenster deines Haars Geschmeid,
seh deine frohen Augen ich im Glanze . . .
Bin ich zu alt zum Glück? In dieser Zeit?
Wer allzulange säumt, versäumt das Ganze.

ÜBER DIE PFLAUME

Über die Pflaume — hochwohlgeboren —
ist noch das letzte Wort nicht verloren.
Einmal wirds einen Klang tun im Raume
wegen dem Wunder der Schöpfung, wegen . . . der Pflaume.

Wegen der Äderchen zart in dem Fleisch, dem gelben,
wegen der Bläue der Haut und der Feinheit derselben,
wegen dem Abend, der sie mit Perlen betaut,
wegen der Sonne, die sie besonders küßt,
wegen der Kühle, die um den Kern herum ist —
d e r Lobgesang wird noch erklingen laut!

Dieses die Meinung des Würmchens ist,
das in dem Herzen der Pflaume frißt,
die Zeit sich vertreibt, und es schmeckt ihm nicht schlecht.
Und sagt es der Wurm, dann — hat er wohl recht.

NOCHEMS ZWEI LIEDCHEN

I

Was die Alte mir gebracht, hab ich besessen.
Das war alles. Doch ists überreich bemessen:
Töchter hab ich, elf gesunde
große Mädels, dralle, runde:
ein Reihe Orgelpfeifen!
Schön sind sie. Kaum zu begreifen.
Einen Fehler haben sie:
essen, essen wollen sie.

Einen Hering kauf ich — ach, man muß doch essen!
Muß vom Kopf zum Schwanz, vom Schwanz zum Kopf ihn messen:
Sore, Rifke, Rachel, Kehle,
Elke, Sprinze, Treibel, Behle,
Fege, Freide und die Kleinste ...
Ja, die Kleinste kriegt das Feinste.
Einen Fehler haben sie:
große Ränftlein wollen sie.

Trifft sich, wie sichs trifft: im ganzen Haus kein Heller
und das Lämpchen ausgebrannt und leer die Teller,
heißt es: trockne Krumen picken,
picken, pflücken, 's Herz erquicken;
und die starken Zähne knacken —
meine Mädels haben Backen!
Einen Fehler haben sie:
Mitgift, Mitgift brauchen sie.

II

So — nun guckt auf mich mal frisch,
frisch wie's Weißbrot auf dem Tisch!
Elf Töchter, ihr Leut?
Eine Kleinigkeit.
elf Töchter, ihr Leut —
eine Kleinigkeit!
Ich bin sie alle losgeworden.
War um die Mädels ein Geriß!
Jetzt hab ich Anteil rings im Land,
Anteil im Unions-Verband;
und jede bittet, lädt mich ein ...
weiß nicht, wo ich zuerst soll sein.

Ich sag euch: ein Gewinn, ein reiner!
Ich kann das ganze Land durchwandern:
elf Töchter, ihr Leut,
keine Kleinigkeit!
Keine Kleinigkeit:
elf Töchter, ihr Leut!
Und jede reicher als die andern!
Ich sag euch: ein Gewinn, ein reiner ...

Und man klopft an meine Tür,
klopft recht oft und fragt bei mir:
„Nochem, hast du nicht noch eines —
noch so'n Mädel, so ein feines?"

DAS HUHN

Du närrisches Huhn, du närrisches Huhn,
hast Flügel und kannst keinen Flug damit tun!

Ja, hättst du Gedanken, dann hättst du gedacht
und hättst mit den Flügeln Gymnastik gemacht,

und hättst sie geübt und gestählt deine Flügel
und flögst über Täler und flögst über Hügel

und schwebtest in Wolken, die Schwingen gespannt,
und sähst aus der Höhe das Leben im Land

und wärst schier vor Glück in den Himmel geschnellt,
denn Fliegen — ein Wunder! — davon träumt die Welt.

Wie kann man — mit Flügeln! — bloß Hühnerfleisch sein?
Ach, hättst du Gedanken, dann sähst du das ein!

Sagt das Huhn:
Ja, hätt ich Gedanken, dann — hätt ich bedacht,
wie fetter die Suppe im Topfe man macht.

FISCHLEIN KANN LACHEN

Der Vater schimpft mit mir: „Nein, sowas, nein —
der Bursche flitzt und saust, der reinste Wirbelwind!
Grad sprang er wieder in den Teich hinein!
Wann wirst du einmal ruhig sitzen, Kind?"

Die Mutter schimpft mit mir: „Er läuft umher,
in alles steckt der Junge seine Nase!
Wenn doch mein Sohn nicht gar so quirlig wär,
so zapplig wie das Fischlein dort im Glase!"

Und im Aquarium auf meinem Tischchen
bricht hell in Lachen aus mein golden Fischchen
und schwänzelt zierlich, tänzelt, dreht sich flott:
„Gut sollen steife Knochen sein?
Gut, stillzuliegen wie ein Stein?
Ich stell mir vor, was man von mir wohl dächte,
wenn ich, o gottbehüte, steif sein möchte
und, unberufen, trocken und kein Nasser
und, unberufen, schwämm nicht drall und prall!"

„O Fischlein, Fischlein — du lebst bloß im Wasser,
doch ich ... ich lebe überall."

LOB JENEM MÄCHTIGEN ANHIEB

Wie sollt ich nicht lobpreisen jenen mächtigen Anhieb,
der aus Dampf und Nebelwolken unsre Erde trieb,
der die Schönheit schuf zulieb dem Löwen und zulieb der Milch die Kühe
und dem Spaß zulieb den Elefanten und zulieb der Frische schuf die Frühe
und zudem noch Mann und Weib zum Lieben und zum Leben,
ohne ihnen — grade nicht! —— Hacke oder Flügel mitzugeben.
Nur ein Vögelchen, ein kleines, ward in ihren Kopf gesetzt:
Macht euch selber Hacken, baut euch selber Flügel jetzt!
Nehmt die Welt in eure Hände, macht sie besser;
ist sie euch zu eng, dann fliegt und macht sie größer!
Und auch dafür jenem starken Anhieb Lob und Preis noch werde:
weil d u bist durch ihn und ich auf dieser Erde ...
Ausgerechnet wo? Auf der allerbesten ihrer Seiten!
Ausgerechnet wann? In der schönsten aller Zeiten!

Aus dem Jiddischen von *Hedda Zinner*

Johann Nepomuk Nestroy

1801—1862

Die Posse mit Gesang „Freiheit in Krähwinkel" schrieb Nestroy 1848. Sie wurde am 1. Juli dieses Jahres zum erstenmal aufgeführt und täglich bis zum 31. Juli gegeben. Der Erfolg war außerordentlich. In der Rezension der „Wiener Theaterzeitung" vom 3. Juli 1848 heißt es:

„Nestroy hat vorgestern mit seinem neuen Stück einen Triumph gefeiert, wie er ihm vielleicht trotz seiner vielen gelungenen, mit dem größten Beifall aufgeführten Volksstücke noch nicht zuteil geworden ist. Er hat es verstanden, die Zeit zu erfassen, die Bewegungen in Wien seit dem 13. März in einem Miniaturbild vorzuführen und durch Witz und Satire das Publikum unausgesetzt zu amüsieren und in steter Spannung zu halten. Es kommt in diesem Stück alles vor, was die neuesten Tage charakterisierte: der glühende Drang nach Freiheit ... die Hoffnungen der reaktionären Partei auf die Russen, Metternich sogar und zuletzt die Barrikaden. Kurz: die ganze Revolution und Reaktion in einem hell beleuchteten Guckkasten."

Am 4. Oktober 1848 wurde das Stück zum letztenmal gegeben. Die wieder eingerichtete Zensur verbot das Stück „für immer".
Einige Kritiker wollten damals behaupten, Nestroy stände nicht auf Seiten der Revolutionäre. Alle seine Stücke seit 1848 beweisen das Gegenteil. Sie sind auch von der Zensur unterdrückt worden. Kein Bühnenautor war zu jener Zeit so kühn wie Nestroy. Er bringt in seiner Posse den eben gestürzten Fürsten Metternich auf die Bühne (Ultra, als Diplomat gekleidet.) Besonders charakteristisch für seine politische Einstellung ist der dritte Aufzug der Posse „Freiheit in Krähwinkel" den wir mit einigen Ergänzungen aus den andern Akten in diesem Heft veröffentlichen. Nestroy empfindet schon die Vorwehen der neuen Reaktion und läßt seinen revolutionären Helden Ultra am Schluß sagen:

„Die Reaktion ist ein Gespenst, aber Gespenster gibt es nur für den Furchtsamen. Drum sich nicht fürchten davor, dann gibts gar keine Reaktion."

Sein Stück „Höllenangst", aufgeführt 1849, spielt in Deutschland: Eine ganze Stadt wartet auf den Tod eines reaktionären Ministers und flaggt dann. Ganz radikal tritt er für die Revolution ein in seiner Posse „Der Unbedeutende", in dem Volksstück „Der alte Mann mit der jungen Frau" und vor allem in seiner Posse „Kampl" oder „Das Mädchen mit Millionen und die Nähterin". Alle diese Stücke wurden auch von der Zensur unterdrückt. So läßt er im Kampf gegen die Verfolgung der Revolutionäre durch die neue Reaktion den „alten Mann" zu einem politischen Flüchtling sagen:

„Was Sie getan haben, das haben Hunderttausende, das hat — sei's durch Tat oder Wort oder Gesinnung — fast jeder getan. Nach Revolutionen kanns kein richtiges Strafausmaß geben. Dem Gesetz zufolge verdienen so Hunderttausende den Tod — natürlich, das geht nicht. Aber wird halt einer auf lebenslänglich erschossen, der andere auf fünfzehn Jahr eingesperrt, der auf sechs Wochen, noch ein anderer kriegt a Medaille — und im Grunde haben's alle das nämliche getan."

Österreich wird sich auch von der jetzigen schwersten Reaktion befreien, die auf diesem Land lastet und dann den echten Nestroy dieser genannten Possen auf seinen Bühnen um so stärker bejubeln. *H. W.*

FREIHEIT IN KRÄHWINKEL

Posse mit Gesang

Personen des dritten Aufzugs:

Bürgermeister und Oberältester von Krähwinkel
Sperling Edler von Spatz
Eberhard Ultra, Mitarbeiter der Krähwinkler Zeitung
Reakzerl Edler von Zopfen, geheimer Stadtsekretär
Frau von Frankenfrei, eine reiche Witwe
Sigmund Siegl, subalterner Beamter
Franz, Kellner
Klaus, Ratsdiener
Cäcilie, seine Tochter
Nachtwächter
Walpurga, Tochter des Nachtwächters
Frau Pemperl
Frau Schabenfellner
Babette, Pemperls Tochter
Frau von Schnabelbeiß, Geheimrätin
Eduard, Bedienter der Frau von Frankenfrei
Adele, Tochter der Geheimrätin
Kathi, ihre Freundin
Willibald Wachs, subalterner Beamter

DRITTER AUFZUG

ERSTER AUFTRITT

Frau von Frankenfrei. Frau von Schnabelbeiß. Frau Pemperl. Frau Schnabenfellner. Walpurga. Babette. Kathi. Adele. Herr von Reakzerl. Sperling.
Die Gesellschaft konversiert, die Frauen sitzen auf den Kanapees und Fauteuils, die beiden Herren machen den Damen die Cour. Die Mädchen sind miteinander im Gespräch begriffen.

REAKZERL (*zu Frau von Frankenfrei*): Und Sie sollten wirklich keinen besonderen Zweck damit verbinden, meine Gnädige —?
FR. V. FRANKENFREI: Womit?
REAKZERL: Mit dem splendiden Dejeuner, womit Sie uns bewirtet haben.
FR. V. FRANKENFREI: Ihre angenehme Gesellschaft zu genießen, ist das nicht Zweck genug? Und wenn Sie einen besonderen wollen, so wäre es der, Ihre allerseitigen Äußerungen über die neue Gestaltung der Verhältnisse zu vernehmen.
BABETTE: Da verstehen wir wohl gar nichts.
ADELE: Von solchen Verhältnissen nämlich —
FR. V. SCHNABELBEISS: Ach, die Politik, die leidige Politik!
WALPURGA: Ich hör gar kein anderes Wort zu Haus.
FR. PEMPERL: Politik ließ ich mir noch g'fallen, aber die Freiheit!
ADELE (*entzückt*): Es ist etwas Herrliches um die Freiheit!

FR. V. SCHNABELBEISS: Ob du schweigen wirst! Du weißt ja gar nicht, was das ist!

SPERLING: Als Poet hab ich nichts gegen die Freiheit, sie gewährt den Dichtern ein weites Feld zur Tummelung ihrer Pegasusse.

REAKZERL: Der Staatsmann muß sie unbedingt verdammen, denn alles faselt jetzt schon von Menschenrechten. Der subalterne Beamte sogar wagt Äußerungen, wenn er sich malträtiert fühlt.

FR. PEMPERL: Die Freiheit ist einmal das, was die Männer ruiniert.

FR. SCHABENFELLNER: Wie die s' benutzen, wer kann ihnen denn nachgehen auf jeder Wacht? 's Nachhausekommen haben sie sich ganz abgewöhnt.

FR. PEMPERL: Heute haben s' a Sitzung, morgen a Katzenmusik, den andern Tag ein Verbrüderungsfest, und sooft ich den meinigen ans Herz drücken will, sagt er, er muß patrouillieren gehen.

KATHI: Mir g'fallen die Männer erst, seitdem sie alle Säbel tragen.

ADELE: Wenn erst Studenten hier wären!

FR. V. SCHNABELBEISS: Sprichst du schon wieder von Dingen, die du nicht verstehst?

SPERLING: Mir hat die Freiheit ein kleines Gedichtchen entlockt, das ich der Gesellschaft mitzuteilen mich bewogen fühle. *(Liest aus einem Blättchen Papier.)*

An die Freiheit

Ei, ei, ei, ei,
Wie sind wir so frei!
Das ist uns ganz neu,
Sonst nur Sklaverei,
Jetzt Freipresserei,
Volksregiererei. —
Drum Jubelgeschrei,
Wie sind wir so frei,
Ei, ei, ei, ei!

Es ist unmöglich, über diesen großartigen Gegenstand etwas Zarteres zu schreiben.

REAKZERL: Herr von Sperling, solche Gedichte dürften Seine Herrlichkeit im hohen Grad mißbilligen.

ZWEITER AUFTRITT

Vorige. *Ultra.*

ULTRA (*zur Mitte hereintretend, zu Frau von Frankenfrei*): Gnädige Frau, ein Ultra, der keinen Absolutismus außer dem der Liebenswürdigkeit anerkennt, legt sich Ihnen zu Füßen.

REAKZERL (*beiseite*): Der hier? Der Radikale!

FR. V. FRANKENFREI: In dieser mir von Ihnen zuerteilten Machtvollkommenheit verurteile ich Sie für Ihre Saumseligkeit —

ULTRA: Zu was Sie wollen, denn ich bin des Pardons gewiß, wenn ich Ihnen Ursache und Resultat meiner Verspätung sage.

REAKZERL: Sie wagen es, in Krähwinkel zu erscheinen? Sie, den der Herr Bürgermeister auswies?

ULTRA: Ja, das war noch vor der Freiheit, da haben die Bürgermeister noch die Leute ausgewiesen, jetzt danket mancher Gott, wenn er sich selbst ordentlich ausweisen könnt'!

REAKZERL (*drohend*): Herr, halten Sie Ihre Zunge im Zaum!

ULTRA: Das hab ich in früheren Zeiten nicht immer getan, jetzt is schon gar keine Idee!

REAKZERL: Frau von Frankenfrei, ich begreife nicht, wie Sie in Ihrem Haus, das sogar der Herr Bürgermeister beehrt, einem Menschen Zutritt gestatten —

ULTRA: 's is wahr, der Bürgermeister und ein Mensch kommen in dasselbe Haus, is halt a g'mischte Gesellschaft.

REAKZERL (*mehr gegen Frau von Frankenfrei*): Dieselbe Bemerkung hab ich früher im stillen gemacht, als ich unter den Damen sogar die Nachtwächters-Tochter erblickte.

ULTRA: Hören Sie, die is ein braves Mädl, Sie beleidigen also nur die übrigen, wenn Sie da etwas Gemischtes herausfinden wollen.

FR. V. SCHNABELBEISS: Mein Herr, ich bitt' mir's aus, meine Tochter ist auch dabei, und eine Geheimrats-Tochter wird doch gegen eine Nachtwächters-Tochter ein immenser Unterschied sein.

WALPURGA (*gekränkt*): Ich hab mich ja nicht aufgedrungen.

FR. V. FRANKENFREI (*zu Walpurga, die die andern Mädchen freundlich trösten*): Beruhigen Sie sich —

FR. V. SCHNABELBEISS (*noch zorniger*): So weit sind wir noch nicht mit der Gleichheit. Mein Seliger war Geheimer Rat und ich werd' Ihnen schon noch zeigen, was eine Geheime Rätin ist.

ULTRA: Schauen Sie, erstens muß ich Ihnen sagen, für eine Geheime Rätin schreien Sie viel zu stark. Und dann ist — gottlob! — die Zeit vorbei, wo das „Geheimer Rat" eine Auszeichnung war. Ein guter ehrlicher Rat darf jetzt nicht geheim sein, 's ganze V o l k muß ihn hören können, sonst is Rat und Ratgeber keinen Groschen wert.

FR. V. SCHNABELBEISS: Das ist zu arg! Luft! — Ich ersticke! —

REAKZERL (*drohend zu Ultra*): Sie führen eine Sprache — Herr, trauen Sie mir nicht!

ULTRA: Gewiß nicht. Sie sind Reaktionär und denen is nie zu trauen! Übrigens sag ich Ihnen, Sie verzopfter Kanzleimann, wenn Sie glauben —

EIN BEDIENTER (*ohne Livree, zeigt sich meldend an der Tür*): Der Herr Bürgermeister kommt.

REAKZERL (*beiseite*): Dem Schlingel bleibt auch schon die Herrlichkeit im Halse stecken.

Ultra zieht sich zurück.

DRITTER AUFTRITT

Vorige. *Bürgermeister.*

BÜRGERMEISTER (*zu Frau von Frankenfrei*): Ich komm', Ihnen zu berichten, in welcher Gestalt ich am heutigen und morgigen Tage zwei Feste sondergleichen zu feiern gedenke. Eins werden Sie ahnen, holde Braut!

FR. V. FRANKENFREI: Daß ich das nicht bin und nie sein werde, hab ich Ihnen oft genug erklärt, Herr Bürgermeister!

BÜRGERMEISTER: Ihre Widersetzlichkeit wird Ihnen so wenig als den Krähwinklern die ihrige nützen. Heute ist der Tag der Rache, der Triumph der Reaktion.

FR. V. FRANKENFREI: Wie das?

BÜRGERMEISTER: Wir werden mit einer furchtbaren Heeresmacht über Krähwinkel herfallen. Kommandant Rummelpuff ist tätig gewesen, hat in der Umgebung über zwanzig Mann Verstärkung geworben. Dieses Armeekorps mit unsrer Besatzung wird die Krähwinkler zu Paaren treiben. (*Zu den Frauen.*) Wenn Sie keine Witwen werden wollen, so raten Sie ja Ihren respektiven Männern, zu Hause zu bleiben.

SPERLING: Wann dürfte dasjenige losgehen, was man den Teufel nennt?

BÜRGERMEISTER: Heute nachmittag um die halbdritte Stunde.

FR. V. FRANKENFREI: Und das ist alles so gewiß?

BÜRGERMEISTER: So gewiß ich morgen in der elften Vormittagsstunde die reizende Witwe Frankenfrei zum Altar führe.

FR. V. FRANKENFREI: Ihre Zuversicht fängt an, mich zu beleidigen.

BÜRGERMEISTER: Im schlimmsten Fall gleichviel.

FR. V. FRANKENFREI: Wer gibt Ihnen das Recht?

BÜRGERMEISTER: Die Macht! Ich bin die Macht und mache das Recht. Als eine ihr Glück von sich Stoßende sind Sie einer Wahnwitzigen gleichzustellen. Wahnsinnige bevormundet das Gesetz. Ich bin das Gesetz, folglich Ihr Vormund und als solcher nicht der erste, der seine widerspenstige Mündel zur Heirat zwingt. Es bleibt Ihnen nur der traurige Ausweg, der großen Erbschaft vom seligen Gemahl verlustig zu werden.

FR. V. FRANKENFREI: Ich werde mir das Testament —

BÜRGERMEISTER: Sie wissen, daß es in den Händen des Pater Prior ist, der es nur in die meinigen geben wird.

ULTRA (*hervortretend*): Muß um Entschuldigung bitten, er hat es bereits in meine Hände ausgeliefert.

Allgemeines Staunen.

BÜRGERMEISTER: Wer unterfängt sich das? Wer?

ULTRA: Jemand, der zehntausendmal mehr is als wir alle zwei miteinander: das Volk!

BÜRGERMEISTER (*wütend*): Ha, so will ich doch sehen, ob mein Ansehen die Aufrührer nicht bändigen kann! (*Stürzt grimmig fort.*)

FR. V. SCHNABELBEISS, FR. PEMPERL: Euer Herrlichkeit! Die Gefahr! Euer Herrlichkeit! (*Eilen ihm in großer Besorgnis mit Sperling nach.*)

REAKZERL (*triumphierend*): Macht nur Krawall, bringt die Verwirrung aufs höchste, dadurch steigen die Aktien der Reaktion! (*Folgt nach.*)

VIERTER AUFTRITT

Frau von Frankenfrei. Ultra. Walpurga. Adele. Babette. Kathi.

FR. V. FRANKENFREI (*zu Ultra*): Meinen Dank zur gelegenern Zeit, jetzt —

ULTRA: Jetzt handelt sich's, wenn auch nur um ein Krähwinkler-, doch um ein Völkerglück, und ich fürchte, ich fürchte, Krähwinkel is nicht Wien, nicht Paris, nicht Berlin. Werden sie hier die nötige Ausdauer haben? Und dann is noch ein Übelstand.

FR. V. FRANKENFREI: Welcher?

ULTRA: Krähwinkel hat keine Studenten.

FR. V. FRANKENFREI: Da könnte ich vielleicht Rat schaffen —

ULTRA: So?

ADELE: Ach, das wär schön! —

BABETTE: Im Ernst?

KATHI: Ah, nur Studenten!

ULTRA: So angenehm mir das als Patriot ist, so unangenehm ist es mir als Anbeter.

FR. V. FRANKENFREI: Besorgen Sie nichts! (*Zu den Mädchen*) Bleiben Sie hier, bis ich ihnen meinen Plan mitgeteilt habe.

ULTRA: Und was ist meine Aufgabe?

FR. V. FRANKENFREI: Eine höchst wichtige! Sie müssen es durch List dahin zu bringen suchen, daß der Bürgermeister mit dem auf Nachmittag angedrohten Überfall bis zum Abend zögert.

ULTRA: Es ist Ihr Befehl, und die Liebe muß ex officio Wunder wirken.

FR. V. FRANKENFREI: Die Liebe, sagen Sie?

ULTRA: No freilich, was denn sonst? An ihnen zeigt sich neuerdings der große Unterschied zwischen den indischen und europäischen Witwen. Die indischen verbrennen sich selbst und die europäischen setzen andere Leut in Feuer und Flammen.

Geht rasch zur Mitte ab. Frau Frankenfrei und die Mädchen zur Seite links.

Verwandlung

Vorsaal im „Hotel zum Bock". Mittel- und Seitentür.

FÜNFTER AUFTRITT

Sperling. Ein Kellner.

SPERLING (*entzückt aus der Seitentür rechts, zum Kellner*): Trotz der Gegenwart des Bürgermeisters durft' ich ihm's vorlesen. Er hat es angenommen, der erlauchte Gestürzte, zu allem diplomatisch Lächelnde.

KELLNER (*die Hand aufhaltend*): Darf ich bitten?

SPERLING: Morgen, Freund! Ich weiß ja noch nicht, ob das Honorar ein brillantiertes oder ein dukatiges sein wird. (*Beiseite*) Ach Gott, wie der

Mann in Millionen schwimmt! So ein Gestürzter ist doch weit besser dran als unsereiner, wenn er noch so aufrecht steht. (*Zur Mitte ab, Kellner folgt ihm.*)

SECHSTER AUFTRITT

Bürgermeister. Ultra ist als Diplomat gekleidet, mit weißer Frisur und Adlernase in einem Überrock, darunter aber eine reichgestickte Staatsuniform, aus der Tür rechts.)

BÜRGERMEISTER: Bauen Eure erhabene Exzellenz ganz auf meine unbegrenzte Ergebenheit.

ULTRA: Also, durchaus vor Einbruch der Nacht kein Überfall!

BÜRGERMEISTER: Hochdieselben scheinen überhaupt der Nacht sehr günstig gestimmt zu sein.

ULTRA: Die Nacht war immer das Element meines Wirkens. Die Großen der Erde sind Sterne, folglich können sie nur dann leuchten, wenn's finster ist. In der Sonne der Freiheit verlischt das Sternengeflimmer, drum darf man sie nicht zu lange leuchten lassen. Übrigens bleibt die Nacht nicht aus. Die allgemeine Verwirrung, die ich nähre, ist das dämmerige Dunkel, ein blutiges Abendrot und die sternfunkelnde Nacht der Reaktion triumphiert am politischen Himmel.

BÜRGERMEISTER: Ich werd' ihm's ausrichten.

ULTRA: Wem?

BÜRGERMEISTER: Unserm Kommandanten Rummelpuff.

SIEBENTER AUFTRITT

Vorige. *Klaus.*

KLAUS (*in einem Uniform-Kaput gekleidet*): Euer Herrlichkeit, der Fähnrich Rummelpuff wart't bei Ihnen.

ULTRA: Das kommt apropos.

BÜRGERMEISTER: Ich werde ihm sogleich die diplomatischen Maßregeln —

ULTRA: Adieu!

BÜRGERMEISTER: Tiefst, devotest Ergebenster!

ULTRA: Wenn Sie nach London kommen, besuchen Sie mich. Jeder echt servil legitime Stock-Absolute macht mir die Aufwartung dort.

Der Bürgermeister entfernt sich mit tiefen Bücklingen zur Mitteltür.

Verwandlung

Kurze Straße, nur eine Kulisse tief, im Prospekt links das Haus des Klaus mit praktikablem Eingang.

ACHTER AUFTRITT

Willibald. Nachtwächter.

Willibald, ganz leger gekleidet, mit aufgelöstem Halstuch, trägt ein Brecheisen in der Hand.

NACHTWÄCHTER (*mit Willibald, von rechts*): Nein, Mussi Willibald, das hätt' ich mir in meinem Leben nicht denkt, daß ich Ihnen so seh'.

WILLIBALD: Nicht wahr, statt der Feder das Brecheisen in der Hand!

NACHTWÄCHTER: Statt Kanzleibogen herabzufetzen, reißen Sie 's Pflaster auf.

WILLIBALD: Statt Aktenstöße zu türmen —
NACHTWÄCHTER: Helfen Sie beim Barrikadenbau.
WILLIBALD: Werden Sie mir nun auch noch die Hand Ihrer Tochter verweigern?
NACHTWÄCHTER: O Gott! Ich war ja mit Blindheit g'schlagen; ich wollt', ich könnt' Ihnen großartig nach Verdienst —. E i n e Tochter für so einen Patrioten! Das is ja eigentlich so viel als nix!
WILLIBALD: Für mich ist es alles! —
NACHTWÄCHTER: Na, mich g'freut's, wenn Sie so genügsam sein, und meine Tochter wird's auch g'freuen. (*Entzückt in die Kulisse sehend*) Aber da schauen S' nur her —
WILLIBALD: Was denn?
NACHTWÄCHTER: Wie sich das macht! (*Mit Enthusiasmus*) Das kleine Krähwinkel schaut ordentlich großartig aus, seitdem's Barrikaden hat! Was gäbet ich drum, wenn ich Wien g'sehen hätt' an dem Tag — hier haben s' schon diese himmlischen Pflastersteine nicht, die sind dort wie gemacht dazu.
WILLIBALD: Das ist wahr, übrigens ist es nicht der Granitwürfel allein — unerschütterlicher Wille und Todesverachtung ist's, was den Barrikaden die Festigkeit verleiht.
NACHTWÄCHTER: Ich g'freu' mich schon!
WILLIBALD: Nun, so weit wird's wohl nicht kommen.

Beide rechts ab.

NEUNTER AUFTRITT

Klaus, Cäcilie, Sigmund kommen von links. Cäcilie hat einen Strohhut mit grünem Schleier auf und, das Gesicht sorgfältig mit dem Schleier verbergend, hält sie ihn fest.

KLAUS (*Cäcilie am Arm führend*): Nein, das Zittern und Herzklopfen, das is ja, als wenn ein Uhrwerk in Ihnen wär'.
SIGMUND: Die Arme fürchtet sich so —
KLAUS (*zu Cäcilie*): Haben Ihnen vielleicht die Steinhaufen ängstlich gemacht, über die wir haben kraxeln müssen?
SIGMUND: Ach nein! Sie fürchtet nichts als ihren Vater.
KLAUS: Na, jetzt — der soll uns nicht gar zu viele Mäuse machen. Meine Begleitung macht ja die Sache so anständig, daß gar kein Mensch einen Anstand drin finden kann.
SIGMUND (*der leise mit Cäciiie ein paar Worte wechselt*): Sie fragt mich eben, warum wir diesen Umweg machen?
KLAUS: Das hat einen wichtigen Grund. Ich hab' müssen bei mein'm Haus vorbei. Wissens, es gehen heut allerhand Leut' herum in der Stadt, daß einem völlig angst und bang wird ,wenn man's sicht und da hab' ich in einem wiener Blatt etwas g'lesen von einem Zauberspruch, der weit mehr als Schloß und Riegel wirkt. Wir werden gleich fertig sein. (*Zieht ein Stück Kreide aus der Tasche und schreibt an das Haustor.)*

KLAUS: So, das wär in der Ordnung —. (*Hat auf die Tür die Worte geschrieben*: „*Heilig ist das Eigentum.*“)

ZEHNTER AUFTRITT

Vorige. *Ultra.*

ULTRA (*als Proletarier gekleidet, mit einer Spitzhacke in der Hand*): Ach, mir g'schieht ordentlich leicht, seit ich nichts Diplomatischem mehr gleichseh'.

KLAUS (*Ultra bemerkend*): Aha! (*zu Sigmund*) Da ist schon so ein verdächtiges Individuum. (*zu Ultra*) Da, Freund, lies Er's nur, was auf der Tür steht.

ULTRA: „Heilig ist das Eigentum.“ Oh, ihr Kapitalisten ,ihr seid doch recht dalkete Leut'!

KLAUS: Ach, mein Geld hab' ich nicht z|Haus liegen, so g'scheit bin ich schon selber, aber man hat auch noch andere Sachen, in die man hohen Wert setzt.

URTRA: „Heilig sei das Eigentum!“ Wenn diese Worte den Arbeitern nicht ins Herz geschrieben wären, was nutzet denn das Geschmier auf allen G'wölbtüren herum?

KLAUS (*zu Sigmund und Cäcilie*): Der wird noch grob.

Mit beiden rechts ab.

ELFTER AUFTRITT

Ultra allein.

ULTRA: Und da schreibt der Kerl: „Heilig sei das Eigentum!“ Ah, diese Kreideverschwendung, das ist zu stark! — Wer hätt' sich aber jemals dieses regsame, bewegte Leben in dem friedlichen Krähwinkel als möglich gedacht? Wir haben jetzt halt überall die zweite Auflag' von der vor vierzehn Jahrhunderten erschienenen Völkerwanderung. Nur mit dem Unterschied, daß jetzt die Völker nicht wandern, sich aber desto stärker in ihren stabilen Wohnsitzen bewegen. Natürlich, so was wirkt nach allen Seiten hin, gärt und muß sich abbeißen und kann folglich nicht so g'schwind vorübergehen.

LIED

In Sizilien beiden
Wärn d'Menschen z'beneiden,
Herumspazieren immer
In ein'm herrlichen Klima,
In d'Politik nix pantschen,
Schön fressen Pomerantschen,
Singen Lieder der Minne
Zur Mandldoline.
Selbst vesuvischem Brande
Ruhig zuschaun vom Strande;

So hätt's Leben in Neapel recht a friedliches G'sicht,
Aber d'Weltgeschicht' sagt: Justament n i c h t!

Nach Freiheit haben s' g'rungen,
's is ihnen gelungen,
Da denkt sich der Köni:
Da wär' ich ja z'weni.

's Volk schreit mordionisch:
Nur nix mehr bourbonisch!
Die G'schicht' ändern kann i,
Ich zahl' d' Lazzaroni.
Mein Neapel soll's büßen,
Ich laß's halt z'samm'schießen.

Sie, das war kurios,
Na, da gibt's noch ein'n Stoß,
's is die Gärung zu groß,
Es geht überall los.

In England wär's herrli,
So findt man's wohl schwerli,
's Geld nach Pfund, nit nach Kreuzer,
Chester-Käs statt an Schweizer
Diese Beefsteaks, das Porter,
Die g'lehrten Oxforder,
Und trotz daß 's Volk herrscht allmächtig,
Geht's der Königin doch prächtig,
Der Prinz Albert nix weiter
Als „Viktoria!" schreit er.

So hätt's Leben in London a recht freundliches G'sicht,
Aber d'Weltgeschicht sagt: Justament n i c h t!

Betrachten wir's politisch,
Steht's in England sehr kritisch,
So viel Millionen Gulden
Hat gar kein Staat Schulden.
In dem Reich der drei Inseln
Tut auch z'viel Armut winseln,
Aufgeklärt Okonellisch,
Wird ganz Irland rebellisch,
Denn der Hunger psychologisch
Ist rein demagogisch.
Ah, ich bin drauf kurios.
Na, da gibt's noch ein'n Stoß.

Denn die Gärung is z' groß,
Es geht überall los.
Frankreich denkt sich: Was tu' i.
Es prellt uns der Louis
Um d' Freiheit allmählich
Durch d' Minister gar so schmählich.
's tuts nit mehr Orleanisch
Werd'n wir republikanisch! —
's kommt zur Realisierung
D'Proletarier-Regierung.
In einem Tag waren s' auf Rosen
Gebettet, d' Franzosen.

So hätt's Leben in Frankreich recht a freundlich's Gesicht,
Aber d' Weltgeschicht' sagt: Justament n i c h t!

Es wollen d' Republiken
In Europa nicht glücken,
Selbst für die von die Schweizer
Geb' ich keine fünf Kreuzer;
Von d' Pariser nicht wenig
Wollen schon wieder an König —
Woher nehmen und nicht stehlen!
Viele kriegerische Seelen
Ein'n Napoleon verlangen,
Da werd'n sie's erst fangen,
O, ich bin drauf kurios,
Na, da gibt's noch ein'n Stoß,

Es is d' Gärung zu groß,
Es geht überall los.
Anders tut sich Österreich machen,
Da gehen um'kehrt die Sachen;
Zwar is d' Aufgab' keine kleine,
Da z' kommen ins reine,
's sollt' ein Zirkel Völkerschaften
An einem Mittelpunkt haften;
Unsere Aufgab' war schwierig,
Und viele haben schon gierig
G'wart't auf unsere Auflösung,
(*niest*) Atzi! Zur Genesung.

Sie haben schon 'glaubt, daß alles feindlich in Teile zerbricht,
Aber die Weltgeschicht' sagt: Justament n i c h t!

E i n e Freiheit vereint uns,
So wie eine Sonne nur bescheint uns;
G'schehn auch Umtrieb' von Ischl
Oder von Leutomischel,
Wir kommen zur Klarheit,
G'sunder Sinn findt schon d'Wahrheit
Und trotz die Differenzen
Wird Österreich noch glänzen
Fortan durch Jahrhundert',
Gepriesen, bewundert,
Wir stehen da ganz famos
Und wir fürchten kein'n Stoß!

Recht und Freiheit sind ein paar bedeutungsvolle Worte, aber nur in der einfachen Zahl unendlich groß, drum hat man sie uns auch immer nur in der wertlosen vielfachen Zahl gegeben. Das klingt wie ein mathematischer Unsinn und is doch die evidenteste Wahrheit. Was für eine Menge Rechte haben wir g'habt, diese Rechte der Geburt, die Rechte und Vorrechte des Standes, dann das höchste unter allen Rechten, das Bergrecht, dann das niedrigste unter allen Rechten, das Recht, daß man einen selbst bei erwiesener Zahlungsunfähigkeit und Armut einsperren lassen kann. Wir haben ferner das Recht g'habt, nach erlangter Bewilligung Diplome von gelehrten Gesellschaften anzunehmen. Sogar mit hoher Genehmigung das Recht, ausländische Courtoisie-Orden zu tragen. Und trotz all diesen unschätzbaren Rechten haben wir doch kein Recht g'habt, weil wir S k l a v e n waren. Was haben wir ferner alles für Freiheiten g'habt! Überall auf'n Land und in den Städten zu gewissen Zeiten Marktfreiheit. Auch in der Residenz war Freiheit, in den Redoutensälen nämlich die Maskenfreiheit. Noch mehr Freiheit in den Kaffeehäusern, wenn sich ein Nichtsverzehrender ang'lehnt und die Pyramidler geniert hat, hat der Markör laut und öffentlich g'schrien:

Billardfreiheit! Wir haben sogar Gedankenfreiheit g'habt, insofern wir die Gedanken bei uns behalten haben. Es war nämlich für die Gedanken eine Art Hundsverordnung. Man hat s' haben dürfen, aber am Schnürl führen! — Wie man s' loslassen hat, haben s' einem erschlagen. Mit einem Wort, wir haben eine Menge Freiheiten gehabt, aber von Freiheit keine Spur. Na, das is anders geworden und wird auch in Krähwinkel anders werden. Wahrscheinlich werden dann von den Krähwinklern viele so engherzig sein und nach Zersprengung ihrer Ketten, ohne gerade Reaktionär' zu sein, dennoch kleinmütig zu raunzen anfagen: „O mein Gott, früher is es halt doch besser gewesen — und schon das ganze Leben jetzt — und diese Sachen alle —", aber das macht nichts, man hat ja selbst in Wien ähnliche Räsonnements gehört. Und sonderbar, gerade die, die es am schwersten betrifft, verhalten sich am ruhigsten dabei. Das sind die Hebammen und die Dichter. Für die Hebammen kann das gewiß nicht angenehm sein, daß jetzt die Geburt nix mehr gilt, und die Dichter haben ihre beliebteste Ausred' eingebüßt. Es war halt eine schöne Sach', wenn man hat zu den Leuten sagen können: „Ach Gott! Es is schrecklich, sie verbieten einem ja alles!"

Rechts ab.

Verwandlung

Die Bühne stellt einen Teil des Hauptplatzes dar, wo er eine etwas bergauf gehende Gasse endet. Vorn in der zweiten Kulisse sieht man eine Barrikade. Weiter im Hintergrund eine zweite, ganz im Hintergrund eine dritte. Am Horizont sieht man Vollmond, alle Fenster sind erleuchtet. Vor den Barrikaden stehen *Arbeiter*, unter ihnen *Willibald* und der *Nachtwächter*, auf den Barrikaden *Mädchen* als Studenten kostümiert, hinter ihnen *Bürger* mit Hellebarden, unter ihnen *Pemperl* und *Schabenfellner*. Auf der ersten Barrikade *Frau von Frankenfrei* als Akademiker mit der Offizierschärpe, dann *Walpurga*, *Cäcilie*, *Babette*, *Kathi*, *Adele* als Akademiker.

ZWÖLFTER AUFTRITT

Alle oben benannten Personen.
Die Krähwinkler halten einen Fackelzug.

DREIZEHNTER AUFTRITT

Vorige. *Bürgermeister. Klaus. Zwei Wächter.*

BÜRGERMEISTER (*wütend von Seite links auftretend*): Kühnheit ohnegleichen, man errichtet Barrikaden!

KLAUS: Das ist noch nicht dagewesen!

BÜRGERMEISTER: Und in fünf Stunden erfrecht man sich fertig zu sein.

KLAUS: Der Magistrat hätt fünf Monat' dran gebaut.

FR. V. FRANKENFREI (*mit den übrigen Mädchen auf den Barrikaden erscheinend*): Was soll's? Wir sind bereit zum Kampf auf Tod und Leben!

BÜRGERMEISTER (*wie vom Donner gerührt*): Himmel, Studenten!

FR. V. FRANKENFREI: Seht uns hier und wagt es, wenn es euch zum Kampf mit uns gelüstet!

BÜRGERMEISTER (*vernichtet*): Studenten, Klaus, hier ist nichts mehr zu tun. (*Zu den zwei Wächtern*) Sprengt zurück zu Rummelpuff, ich laß ihm sagen, es is nichts mit der Reaktion. (*Zu den übrigen*) Und du, widerspenstiges Krähwinkel, suche dir einen andern Bürgermeister, ich gehe nach London!

ALLE: Vivat!

KLAUS (*dem Bürgermeister nachrufend*): Unter soviel gestürzten Großen hat auch ein gestürzter Dicker Platz.

VIERZEHNTER AUFTRITT

Vorige. *Ultra.*

ULTRA (*rechts mit einer Fahne, zu Frau von Frankenfrei*): Darf ich Sie nun an Ihre ersten Worte zu mir erinnern, die lauteten: „Sie sind mein Mann!"

FR. V. FRANKENFREI: An den Trophäen der Freiheit, an den Barrikaden reich' ich Ihnen meine Hand.

ULTRA: Also, wie's im großen war, so haben wir's hier im kleinen g'habt. Die Reaktion ist ein Gespenst, aber G'spenster gibt es nur für den Furchtsamen. Drum sich nicht fürchten davor, dann gibt's gar keine Reaktion!

Unter allgemeinem Jubel fällt der Vorhang.

FÜNFUNDZWANZIG JAHRE SDS

von

Arnold Zweig

Wir liebten unsere Gewerkschaft, und wir arbeiteten in ihr wie für uns selbst. Ob diese Arbeit in Sprechstunden bestand, in Rechtsberatungen, in langen, nächtlichen Sitzungen, in Aufsätzen, die man für den „Schriftsteller" schrieb, in Besuchen bei Ministerien oder in vertraulichen Unterhaltungen, nachmittags, im Garten: immer waren wir mit voller Seele dabei. Wir — das ist kein pluralis majestatis, sondern einfach die Aussage, die für jeden Kameraden gilt, der mit am Vorstandstisch saß oder in den Versammlungen, den heftigen Diskussionen mitmachte, für Robert Breuer, Hans Ostwald, Sammy Gronemann, Karl Federn, Eduard Fuchs, Werner Wahrholz. Wir waren Demokraten und Konservative, Sozialisten und Kommunisten, jeder brachte seine ganze Person ein in den SDS, aber nur, um die Sache mit ihr zu stützen. Ich sehe noch das lange, schmale Gesicht von Erich Baron vor mir, den uns die Schurken nach dem Reichstagsbrand irgendwo scheußlich ermordeten, das rundliche Gesicht Eloessers mit den klugen Äuglein eines Fuchses und der Ehrbarkeit eines guten Beamten, Walter von Molos Knabenmiene, Minna Flakes blitzende Augen, E. E. Kischs Haarschopf und gesenkte Stirn (er malte Männerchen während langweiliger Reden) — und es will mir scheinen, daß neben vielem Leerlauf und Geschaftlhuberei, zu der uns die Behörden zwangen, nirgendwo für die Interessen des Schrifttums selbstloser gearbeitet wurde als im SDS. Oft gab es „Stunk", selten Intrigen, niemals Streberei.
Wir begingen nur einen Fehler: wir waren ausdrücklich unpolitisch und machten keinen Unterschied zwischen rechts und links. Wir nahmen Partei für den Schriftsteller gegen den Verleger, nämlich für den materiell Schwächeren gegen den materiell Stärkeren, aber nur, wenn wir die Überzeugung hatten, daß die Klage des Schriftstellers berechtigt war. Welcher Partei der Schriftsteller angehörte, welches seine Gesinnung war oder die seines Kontrahenten, das ging uns überhaupt nichts an. Uns lag die Hebung des Standes am Herzen, die Sicherung besserer Arbeitsbedingungen durch gerechte Verträge, die Beistellung guter, billiger Wohnungen für den geistigen Arbeiter— nicht aber Propaganda für die Republik und den republikanischen Geist, aus dessen Antrieb, aus dessen Verkörperung wir doch arbeiteten. An Werbung dachte dieser republikanische Geist nicht. Er verließ sich auf seine sachliche Anziehungskraft, wie so vieles in der preußischen Republik, in der an einer Fülle von Stellen vorbildlich gearbeitet und gesorgt wurde. Viel von

sich hermachen durfte man nicht. Das war schlechter Geschmack und commentwidrig.
Und, wie die meisten von uns, überschätzten wir damit das Niveau der Zeitgenossen, unterschätzten die Notwendigkeit, das zu plakatieren, was man an Diensten für sie leistete, und im Kampf gegen den Ungeist, der die Pöbelhaftigkeit selber ist: die Pflicht, unter keinen Umständen vornehm zu fechten. Als einem Schriftsteller wild faschistischer Prägung die Bibliothek abbrannte, bewilligte ihm der SDS, vertreten durch mich, im Gremium mit noch zwei anderen großen Organisationen, aus den preußischen Geldern tausend Mark. Den gleichen Betrag überwiesen wir einem Kollegen, dessen schillernde Gemütsart wir genau kannten, und der nicht einmal Reichsdeutscher war, als ihm die Hypothekenzinsen seines Häuschens irgendwo bei Weimar Schwierigkeiten machten. Drei jüdische Schriftsteller vertraten drei Organisationen des Schrifttums. Keiner dachte auch nur an die Frage, ob man politischen Gegnern oder unzuverlässigen Kantonisten den Kampf um die Existenz erleichtern dürfe. Oft, in den ersten Jahren nach dem Ausbruch der Hitlerei, fragte ich mich, ob das nicht Selbstmord gewesen ist. Ob wir nicht verpflichtet gewesen wären, die ökonomischen Mittel, die uns aus dem Geiste der Demokratie ein von Sozialdemokraten regierter Staat zur Verfügung stellte, nur zur Sicherung dieses Staates zu verwenden. Immer wieder sagte ich mir: ja, wir waren Esel — um, diesen Rechenschaftsbericht* diktierend, festzustellen, daß ich noch jetzt außer Stande bin, die Namen dieser beiden Unterstützten preiszugeben, obwohl sie längst den Chorus unserer Feinde verstärken. Einmal ein Schutzverbändler, immer ein Schutzverbändler.
Aber wozu an die Epoche denken, die in jene mündete, da wir auf schlecht abgezogenen Wischen unsere Ausstoßung aus unserem SDS empfingen, von Kreaturen unterschrieben, die wir machten, von anderen, deren ergebene Bittbriefe unsere Schubladen füllten? Der beste Geist des alten Schutzverbandes war verkörpert in der Person seines jungen Syndikus Hans Erich Wolff, eines leidenschaftlichen protestantischen Deutschen jüdischer Provenienz, der uns, es ist schon neun Jahre her, durch ein Eisenbahnunglück auf der Tauernbahn entrissen wurde. Wer hätte damals die Vorstellung fassen können, dieser schreckliche Tod werde ihn einmal viel Schlimmerem entziehen, nämlich der Erniedrigung, der Ausstoßung durch seine Berufskollegen, wahrscheinlich dem Konzentrationslager? Damals lag es mir ob, ihm den Nachruf zu schreiben. Und hier ist er:
„Die Jahre sind doch vorüber, in denen, 1914-18, die Todesanzeigen der blühendsten, wertvollsten Menschen, weggerissen auf der Höhe ihres Lebens, die Zeitungen füllten!
Es ist die bare Unmöglichkeit, heute und hier, noch völlig unbegreifend, zu sagen, was dieser vierunddreißigjährige Mensch gewesen ist, was für Hoffnungen mit ihm erloschen, welche Rolle er in der Geschichte der deutschen Republik wahrscheinlich zu spielen berufen gewesen wäre. Auf einem

* Ein Bericht über die Jahre 1933/38 folgt im nächsten Heft. *D. Red.*

ganz besonderen Blatte steht, was wir an ihm verlieren, seine Mutter, seine Frau, seine Freunde, alle, die ihm nahestanden.

Heute kann nur der Schutzverband Deutscher Schriftsteller zu sagen versuchen, was er eingebüßt. In den Spalten der Zeitungen steht: ein berliner Rechtsanwalt. Für die Mitglieder des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller ging mit ihm hin der Anwalt des Rechts — jenes Rechts, das den geistigen Arbeitern von den Mächten der Zeit von Jahr zu Jahr enger zugemessen, unerbittlich verkümmert wird. Gegen diese Mächte und gegen die persönliche Perfidie, die sich ihrer manchmal bediente, gegen den Schlendrian, gegen die böswillige oder törichte Nachlässigkeit, mit der die wirtschaftlich Stärkeren sich an den wirtschaftlich Schwächeren vergehen, stand Hans Erich Wolff auf und ein, mit seiner ganzen Person und nicht um Geldeswillen. Für ihn war eine leidenschaftliche Sachlichkeit die Form, in der er den Dienst am Geiste verrichten konnte, für den er glühte.

Durch das Grauen der Westfront hindurchgegangen, hatte er sein junges Leben gerettet, nur um es den geistigen Mächten zu widmen. Leidenschaft für das Recht, Leidenschaft für die Freiheit, Leidenschaft für die schöpferische Person, Raum für ihren Anteil am Aufbau einer neuen Welt hieß der Antrieb, mit dem er diesen seinen Teil am Grundbau der deutschen Republik erkämpfen wollte. Die Plattform, auf der er diesen Dienst an der Idee verrichtete, war der Schutzverband Deutscher Schriftsteller; die Sache des Schriftstellers schien ihm symbolisch zu sein für die Sache des Geistes und des Geistigen überhaupt. Die Schärfe seines Selbsteinsatzes entsprach der Schärfe und Geschultheit seines Denkens und Wissens, aber sie bekam ihr Feuer von dem herzhaften Brennen, das diesen jungen Mann ergriff in dem Augenblick, wo eine Aufgabe ihn entzündete. Beim Diktieren seiner Schriftsätze allein ließ er dieser Leidenschaft die Zügel; keinen klügeren und behutsameren Verhandler konnte man an einen Tisch mit dem Gegner setzen, um einen unangenehmen Streitfall zu Vorteil des Schriftstellers, aber doch auch annehmbar für den anderen zu beenden.

Im letzten Halbjahr hatte er auch noch das Amt des geschäftsführenden Direktors dieses Schutzverbandes übernommen und weite Pläne, lange und klug erwogen, zum Wohle des Schrifttums ersonnen, alsbald begonnen, in Wirklichkeit umzusetzen. Jede Tendenz zur Vereinigung getrennt arbeitender Gruppen fand in ihm den redlichen Mitträger, sofern sie aufrichtig gemeint war und aus wirklicher sachlicher Berechtigung entwuchs. Ein beständiges Ziel, bewußt ruhiges Drängen nach vorwärts, beseelte diesen reinen, kameradschaftlichen, frischen und liebenswürdigen Menschen und durch ihn den Verband, in dem wir seit langer Zeit zusammenarbeiteten.

Der Tod hatte im letzten Jahre schlimme Ernte um Hans Erich Wolff gehalten; von den älteren Männern seiner Familie starben hintereinander sein Vater, sein Schwiegervater Hermann Kienzl, eben erst ein Onkel. Er fuhr, vom Begräbnis dieses Verwandten kommend, in seine geliebten österreichischen Berge, um sich für den Winter und die Ansprüche zu kräftigen, die er bringen würde. Nach unserer letzten Besprechung telephonierten wir noch über die

Angelegenheiten des Verbandes und seiner Verträge. „Das machen wir nach dem 15., wenn ich zurück bin, heute abend verschwinde ich", sagte er lachend. Keine Woche später war er wirklich verschwunden.

Es wird noch Tage dauern, bis diejenigen, die ihn kannten und liebten, einsehen werden: von der Reise nicht mehr zurückkommen werde Hans Erich Wolff, ein junger Mann, mit dem sie den Rest des Lebens sachlich und persönlich vereint zu verbringen gedachten. Und wenn es einen Trost in solchen Unglücksfällen gibt, so den, daß, wie Hans Erich Wolff eine der Öffentlichkeit wenig bekannte, dennoch eindringlich wirkende Kraft zum Guten gewesen ist, noch viele gleich ihm, unsichtbare Bürgen einer besseren Zukunft, unter den Männern sich finden können, die unscheinbar, Anwälte oder ähnliches, durch die berliner Straßen, die berliner Untergrundbahn, ihre vollgestopften Mappen schleppen."

Der SDS war keine Angelegenheit des Schmuckes, wie man sieht. Er vergab keine Ehren und erhöhte das Ansehen seiner einzelnen Mitglieder nur durch die Arbeit, die sie in ihm leisteten. Zu Ehre, Einfluß und Ansehen mußten sie kommen ohne ihn, und gar zu Tantiemen und Einkommen. Aber wenn sie an seine Spitze traten, in Berlin oder in München, taten sie es um sachlicher Arbeit willen und zur Repräsentanz des freien Geistes, der geistigen Freiheit, für die der SDS bei jeder Gelegenheit eintrat. Jene Funktion des Schrifttums, die durch Aussprechen des Tatsächlichen das heilsamste Ventil der Gesellschaft bildet, kam in ihm am deutlichsten zum Ausdruck, ob nun Kritiker wie Eloesser, Monty Jacobs oder Max Osborn, oder Erzähler und Dichter wie Thomas Mann, A. M. Frey, Bruno Frank seinen Vorstand zierten. Selten feierte er Feste, der SDS. Aber wenn zum Beispiel sein Mitglied Thomas Mann aus München nach Berlin kam und zu Gunsten der Arbeitskasse des Vereins aus seinen Manuskripten vorlas, dann durfte ihn der Vorsitzende, angesichts eines Riesensaales, glücklich und dankbar begrüßen und unterstreichen, welch symbolische Wichtigkeit für die Repräsentanz des deutschen republikanischen Geistes dieser Abend habe, an dem sich der Nobelpreisträger mit allen namenlosen Fachgenossen identifiziere dadurch, daß er für sie seine gefeierte Person einsetze. Und als der sechzigste Geburtstag Heinrich Manns herankam, da war es das Mitglied Gottfried Benn, das in einer von Asphaltfremdwörtern strotzenden Rede den großen Schriftsteller pries, der als Kosmopolit die echteste und beste Tradition unserer Literatur darstellte. Und der damalige Vorsitzende, unser guter Eloesser, konnte sich bei seinem Trinkspruch versprechen und unser liebes Geburtstagskind *Thomas* Mann hochleben lassen, wozu *Heinrich* Mann mild lächelte, und das Mitglied Werner Hegemann seinen sarkastischen Kopf hinter dem goldenen Schal seiner Nachbarin versteckte.

Es war eine gute Zeit, und wir betrachten sie ohne Wehmut. Was wir gearbeitet haben, ist nicht verloren, sondern nur verschüttet. Schon zweimal im 19. Jahrhundert, 1818 und 1851, ging die Geistesfreiheit verloren, und immer wieder tauchte sie aus Schlamm und Schutt empor und brachte Blüten und Früchte. Denn der Deutsche kann zwar eine gute Weile lang ohne den

Geist leben und sich unter das Joch des kaschubischen Preußen ducken. Aber dann bricht der Geist über ihn herein, der einmal Aufklärung hieß, Humanismus, weimarische Klassizität, Romantik der Befreiungskriege, Sturm und Drang und Junges Deutschland — und auf jedes Jahr 1818 folgt sein 1848. Wir haben gelernt, daß Geschenke und Kompromisse nicht von Dauer sind, auch im SDS. Und wir verändern das Goethewort freimütig und in unserem Sinne: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, e r k ä m p f es, um es zu besitzen."

FREIE DEUTSCHE JUGEND

von

Alfred Kurella

Es lohnt sich, ihrer zu gedenken. Es lohnt sich heute mehr denn je. Und nicht nur aus Anlaß der Zusammenkunft auf dem „Hohen Meißner", an deren 25. Jahrestag Walther Victor hier im vorigen Heft erinnert hat, nicht nur aus historischem Interesse. Auch um unserer Zukunft willen.

Walther Victor hat bereits darauf hingewiesen, daß es in unseren Reihen, in der antifaschistischen deutschen Emigration, nicht wenige gibt, die sich an jene Bewegung eine lebhafte persönliche Erinnerung bewahrt haben — und auch auf die erstaunliche Tatsache, daß sie fast alle über jene Zeit schweigen. Das war nicht nur die Feststellung einer Tatsache, sondern auch ein Tadel und eine Aufforderung. Ich habe mich getroffen gefühlt und ich leiste der Aufforderung Folge. Besser: ich möchte versuchen, ein wenig Ordnung in die Erinnerungen an jene Zeit zu bringen. Vielleicht folgen andere meinem Beispiel.

EIN „ALTER WANDERVOGEL"

Ich kenne einen Mann, er ist heute ein vielbeschäftigter Wissenschaftler, Physiker, der nebenbei viel Zeit und Energie den Problemen der großen Politik widmet. Ein angehender Vierziger. Ein guter, aktiver Antifaschist. Wir treffen uns hin und wieder. Es kommt vor, daß wir uns fast täglich sehen, und dann unterhalten wir uns, wie man so sagt, „über Gott und die Welt". Er interessiert sich für alles und ist überall zu Hause — neben seinem Spezialberuf ein rechter Dilettant: er saugt das Leben und alles, was es mit sich bringt, con diletto, mit Liebe und Hingebung in sich hinein und beschäftigt sich mit allem ein bißchen, mit dem gleichen, manchmal etwas prätentiösen Eifer des Dilettanten. Die Themen unserer Unterhaltung sind sehr mannigfaltig. Er weiß mit gleicher Sachkenntnis zu erzählen über die Bedeutung von Hubbles Ordnung der Nebelflecke für die Kosmogonie; von den Versuchen einer neuen Temperatur unseres Tonsystems, die die europäische mit der iranischen Musikkultur auf einer höheren Stufe verschmelzen würde;

von der Rolle der Eisenbahnen und Wasserwege im modernen Krieg; von der sagenhaften Entwicklungsgeschichte der Malariaplasmodien; von der Verselbständigung der Landschaft auf den Bildern von Konrad Witz; von der Tragweite der Heisenbergschen Unbestimmtheitsrelation (das ist schon sein Fach); von dem Kampf um die Deutung der Gestalt des Don Quijote im spanischen Bürgerkrieg. . .

Diese Unterhaltungen sind immer ungeheuer interessant und anregend. Man fühlt sich wohl und frisch nach ihnen.

> „Leben! Leben der Welt! Du liegst wie ein heiliger Wald,
> sprech ich dann, und es nehme die Axt, wer will, dich zu ebnen!
> Glücklich war ich in dir. . ."

Ja, das auch: er zitiert oft unsere Dichter und es ist nie bei den Haaren herbeigezogen. Das bringt uns manchmal von aller Wissenschaft und Politik fort, wir nehmen einen Band Verse hervor und lesen — er liest sehr schön und ungekünstelt vor. Von Eichendorff kommen wir dann auf Hugo Wolf und beschließen die Versuche am Flügel mit dessen schönem: „Grüß dich Deutschland . . ."

Dahin führen überhaupt fast alle Wege — nach Deutschland.

Manchmal ist es ein Übersetzungsproblem (das ist nun schon mein Fach), eine Streitfrage der Weiterentwicklung unserer Sprache wie der Versuch ihrer Erweiterung durch eine Latinisierung; oder eine Diskussion über die Rolle des Protestantismus bei der Ausbildung des deutschen Charakters. Es ist nicht nur immer interessant und anregend, mit diesem deutschen Freund zusammenzutreffen, es ist mehr.

Aber davon wollte ich eigentlich gar nicht reden; sondern von etwas anderem: mit diesem Mann geht manchmal eine merkwürdige Veränderung vor sich. Das ist, wenn er auf seine Jugend zu sprechen kommt. Nicht nur, daß er dann endlos erzählen kann mit vielen „Wissen Sie noch?" und „Waren Sie nicht auch einmal dort?" — am Main nämlich, in Wertheim und Freudenberg, wenn die Äpfel an den Chausseebäumen reif sind, oder in der Börde, wo in den hochdachigen Bauernhäusern mächtige Schinken und Würste in der Tenne oben unter der Decke hängen, zu denen man verstohlen hinaufschielt, während am offenen Herdfeuer der Kaffeekessel summt, oder in Reifferscheid; wintermüde vom langen Skilauf sitzt man abends in der Stube, wo es nach trocknenden Wollstrümpfen und nassem Leder riecht, und erzählt sich Schnurren. Ich höre schweigend zu und staune. Er ist dann wie verwandelt. Der gesetzte Mann bekommt etwas Jungenhaftes und beinahe Verklärtes und das wirkt irgendwie fremd.

Aber es bleibt nicht beim Erzählen: im Spätsommer, jedes Jahr, kann man ihm auf dem Bahnhof begegnen und dann sieht der ehrwürdige Professor eher aus wie ein Stromer: Stoppeln im Gesicht, unwahrscheinliche Hosen an den langen Beinen und noch unwahrscheinlichere Stiefel unten dran; die Hände — sonst so fein, wenn sie Formeln an die Tafel schreiben oder schnell eine Skizze zeichnen; er kann keinen Weg beschreiben, keine Adresse mittei-

len, ohne eine kleine Karte dazu zu zeichnen — die Hände sind grob und rissig wie bei einem Steinklopfer. In dem unförmigen Rucksack, den er auf seinen Wanderungen mithat, steckt in der Außentasche immer ein Buch. Ich hatte es schon früher gesehen, ich kenne den roten Lederband der Insel-Dünndruck-Ausgabe. Einmal war ich dabei, als er auspackte. Es war wahrhaftig der „Faust". Er sah meinen erstaunten und wohl beinahe verlegenen Blick. „Ach so, jetzt denken Sie wohl auch an die alte Kriegslegende: der deutsche Soldat mit dem ‚Faust' im Tornister, was? Aber sagen Sie ehrlich, war das nur eine Legende . . . ?" Ich wurde noch verlegener: hatte ich nicht selber den „Cornet Christoph Rilke" mit und las darin, damals vor Tahure in der Champagne, als das englische Schiffsgeschütz unsere Stellung abtastete und wir den vierten Schuß gerade auf unseren Unterstand erwarteten? Von Weglaufen konnte keine Rede sein, draußen trommelten die 21er — es würde eben das Ende sein . . . Ja, da hatte ich in diesem Buch gelesen.
„Lachen Sie nicht, ich lese wirklich drin", antwortete er, als hätte ich laut gedacht. „Und manches ist mir erst dort oben aufgegangen. Den vierten Akt im zweiten Teil zum Beispiel, die Schlacht — das alles kann ich mir gar nicht mehr anders vorstellen als in einem Tal im Karatschai-Gebiet im Kaukasus, wo mir der Vorgang beim, ich weiß nicht wievielten, Lesen zum erstenmal plastisch vor Augen trat . . . Aber Sie lachen ja doch. . . ! Warten Sie, ich weiß, ich weiß . . ." Er schlug das Buch auf und las:

„Was hast du da in Höhlen, Felsenritzen,
dich wie ein Schuhu zu versitzen?
Was schlurfst aus dumpfem Moos und triefendem Gestein
wie eine Kröte Nahrung ein?
Ein schöner süßer Zeitvertreib . . ."

Ich konnte wieder nur staunen und schweigen. Aber manchmal wird es mir auch über, dann wird seine Sonderbarkeit nicht nur fremd, sondern beinahe feindlich. Das ist, wenn er — allerdings selten — auf eines seiner Lieblingsthemen kommt: „Finden Sie nicht", sagt er dann, „daß man sich menschlich erst eigentlich wohl fühlt unter Leuten, die sowas alles verstehen? Ich kann diese ewigen ehrpußligen Stockfische nicht leiden, die mit Ernst und Sachlichkeit ihren dicken Bauch spazieren tragen. Sie sind auch nicht ehrlich. Oder wenn sie ehrlich sind, so sind sie borniert, und das ist ebenso schlimm. Finden Sie nicht, daß es so Leute gibt, mit denen man sich gleich versteht, weil sie in der Jugend das gehabt haben, was für uns die Jugend ausgemacht hat? Es ist beinahe wie ein Geheimbund. Man erkennt sich am Blick, an den Büchern im Schrank, daran, wie man sich wäscht — ich weiß nicht woran. Das sind die Leute, unter denen ich mich wohlfühle . . ."
Was redet er da für einen Unsinn! Und es ist auch gar nicht wahr: er ist ein ausgezeichneter Gesellschafter in jedem Kreise und als Lehrer und Mensch beliebt bei Schülern, die auch nicht die geringste Beziehung zu seinem sogenannten Geheimbund haben. Es ist doppelter Unsinn: denn es geht dabei gar

nicht um Wohlfühlen und persönlichen Geschmack. Da steckt etwas von „Elite" und „Auserwähltsein" dahinter. Wie paßt das in diesen Kopf, zu diesem Mann? Ich schäme mich dann ein bißchen für ihn. Nicht nur für ihn, das ist das schlimmste, auch für mich: irgend etwas in mir selber antwortet auf diese Gedanken . . .

Aber dann schäme ich mich, daß ich mich schäme. Denn — ist das wirklich nur ein Fremdkörper in seinem Wesen, wie es mir immer wieder scheinen will? Hängt nicht auch das zusammen mit allem, was mir den Mann sonst so lieb und wert macht und es mit sich bringt, daß mir selten so stark wie im Umgang mit ihm bewußt wird, wieviel Schönes und Starkes in unserm Deutschland steckt, worauf wir bauen, um es wieder frei und wirklich groß zu machen?

Er errät diesen Gedanken — wir verstehen uns ja immer schnell, nicht nur, wenn es sich um die Auflösung des Scheinproblems der „verschwundenen Kausalität" oder die Widerlegung der Logistik oder einen anderen neomachinistischen Unfug handelt. „Schön, schön", sagt er, „lassen wir das! Ich bin vielleicht doch ein unheilbarer alter Wandervogel. Aber . . . tun Sie nicht, als ob Sie keiner gewesen wären. Und vor allem: schämen Sie sich dessen nicht!"

Gut, ich will mich nicht schämen. Ich will nur klar sehen. Und ich sehe an diesem meinem Freund: das, was er den „alten Wandervogel" nennt, *ist* ein Fremdkörper in ihm, dieses Gefühl ist richtig. Es ist jedoch nicht ohne Zusammenhang mit allem, was ihn sonst zu einem in jeder Hinsicht modernen und fortgeschrittenen Menschen macht, der seinen Platz voll einnimmt und ausfüllt. Aber es ist wiederum nicht verschmolzen, nicht amalgamiert mit dem, was er als Wissenschaftler, Politiker und Denker darstellt. Und es kann nicht sein. Denn dieser „alte Wandervogel" in ihm ist der Rest, der Niederschlag eines Vorgangs, der eine sterile, geschichtlich zu Unfruchtbarkeit verurteilte Nebenblüte am großen Stamm der Entwicklung war. So etwas kommt oft vor in der Geschichte der Völker und der Menschheit. Sie entfaltet sich nicht einlinig. Sie hat einen Hauptstamm, der allein Träger der großen Entwicklung ist. Aber der Hauptstamm treibt Nebenäste hervor, die oft herrliche Blüten tragen, schön, aber — unfruchtbar. Das können ganze Kulturen sein, wie etwa die peruanische; sie hat dem Bild vom Menschen eigenartige und starke Züge hinzugefügt, aber sie fand keine Fortsetzung: die Entwicklung der Klassengesellschaft schlug einen anderen Weg ein, der allein zur modernen Gesellschaft und damit zum Sozialismus geführt hat. Es können auch einzelne Menschen sein, in denen sich, scheinbar unvermittelt, menschliche Energien konzentrieren und entfalten, die in ihrer Zeit fremd dastehen, ohne direkte Einwirkung auf die zeitgenössische Geschichte bleiben und erst in späteren Epochen, halb historisch, halb unmittelbar begriffen werden. Und es können schließlich einzelne, begrenzte Kulturerscheinungen sein. Alle diese Dinge gehen nicht verloren. Sie wirken nicht unmittelbar, aber sie fließen auf Umwegen und mit Verspätungen in den großen Strom der Menschheitskultur zurück oder wiederholen sich auf andern Stufen der Entwicklung,

wo die allgemeinen Bedingungen ihnen erlauben, nicht als sterile Rarität, sondern als Glied einer geschlossenen Kette in Erscheinung zu treten.
Eine solche Erscheinung war die deutsche Jugendbewegung der Vorkriegszeit: stark und eigenartig — aber nicht unmittelbar fruchtbar. Und kurios, fast peinlich, aber doch rührend und schön, wo der Abglanz des längst verloschenen Feuers noch auf einzelnen Individuen liegt.
Das will erläutert werden.

DIE „FREIDEUTSCHE JUGEND"

Mein alter Freund Rudolf Leonhard, mit dem mich vor nunmehr zwanzig Jahren das gemeinsame Streben nach einer sozialistischen Zielsetzung der deutschen Jugendbewegung in Göttingen in Berührung brachte, hat in seinem Beitrag zu der Diskussion über den Expressionismus eine Parallele zwischen der Vieldeutigkeit oder Multivalenz (um diesen Ausdruck B. Zieglers zu gebrauchen) des Expressionismus und der Jugendbewegung angedeutet. Walther Victor hat diese Andeutung aufgenommen und sie zum Ausgangspunkt seines Aufsatzes gemacht.
Eins ist richtig: es gilt sowohl für den Expressionismus wie auch für die Jugendbewegung, daß von den Menschen, die aktiv und passiv an diesen Bewegungen teilgenommen haben, annähernd gleiche Teile einerseits zu Faschisten, anderseits zu Antifaschisten und zum dritten Teil zu indifferenten Spießern geworden sind. Aber es wäre unrichtig, daraus auf eine Wesensähnlichkeit beider Bewegungen zu schließen, oder die Beurteilung der einen auf die der andern zu übertragen. Hier liegt nur eine formale Analogie vor. Die dialektische Logik fordert bei der Beurteilung eines Vorgangs, einer Erscheinung, wie Lenin sagt:

„... die Bestimmung des Begriffs aus ihm selbst (das Ding *selbst* soll in seinen Beziehungen und in seiner Entwicklung betrachtet werden)"

Wendet man das in unserm Falle an, so ergibt sich sofort ein grundlegender Unterschied zwischen Expressionismus und Jugendbewegung. Der Expressionismus war wesentlich Ideologie. Als Kunstströmung nahm er Stellung zu zeitgenössischen Problemen der Ästhetik, der Kulturgeschichte, der philosophischen Antropologie und der Philosophie. Die Positionen, die er hier bezog, standen von Anfang an in direkter Beziehung zu Ideologien, die vorher oder gleichzeitig in andern Sphären der zeitgenössischen Gesellschaft entstanden waren. Seine Träger waren zudem Erwachsene, die sich bereits bewußt und mehr oder weniger systematisch mit ideologischen Problemen ihrer Zeit auseinandersetzten.
Von der deutschen Jugendbewegung kann man das *nicht* sagen. Ihre eigentlichen Schöpfer und Träger waren Jugendliche: sie bildeten den lebendigen und wirksamen Kern der Bewegung: sie standen in dem Alter, wo der zum verallgemeinernden Denken erwachende Geist die ersten zaghaften Schritte auf dem Gebiet der Weltanschauung unternimmt, sehr auf eigene Faust und unter Bevorzugung der ethischen Probleme. Das Streben war auf Ausbildung

nicht so sehr eigener Ideen, als vielmehr bestimmter Verhaltungsarten und Verkehrsformen im praktischen Leben gerichtet; im praktischen, alltäglichen und noch dazu im begrenzten jugendlichen Leben, nicht in der „Gesellschaft", von der dieses Alter gar keine oder nur eine sehr vereinfachende primitive Vorstellung hat. Die Jugendbewegung war also wesentlich praktische Ethik.

Diese allgemeinste Definition der Jugendbewegung wird vielen Lesern als Widerspruch zu ihren Erinnerungen und vor allem auch zu der Darstellung Walther Victors erscheinen. Sie scheint nicht zuzutreffen und sie trifft wohl auch nicht zu für das, was sich „Freideutsche Jugend" genannt hat. Aber die „Freideutsche Jugend", deren Gründungstag den Anlaß zu unseren Erinnerungen gegeben hat, deckt sich nicht mit dem, was wir unter deutscher Jugendbewegung zu verstehen haben. Sie erfaßt und umfaßt nicht einmal den Kern dieser Bewegung. Sie war ein Sonderfall. In der Gestalt dieses Sonderfalls wurde die Jugendbewegung zum erstenmal Gegenstand einer breiteren öffentlichen Meinung und das hat dazu geführt, daß der Begriff „freideutsch" später häufig als Zusammenfassung für die *gesamte* Jugendbewegung und zur Kennzeichnung ihres Wesens verwendet wurde. Wollen wir der ganzen Erscheinung gerecht werden, so müssen wir uns von dieser Begriffsverschiebung freimachen.

Die Zusammenkunft auf dem „Hohen Meißner" im Oktober 1913, der sogenannte „Freideutsche Jugendtag", aus dem die Organisation „Freideutsche Jugend" hervorging, war nicht ein Anfang, sondern ein *Ende*. Der „Hohe Meißner" eröffnete die *Krise* der eigentlichen Jugendbewegung, eine Krise, die im weiteren Lauf zu ihrer Zersetzung führte. Wenn wir uns ein Urteil über die gesamte Jugendbewegung einschließlich der Freideutschen Jugend bilden wollen, so müssen wir vorwiegend die Periode *vor* der Meißner-Tagung, also das Jahrzehnt von 1923 betrachten.

Walther Victor meint, auf dem Hohen Meißner sei der dort vertretenen Jugend zum erstenmal zum Bewußtsein gekommen, wie groß ihre „Gemeinschaft" schon war. Das trifft nur bedingt zu. Die Öffentlichkeit bekam durch diese Tagung zum erstenmal eine Ahnung von dem Umfang und eine Vorstellung von den mannigfaltigen Äußerungsformen der in der Stille unter der deutschen Gymnasialjugend herangereiften Bewegung. Und auch das kam nicht einmal plötzlich. Diskussionen auf pädagogischen Tagungen, Presseprozesse und vor allem die Interpellationen des katholischen Abgeordneten Schlittenbauer im bayrischen Landtag hatten bereits den Vorhang gelüftet. Die Welt der „Erwachsenen" hatte die Jugendbewegung entdeckt. Seit dem „Hohen Meißner" hatte das Kind auch einen Namen.

Die Jugend selbst bedurfte dieser Tagung nicht, um zum Bewußtsein ihres Daseins zu kommen. Wer vor dem „Meißner" aktiv an dem Leben der vielen Jugendbünde, vor allem der Wandervogelverbände teilgenommen hatte, kannte dieses Bewußtsein. Es war auf zahllosen Bundestagen, Treffen, Tagungen und Festen vorweggenommen worden, die jedes Jahr mehrmals zahlenmäßig

größere und nicht weniger das ganze Land umfassende Scharen von Jugendlichen zusammengebracht hatten.

Für die Jugend bezeichnete die Meißner-Tagung das beginnende *Bewußtsein von der Krise.* Der „Hohe Meißner" unterschied sich von allen andern Tagungen durch zwei völlig neue Momente: erstens die Anwesenheit einer größeren Zahl von *studentischen* Organisationen (im Gegensatz zu den andern genannten Tagungen, wo sich ausschließlich Gymnasialjugend versammelte) und zweitens die Anwesenheit *„Fremder"*, das starke Hervortreten einiger *Erwachsener.*

Was bedeuten nun diese neuen Momente? Sie zeigten an, daß die Jugendbewegung ihre bis dahin sorgsam gepflegte und programmatische Isolierung von der „Welt der Erwachsenen" nicht aufrechterhalten konnte. Und zwar auf Grund von Vorgängen sowohl innerhalb wie außerhalb ihrer Reihen.

Der Wandervogel war aufgetaucht und hatte sich entfaltet als Bewegung der Schüler der oberen Gymnasialklassen. Alles, was er erfand und schuf, war aus den Bedürfnissen und für die Bedürfnisse dieser Altersklasse der städtischen kleinbürgerlichen Jugend entstanden. Aber aus den Sekundanern wurden Primaner und aus den Primanern Studenten. Schon bei den Primanern drängte sich immer mehr das Problem auf: was machen wir einmal, wenn wir selbst „erwachsen" sind? Wie führen wir das fort, was wir im Wandervogel begonnen haben? Nach und nach wuchs an den Hochschulen die Zahl der ehemaligen Wandervögel, die sich diese Frage ernsthaft vorlegten. In den Jahren 1911 bis 1913 begannen sie sich zu eigenen studentischen Organisationen zusammenzuschließen. Doch es zeigte sich, daß es unmöglich war, die Lebensformen der Jugendbewegung einfach „weiterzuführen", sie auf einer höheren Altersstufe „anzuwenden". Es gab auch das: es tauchten die ersten „ewigen Wandervögel" auf, Handlungsgehilfen, Lehrer, Studenten mit kurzen Hosen und langen Haaren, mit Bauerntongeschirr, Fidusbildern und bebänderten Lauten in den Stuben. Aber das war unvermeidlich verbunden mit einem Rückzug in ein spießerliches Privatleben. Die aktiveren ehemaligen Wandervögel, von denen ein Teil führende Positionen in der Freistudentenschaft eroberte, ein anderer Teil neue Organisationen wie die „Akademischen Freischaren", „Akademischen Arbeitsgemeinschaften" und andere mehr gründete, stießen auf neue Probleme, die sich aus der unvermeidlichen engeren Verbindung mit der „großen Welt", ihren weltanschaulichen und politischen Kämpfen ergaben. Diesen Studenten schien es rückblickend auf einmal, daß die Bewegung, aus der sie hervorgegangen waren, eigentlich keinen rechten Sinn und Inhalt hatte, daß sie ihre Energien verpuffte, ohne auf die Gesellschaft einzuwirken, zu der sie, die Studenten, jetzt in Beziehung zu treten begannen. So entstand bei diesen der Schule erwachsenen Wandervögeln das Bestreben, das scheinbar bisher Versäumte nachzuholen, und ihm wiederum entsprang nicht nur die Teilnahme der genannten studentischen Organisationen an der Tagung des „Hohen Meißner", sondern eigentlich der Plan zu der Tagung selbst.

Die Beteiligung einer Reihe von Erwachsenen, die auf dem „Hohen Meißner"

als Jugendführer auftraten, hatte ähnliche Voraussetzungen. Seitdem die Wandervogelbewegung durch die oben erwähnten Ereignisse in der Zeit von 1911 bis 1913 das Interesse der Öffentlichkeit erregt hatte, begannen zahlreiche Leute, die sich als „Kulturträger" fühlten, eigene Organisationen und Zeitschriften für die Durchführung ihrer Reform-Ideen geschaffen hatten und nach Anhang suchten, auf die Jugendbewegung aufmerksam zu werden. Die Jugend schien ihnen dazu bestimmt, immer gerade die Ziele anzunehmen, die sie selbst sich ausgedacht hatten. Die Beteiligung Poperts, Avenarius', Wynekens, Paasches, Luserkes an der Meißner-Tagung (Rudolf Nelsons, August Messers, Eugen Diederichs, Hasselblatts und anderer in den folgenden Jahren) gibt nur ein unvollständiges Bild von dem Umfang der damals beginnenden Werbung um die Jugendbewegung von seiten außenstehender Organisationen und Personen. Das war bereits eine Auswahl; es waren diejenigen „Jugendführer", die übriggeblieben waren, nachdem in den Vorverhandlungen über den Jugendtag die Akademische Freischar praktisch die Initiative an sich gerissen und der ursprüglich ganz anders geplanten Zusammenkunft eine bestimmte, relativ fortschrittliche, vor allem gegen den Hurra-Patriotismus zugespitzte Note gegeben hatte. Tatsächlich waren die Bemühungen von seiten reaktionärer, „völkischer" Elemente damals bereits viel stärker und, wie die weitere Entwicklung gezeigt hat, in der Praxis auch erfolgreicher. Diese reaktionären Elemente verzichteten darauf, sich einer neuen Dachorganisation wie der „Freideutschen Jugend" zu bedienen, da sie ganz andere Werkzeuge zum Einfangen der Jugendbewegung von der Peripherie aus zur Verfügung hatten: das Heer der Reserveoffiziere, die Schulbehörden, die evangelische Kirche und andere. Die Jugendführer, die auf dem „Hohen Meißner" und in den folgenden Jahren in der Freideutschen Jugend hervortraten, gingen, wie die ältere Generation der Wandervögel auf den Hochschulen, davon aus, daß die inzwischen zahlenmäßig stark angewachsene Jugendbewegung Sinn und Inhalt erhalten müsse und boten zu diesem Zweck ihre Reformsysteme an.

So endete mit dem „Hohen Meißner" jene Etappe der Jugendbewegung, wo sie von der Welt der Erwachsenen und ihren Problemen isoliert, vom öffentlichen Leben abgekapselt existiert und sich entfaltet hatte. Durch die der Bewegung entwachsenen Studenten und durch die nach der Jugend schielenden Erwachsenen wurde die Bewegung nun doch ins öffentliche Leben gezogen, und die Probleme der Welt der Erwachsenen fanden in sie Eingang. Es begann der Kampf um eine nachträgliche Sinngebung der Jugendbewegung, wobei dieser Sinn nicht aus ihr selbst entwickelt, sondern von außen in sie hineininterpretiert wurde. Aber diese Bemühungen mußten ausgehen wie das Hornberger Schießen. Der „Kampf" spielte sich ab zwischen den Studenten, jungen Leuten, die selbst kaum noch ins Leben hineingerochen hatten, naive und zufällig erworbene Vorstellungen von den sozialen und politischen Problemen besaßen und auf allerlei idealistische und utopische Weltverbesserungsideen hineinfielen, und zwischen jenen Jugendführern, die,

jeder ein kleiner Messias, in ihren Theorien und Heilslehren die ganze geistige Misere des deutschen Spießertums widerspiegelten.
Die Geschichte der „Freideutschen Jugend" im engeren Sinn ist die Geschichte dieser Auseinandersetzungen. Walther Victor hat uns einige Etappen dieser Geschichte in Erinnerung gerufen. Sein Bild scheint mir einiger Ergänzungen zu bedürfen. Es fehlt die Darstellung des sofort einsetzenden Zerfalls, der gewaltsamen Einengung der freideutschen Bewegung, die zunächst als eine freie und offene Gesinnungs-Föderation gedacht war, zu einer festen Organisation mit Mitgliedschaft, Statut, Redaktionskomitee und — Ausschlüssen. Gar nicht erwähnt ist die Reaktion eines Teils der Jugend selbst gegen diese vom Belagerungszustand begünstigte Entartung der Bewegung noch während des Krieges, eine Reaktion, die vor allem auf dem „Westdeutschen Jugendtag" auf der Loreley (August 1917) und auf der Führertagung in Holzminden am Solling (Oktober 1917) zum Ausdruck kam. Diese beiden Kundgebungen sind auch insofern für uns heute besonders interessant, als auf ihnen der radikale sozialistische Flügel stark hervortrat, der damals bereits mit der illegalen proletarischen Jugend (Richtung Liebknecht) in Verbindung stand und bald darauf durch die „Politischen Rundbriefe" die sozialistischen und kommunistischen Elemente um sich sammelte. Diese Gruppe trat auch besonders energisch gegen die Führerrolle auf, die eine nordwestdeutsche Gruppe „ewiger Wandervögel" — Knud Ahlborn, H. Tormin, Schlünz, Saal usw. — sich angemaßt hatte. Diese Gruppe ist nach meiner Meinung in der Darstellung Walther Victors, wo sie als der Kern erscheint, der erfolgreich um die Erhaltung der bedrohten Einheit der freideutschen Bewegung besorgt war, nicht richtig eingeschätzt. Sie bestand aus typischen liberalen Opportunisten und Kompromißlern. Diese Leute fürchteten nichts so sehr wie große Ideen und ernste Entscheidungen. Sie waren bemüht, die „Freideutsche Jugend" unter der demagogischen Losung der „Einheit" in die Zwangsjacke ihrer lendenlahmen, schulmeisterlich beschränkten „Weltanschauung" zu pressen und führten damit praktisch ihre Spaltung herbei. Sie hielten es mit dem Gott der stärksten Bataillone; derselbe Ahlborn, der nach dem November 1918, wie auch Walther Victor berichtet, in Jena das Begrüßungstelegramm an die Sozialistische Jugendinternationale vorschlug, führte im Winter 1917/1918 einen wütenden Kampf gegen den Versuch des radikalen Flügels, die „Freideutsche Jugend" als Ganzes zu einem öffentlichen Protest zu bewegen, als in Düsseldorf ein sozialdemokratischer Jungarbeiter durch die Militärbehörden zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, weil er seine kriegsgegnerische Gesinnung bestätigt hatte. Gerade unter den Händen dieser Gruppe verlor die „Freideutsche Jugend" auch noch den mageren Ideeninhalt, den sie 1913 bei ihrer Gründung besessen hatte.

Die „Freideutsche Jugend" war also, wie gesagt, nicht identisch mit der eigentlichen Jugendbewegung. Ihre Geschichte ist wenig erfreulich. Aus ihrem Studium werden wir nicht verstehen, was die deutsche Jugendbewegung war, und warum sie trotz allem eine so eigenartige massenhafte und nach-

haltige Wirkung hinterlassen hat. Dazu müssen wir uns der eigentlichen Bewegung zuwenden, die mit dem „Hohen Meißner" ihren Abschluß fand.

DER „WANDERVOGEL" DER VORKRIEGSZEIT

Unter den Erwachsenen, die auf dem „Hohen Meißner" die Rattenfänger-Schalmei bliesen, war einer, der als Denker hoch über das Mittelmaß der andern Apostel hinausragte und zugleich tiefer als jene das immanente Wesen der Jugendbewegung begriffen hatte: Gustav Wyneken. Auch er war ein Aufklärer und Utopist, auch er steckte voller Mucken und Schrullen. Er war ein verspäteter Sohn des klassischen deutschen Idealismus. Bei all seinem Anachronismus hatte das Gedankensystem Wynekens jedoch eine große Geschichtskonzeption, die seiner gesellschaftskritischen Haltung im Gegensatz zu dem platten Reformismus der Popert und Avenarius eine breite Grundlage gab. Er sah tiefer in die Gründe der gesellschaftlichen Mißstände der Zeit hinein, die jene oberflächlich betrachteten und oberflächlich zu heilen versuchten.

Wyneken hat auf einen Teil der führenden Köpfe der alten Jugendbewegung einen starken Einfluß ausgeübt. Er selbst war Anti-Marxist und Anhänger des Landauerschen „Sozialismus", aber er hat dennoch viele seiner Anhänger zum wissenschaftlichen Sozialismus gebracht: unter seinem Einfluß wandten sie sich schon vor dem Kriege dem ernsthaften kritischen Studium der Geschichte zu, lernten Fichte und Hegel kennen, entdeckten eine, ihnen von der Schule vorenthaltene neue Wissenschaft, die „Soziologie", kamen durch sie auf das Studium der ökonomischen Grundlage der menschlichen Existenz — kurz, sie wurden mit dem klassischen Erbe der Philosophie, der Geschichts-, Gesellschafts- und Wirtschafts-Wissenschaft bekannt, das die Weiterdenkenden dann konsequent zum Marxismus führte. Wyneken selbst hatte diese Konsequenzen nicht gezogen. Er blieb auf dem Standpunkt des klassischen Idealismus stehen und entwickelte aus ihm nichts als eine schöne pädagogische Utopie. Der Einfluß, den er gegen seinen Willen auf einen Teil der Jugendbewegung ausgeübt und der es mit sich gebracht hat, daß er sozusagen zum Geburtshelfer der Ausbildung ihres sozialistischen Flügels geworden ist, verdient für die Geschichte festgehalten zu werden.

Es war zweifellos die zwar rein idealistische, aber von Hegelscher Dialektik beeinflußte große Geschichtskonzeption, die Wyneken befähigte, die Symptome der Wandervogelbewegung objektiver und richtiger zu beobachten und zu deuten als alle seine Konkurrenten beim Seelenfang der Jugend. Eine Beschreibung der Bewegung, die Wyneken kurz nach dem „Hohen Meißner" in der „Frankfurter Zeitung" vom 28. Dezember 1913 gegeben hat, gibt heute noch ein annähernd richtiges Bild wenigstens ihrer Erscheinungsformen:

„Mit der Tatsache, daß durch die deutsche Schuljugend eine neue, spontane Bewegung geht, wird man sich nunmehr abfinden müssen ... Das Schlagwort der neuen Jugendbewegung heißt: Jugendkultur. Es ist oft so mißverstanden worden, als wolle die Jugend aus sich heraus und in ihrem Kreise eine Kultur schaffen, die sie an die Stelle der herrschenden Kultur der Erwachsenen setzen wolle ... Hier handelte es sich um etwas ganz an-

deres. Die Forderung einer Jugendkultur bedeutet, daß an die Stelle der gegenwärtigen Lebensführung der Jugend, die aus ihr allzusehr ein Anhängsel der Erwachsenen macht, sie in jugendfremde Lebensgewohnheiten der Alten hineinzwingt und sie in Verhältnisse hineindrängt, in denen sie zur Betätigung des ihr eigenen, spezifisch jugendlichen Lebensgefühls keine Möglichkeit findet —, daß an die Stelle dieses Zustandes für die Jugend Lebensformen gefunden werden, die einerseits ihrem besonderen Wesen und ihren Bedürfnissen entsprechen, anderseits auch wirklich den Namen Kultur verdienen. Vom ersten ist man ausgegangen, zum zweiten wurde man dann weitergeführt, und das schon von Anfang an. Dieser Anfang der Bewegung wird bezeichnet durch die Entstehung des Wandervogel. Das ist nun bald anderthalb Jahrzehnte her. Von jeher hat der Druck der Schule, aber auch die Philistrosität manches Familienlebens in der Jugend als Reaktion einen stürmischen Freiheitsdrang, ein romantisches Sichhinaussehnen in die Ferne und nach großem, schönem Lebensinhalt hervorgerufen. Aber diese Opposition blieb immer individuell und daher immer negativ und wurde nie schöpferisch. Die Tat des Wandervogels ist es, aus dem Individuellen ins Kollektive erhoben, sie der Jugend als ein ihr gemeinsames Gefühl zum Bewußtsein gebracht und dann aus diesem gemeinsamen Gefühl heraus ein neues Leben neben der Schule gestaltet zu haben . . . Von vornherein verband sich mit dem neu entdeckten Wandern ein ganzer Komplex von neuen Lebensformen: erst in der Sprache und Sitte, dann in Geselligkeit, Kleidung, Kunstübung und Geschmack. Man fand sich auf einmal draußen, jenseits der Bannmeile der Schule und der Bevormundung des Elternhauses, auf sich selbst und vor die Aufgabe gestellt, sich nun einen Lebensinhalt zu suchen. Denn wo der Wandervogel wirklich blühte und blüht, da erfüllt er tatsächlich neben Schule und Elternhaus als dritte ebenbürtige Macht das Denken und Leben der Jugend, die er versammelt hat. Und mehr als in Schule und Elternhaus kann in ihm die Besonderheit der Jugend zum Ausdruck und zu ihrem Rechte kommen. Der Wandervogel hat die erste Jugend-Kultur geschaffen, die diesen Namen einigermaßen verdient . . ."

Dieser Darstellung der Erscheinungsformen der Jugendbewegung, die in ihr richtig das aus der Jugend selbst kommende Bestreben nach Schaffung einer von der Welt der Erwachsenen und der Schule isolierten „Jugendkultur" sieht und erkennt, welche Macht der Wandervogel neben Schule und Elternhaus auf das Denken und Leben seiner Mitglieder ausübte, läßt Wyneken im selben Aufsatz eine Kritik ihrer Schwächen folgen:

„Mehr als die Hälfte des jugendlichen Lebens ist der Schule ausgeliefert. Der Wandervogel aber ignoriert die Schule. Er läßt die Jugend leben, als ob es keine Schule gebe. Dadurch gerät die Schule vollkommen auf die negative Seite. Sie ist Druck und Last und Passivität, und alles, woran die Jugend mit Lust denkt und was ihre eigene Betätigung ermöglicht, findet sie im Wandervogel verkörpert. Nicht, daß durch den Wandervogel der Trieb zur Opposition gegen die Schule verstärkt worden wäre; im Gegenteil, nun hatte man eine eigene positive Welt, und die Schule verlor für die Jugend einfach an Bedeutung und Gewicht . . . Sie verlor einfach an Interesse, man wurde ihr gegenüber gleichgültig. Dies aber ist ein innerlich unmöglicher Zustand, denn die Jugend gehört nun einmal der Schule. Und eine Jugendkultur, welche die Schule einfach auf sich beruhen läßt, bleibt eine Halbheit. Dazu kommt ein zweites. Der Wandervogel hatte die Jugend aus der Umgebung der Erwachsenen herausgeführt, sie befreit vom Zwange der Konvention, deren Herrschaft auf der Jugend noch drückender lastet als die Schule. Er hatte sie in Verbindung gesetzt mit der Natur und dem Volkstum. Aus diesen sollten sie sich geistig nähren. Er hatte sie mit Bewußtsein allem abwendig gemacht, was ihm als Dekadenz, als Überkultur, als Großstadterzeugnis erschien. Aber damit hatte er sie tatsächlich zu einer Vereinigung der ganzen Gegenwartskultur erzogen. . . Dem Wandervogel war jede höhere Kultur verdächtig, die auf komplizierten Vorbedingungen beruhte, und in die einzudringen größere Arbeit erforderte. So hat er tatsächlich, indem er eine Jugendkultur schuf, doch den eigentlichen Kultursinn der Jugend nicht gepflegt oder wenigstens nicht

angespannt und bei aller körperlichen Abhärtung zu einer gewissen geistigen Verweichlichung beigetragen."

Dieses Urteil enthält bereits viel von der utopischen Gesellschaftskritik des Autors. Soweit es aber Darstellung ist, ergänzt es richtig das vorher gegebene positive Bild nach der negativen Seite. Die utopische Voreingenommenheit verhinderte Wyneken, die eigentliche Ursache dieser Widersprüche und Schwächen zu erkennen. Er selber war ein scharfer Kritiker der Dekadenz der bürgerlichen Gesellschaft und ein leidenschaftlicher Kämpfer gegen ihren moralischen Verfall, gegen die Degradierung des Menschen in ihr. Aber die Rettung aus diesem Verfall sah er nur in einer Revolution der Schule. Im Jugendalter, das für große moralische und geistige Werte aufgeschlossen ist, sollte in einer von der Gesellschaft streng abgetrennten „Schulgemeinde" die neue Generation mit der noch unverfälschten bürgerlichen Kultur durchtränkt werden. Die aus der Schule ins Leben tretende neue Generation würde die Gesellschaft dann nach diesen Idealen umgestalten. Im Wandervogel glaubte Wyneken die Bestätigung dafür zu finden, daß die junge Generation von sich aus bereit sei, diese Mission zu übernehmen, daß sie sich nur der historischen Tragweite ihres Beginnens nicht bewußt sei.

Das bedeutete natürlich eine Idealisierung der Bewegung. Ihre Grundzüge waren richtig erkannt, aber ihre Bedeutungen und Möglichkeiten wurden maßlos überschätzt. Wyneken beging einen dreifachen Fehler: *Erstens* machte er aus der „Jugend", aus einer Altersstufe und ihrer psychologischen Eigenart eine besondere gesellschaftliche Kategorie und schrieb ihr eine metaphysische begründete Rolle im Gesellschaftsleben zu. *Zweitens* übersah er die besonderen und einmaligen historischen Bedingungen der Entstehung eben dieser Jugendbewegung, des Wandervogels. *Drittens* verkannte er ihre sozialen Wurzeln und ihre soziale Beschränktheit.

Eine nähere Untersuchung dieser Fehlerquellen erleichtert uns das wirkliche Verständnis der Bewegung.

Was war der Wandervogel sozial betrachtet? Er ist nie statistisch erfaßt worden, wir kennen nicht den zahlenmäßigen Umfang seiner verschiedenen Verbände, geschweige denn seine genaue soziale Zusammensetzung. Wir sind angewiesen auf Beobachtungen und Erinnerungen. Ich glaube, daß meine eigene Erfahrung genügt, um ein annähernd richtiges Bild zu geben. Ich gehörte vor dem Kriege zu dem führenden Kreis des Westdeutschen Wandervogels, stand mit den führenden Kreisen fast aller andern Gebiete in Verbindung, nahm an zahllosen Tagungen und Zusammenkünften teil, habe fast alle Teile Deutschlands „durchtippelt" und zahllose Ortsgruppen der verschiedenen Bünde kennengelernt. Auf Grund dieser Erfahrungen ergibt sich folgendes Bild:

Der Wandervogel war in der Vorkriegszeit ausschließlich eine Bewegung der Gymnasialjugend, und zwar der mittleren und großen Städte; seine organisierte Mitgliedschaft ging über einige Zehntausende nicht hinaus. Proletarische und bäuerliche Elemente fehlten in ihm ebenso wie groß-bürgerliche. Die Eltern der Wandervögel gehörten zum städtischen Kleinbürgertum im

strengen Sinne: kleine Unternehmer, Kaufleute, Beamte, akademische und freie Berufe. Aber diese Abgrenzung genügt noch nicht. Der Kreis war tatsächlich noch enger. An den deutschen Gymnasien der Vorkriegszeit gab es, neben den offiziellen, von oben herab unter Leitung von Lehrern, Pastoren und Reserveoffizieren organisierten Vereinen, zahlreiche „geduldete" freiwillige Schülerverbände mit selbstgewählten Leitungen. Wenn man von den Turn- und Fußballgruppen, die „ideologiefrei" waren, absieht, so zerfielen diese Verbände in zwei scharf von einander getrennte Gruppen: auf der einen Seite standen die *Wandervogel-* und ihnen ähnlichen Bünde, auf der anderen die Ruder-, Hockey-, Tennis- und sonstigen Klubs für die Betätigung kostspieligerer Sportarten. Es waren beinahe zwei Kasten, die eine mehr aristokratisch, die andere mehr plebejisch. Doppelmitgliedschaft in beiden Lagern war ausgeschlossen: die Gruppen behandelten einander mit tiefer Verachtung. Die Zugehörigkeit zu der einen oder anderen hing eng mit der sozialen Stellung der Eltern zusammen. Zum Kleinbürgertum gehörten beide Gruppen. Aber in der aristokratischen Gruppe waren überwiegend die Kinder der Offiziere, höheren Beamten, kleinen Unternehmer — in der plebejischen Gruppe die Kinder der freien Berufe, der Ärzte, Rechtsanwälte, Professoren und Künstler sowie der mittleren Beamten, Apotheker, Pastoren und dergleichen vertreten. Es war also eine sozial eng begrenzte Schicht, deren Kinder den Wandervogel bildeten.

Warum entstand die Bewegung gerade in dieser Schicht?

Das Leben, der „Betrieb" dieser beiden Gruppen von Gymnasiasten-Vereinigungen unterschied sich äußerlich sehr stark. Romantisch eingestellt waren beide. Aber bei der „aristokratischen" Gruppe war es eine Romantik, die sich um die Kolonien, die Armee, die Flotte, die Karriere drehte — eine Romantik der Zukunft, aber einer ganz bestimmten, konkreten Zukunft. Beim Wandervogel nährte sich die Romantik aus der Natur und aus dem Volkstum, aus Kunst und Literatur — also vorwiegend aus der Vergangenheit. Hier spiegelte sich ein für die damalige Zeit kennzeichnender und wichtiger Vorgang wider.

Das deutsche Reich hatte sich zur imperialistischen Großmacht entwickelt. Das öffentliche Leben stand praktisch und ideologisch unter dem Einfluß der imperialistischen Expansionstendenzen der herrschenden Klassen. Auf der Grundlage der rapiden Erweiterung der Industrie, des Innen- und Außenhandels, des Verkehrs, der Aufschließung der Kolonialgebiete vollzog sich eine soziale Umgruppierung, die das städtische Kleinbürgertum in vielfacher Hinsicht unmittelbar in Mitleidenschaft zog. Neben dem alten, noch aus der vorimperialistischen Zeit stammenden, auf alte Kulturtraditionen zurückblickenden Kleinbürgertum entstand ein neues, dem diese Traditionen fehlten. In Gestalt der Berufswahl für die Kinder trat, abgesehen von allem andern, an die kleinbürgerlichen Familien das Problem heran, zu der zukünftigen Entwicklung Deutschlands Stellung zu nehmen. Die zwei Gruppen der Schülervereinigungen entsprachen zwei Gruppen des städtischen Kleinbürgertums. Auf der einen Seite diejenigen, die ihre Existenz und Zukunft bedingungslos mit der imperialistischen Politik verbanden, und die ihre Kin-

der als zukünftige Offiziere, Beamte, Ingenieure, Farmer von „Mitteleuropa" und „Groß- oder Überseedeutschland" sahen. Auf die Vorbereitung zu dieser Karriere, die damals eng mit der Zugehörigkeit zu studentischen Korporationen verbunden war, war das Leben und Treiben der aristokratischen Schülerverbände abgestimmt, in denen unter dem Mantel der Sportübungen die Nachahmung vorstudentischer Sitten mit heimlichen Saufgelagen, Ehrenhändeln, „Füchsen" und „Leibburschen" bis zu kollektiven Bordellbesuchen an der Tagesordnung war. Auf der andern Seite das „gebildete" Kleinbürgertum mit einem Einschlag von zu freien Berufen „deklassierten" großbürgerlichen Elementen. Diese Familien verstanden die neue Entwicklung nicht und setzten ihr zum Teil einen romantisch-reaktionär gefärbten Widerstand entgegen oder machten sie nur zögernd und widerstrebend mit. In dieser zweiten Gruppe hatte das Familienleben sich Reste der „guten alten" bürgerlichen Kultur mit Musik- und Literaturpflege, bürgerlicher „guter Kinderstube" und einer protestantisch-puritanischen Moralität bewahrt. Aber auch in dieser Gruppe war die bürgerliche Familie, die bei den Offizieren, höheren Beamten und der neuen technischen Intelligenz überhaupt so gut wie nicht mehr bestand, in der Auflösung begriffen.

Ich habe überall, wo ich in der Vorkriegszeit mit den Familien der Wandervögel in Berührung kam, allerdings in vielen Abwandlungen und Schattierungen, dieses spezifische kleinbürgerliche Milieu mit noch ausgesprochenen positiven Kulturtraditionen angetroffen. Man muß noch hinzunehmen, daß der Wandervogel stärker entwickelt war auf den humanistischen Gymnasien, weniger in den Realgymnasien und in seiner Anfangszeit fast gar nicht in den Realschulen. Er war also nicht nur beeinflußt von den Elternhäusern, in denen sich eine bürgerliche Kulturtradition erhalten hatte, sondern auch von den Schulen, in denen wenigstens äußerlich humanistische bürgerliche Kulturtraditionen gepflegt wurden. Es mag paradox klingen — und doch ist es so: die deutsche Jugendbewegung ist nicht zu trennen von der Familie des gebildeten städtischen Kleinbürgertums und vom humanistischen Gymnasium des Vorkriegsjahrzehnts. Wynekens Feststellung, daß eine eigentliche Opposition des Wandervogels zur Schule nicht bestand, ist richtig. Diese Jugend lebte durchaus nicht so isoliert von der „Welt der Erwachsenen", wie es ihr vorkam, sie stand nicht außerhalb der Gesellschaft. Auch als sie sich von der Schule abwandte und in der Freizeit das Elternhaus mied, um sich „draußen" ein eigenes Leben aufzubauen, konnte sie nur Wege beschreiten, auf die Elternhaus und Schule sie gelenkt hatten, nur Dingen nachgehen, auf die sie durch Elternhaus und Schule aufmerksam gemacht worden war. Die Abwendung von diesen zwei ihr Leben beherrschenden Mächten kam dadurch zustande, daß weder Schule noch Elternhaus verwirklichen konnten, was sie versprachen. Das Erbe der bürgerlichen Kultur entglitt ihnen, seine Pflege erstarrte in Textpräparationen und Aufsatzthemen und ging unter in Zukunftssorgen, erzwungener Heuchelei, vaterländischem Unterricht. Die Jugend, die ernst nahm, was ihr Schule und Elternhaus als Vermittler einer großen positiven Vergangenheit nahebrachten, mußte sich

von den Vermittlern abwenden und auf eigene Faust versuchen, bei den Quellen selbst zu finden, was sie anzog.

Was dabei herauskam, als die Jugend des städtischen Kleinbürgertums dieses Abenteuer unternahm, war sehr verschiedenartig. Weder der Elan noch das mitbekommene Bildungsgut reichten sehr weit. Es war nicht mangelnder Wille oder Trägheit, sondern Schwäche — Schwäche des Jugendalters und Schwäche des ursprünglichen Kulturantriebs aus Elternhaus und Schule — wenn der Wandervogel, wie Wyneken sagt, „jede höhere Kultur, die auf komplizierten Vorbedingungen beruhte und in die einzudringen größere Arbeit erforderte ... verdächtigte". Das Niveau der Kultur- und Kunstpflege im Wandervogel der Vorkriegszeit war übrigens nicht überall so tief, wie es nach dieser Bemerkung Wynekens erscheinen könnte, und wie es in der Nachkriegszeit fast ausschließlich war. Es gab in dieser frühen Periode der Jugendbewegung Gruppen, in denen sowohl das Studium der Vergangenheit und ihrer Kultur, als auch die künstlerische Betätigung mit großem Ernst betrieben wurde und ausgesprochene Qualität besaß. Die bonner Wandervogelgruppe, in der ich großgeworden bin, gehörte neben den Gruppen von Darmstadt, Steglitz, Leipzig, Bielefeld, Karlsruhe und anderen zu dieser kulturellen „Vorhut" der Bewegung. Ich kann von mir sagen, daß ich es ganz dem Wandervogel zu verdanken habe, wenn ich schon sehr früh ein lebendiges Verhältnis zum großen Erbe der deutschen Kultur auf allen Gebieten und einen über das ganze Leben reichenden Impuls zur ständigen Vertiefung und Ausweitung dieser Beziehungen erworben habe. Bei näherem Zusehen erkennt man übrigens schnell, daß die „Jugendkultur" des Wandervogels der Vorkriegszeit überall da ein solches relativ hohes Niveau erreichte, wo an führenden Stellen Jugendliche standen, deren Elternhaus noch ein wirklich kultiviertes Milieu darstellte und die im Gymnasium auf begabte und anregende Lehrer gestoßen waren — ohne daß doch weder die Eltern noch die Lehrer irgendeinen unmittelbaren Einfluß auf das Leben der Wandervogelgruppen hatten.

Am andern Flügel der Bewegung standen Gruppen, deren „Betrieb" sich auf die äußerliche Übernahme gewisser leicht zugänglicher Formen der „Jugendkultur", auf ein reichlich stupides Herumwandern, Klampfenschlagen, Abkochen und Volkstanzgehupfe beschränkte. Dazwischen lagen alle Schattierungen von Versuchen, dem Leben der Gymnasialjugend außerhalb von Schule und Elternhaus einen eigenen Inhalt zu geben, nüchtern gesagt: die Freizeit der Gymnasiasten durch körperliche, geistige und künstlerische Betätigung mit ausschließlich eigenen Kräften, vorwiegend in freier Luft, ohne Mitwirkung und Kontrolle von seiten Erwachsener auszufüllen.

Das Wandern, das tage- und wochenlange Herumziehen in den schönsten Gebieten Deutschlands, wo die Jugend gleichzeitig mit der ungewöhnlich ansprechenden Natur des Landes, den reichen Resten früherer Kulturen und dem — idealisiert aufgenommenen — bäuerlichen Leben in Berührung kam; der dabei entstehende betont „spartanisch-einfache" Wanderstil; die „Nester", „Buden" und „Landheime", eine Art von Jugendklubs mit Vorlese- und

Sing-Abenden — das alles war der äußere Rahmen für die Entwicklung einer romantischen Naturschwärmerei und auf die Vergangenheit eingestellten Kunstpflege. Gemeinsam war der ganzen Bewegung zunächst einmal der „Wanderstil": Fußmarsch, Selbstverpflegung an Lagerfeuer, Übernachten im Heu bei Bauern oder unter freiem Himmel. Gemeinsam war ferner das bei diesen Wanderungen geweckte Interesse für die Kultur der Vergangenheit und für die Reste der bäuerlichen Volkskunst. Gemeinsam war schließlich ein bestimmter Lebens- und Verkehrsstil der Jugend untereinander: eine stark ausgeprägte Kameradschaft, eine große Offenheit und Natürlichkeit, ein ausgesprochener Kultus des Körperlichen.

Heute, wo alle diese Dinge in gewissem Grade zu Selbstverständlichkeiten geworden sind, läßt sich die Rückwirkung dieser „Jugendkultur" auf das Lebensgefühl der Jugend und auf den Charakter des Einzelnen schwer vorstellen. Damals waren das alles Dinge, die Schritt für Schritt gegen den Widerstand der Erzieher und später der öffentlichen Meinung *erkämpft* werden mußten. Dieser ständige Kleinkampf stärkte das Zusammengehörigkeitsgefühl, erzog eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber der öffentlichen Meinung und einen Frondeur-Geist, aber auch jenes peinliche und gefährliche Gefühl des „Auserwähltseins", jene „Hybris" auf die vor kurzem A. Stübs in einem Aufsatz in der „Weltbühne" hingewiesen hat und die er richtig als eine der Brücken bezeichnet. über die der Faschismus den Weg zu dieser kleinbürgerlichen Jugend finden konnte.

Ich habe das alles absichtlich so trocken und nüchtern aufgezählt. Die Aufzählung gibt auch nicht im Entferntesten eine Vorstellung davon, was dieses Jugendleben für die bedeutete, die daran teilnahmen. Aus zahllosen kleinen Erlebnissen und Handlungen entstand nicht so sehr eine Gesinnung (noch viel weniger eine Denkweise oder ein Gedankensystem) als eine Stimmung, eine Atmosphäre, eine menschliche Verhaltungsweise. Man kann in dem Ganzen den naiven und wirklich kindlichen Versuch sehen, in primitiver Weise die Trennung von Stadt und Land, von körperlicher und geistiger Betätigung, von Beruf und Bildung, kurz, die Wirkungen der kapitalistischen Arbeitsteilung individuell zu überwinden und das Ideal des Menschen zu verwirklichen, das die Ideologen des bürgerlichen Humanismus zu Beginn des bürgerlichen Zeitalters aufgestellt haben. Das dürfte der Wahrheit ziemlich nahekommen. Was das Erlebnis dieser Jugend in der Praxis war — das darzustellen ist der Feder des Publizisten versagt. Hier bedürfte es des Dichters. Ich kenne in der deutschen Literatur nur eine Schöpfung, die — für eine sehr andere Zeit und andere Lebensumstände — eine ähnliche Stimmung und ein ähnliches Lebensgefühl der Jugend künstlerisch gestaltet hat: die Schilderung der Jünglingsjahre in Gottfried Kellers „Grünem Heinrich", die das Ende des zweiten und den Anfang des dritten Buches ausmachen.

Wollte man die ganze Bewegung auf eine kurze Formel bringen, so könnte man den Wandervogel den *jugendlichen Don Quijote der sterbenden bürgerlichen Gesellschaft nennen*: hier wurde zu einer Zeit, wo es

schon gar nicht mehr möglich war, die bürgerliche Kultur und ihr Menschenbild noch einmal ernst genommen — mit der ganzen Naivität, aber auch mit dem ganzen Schwung einer vom Ernst des Lebens kaum berührten, in bescheidenen, aber relativ gesicherten Verhältnissen aufwachsenden Jugend.

Das war ein edles und schönes Unterfangen (man kann hier schwer andere als solche pathetischen Worte verwenden). Der Wandervogel jener Zeit hat die Jugendjahre derer, die an ihm teilgenommen haben, verklärt, hat etwas von dem schönen Ethos der Jünglingszeit in ihnen erhalten und diesen Menschen so für ihr ganzes Leben etwas Unverlierbares hinterlassen, wie es eben nur sehr glücklich und harmonisch verlebte Jugendjahre tun. Aber das war der Fall nur da, wo es wirklich bei einer „Jugendkultur" blieb, das heißt solange die Bewegung sich darauf beschränkte, wie Wyneken sagt, „für die *Jugend* Lebensformen zu finden, die einerseits dem Wesen und den Bedürfnissen der Jugend entsprechen, andererseits auch wirklich den Namen Kultur verdienen". Aber dabei *konnte* es dem Wesen der Sache nach nicht bleiben. Es ging dem Wandervogel um den ganzen Menschen, wie es der Kultur, deren Erbe diese Jugend auf ihre schwachen Schultern zu nehmen versuchte, um den ganzen Menschen gegangen war. Der Kulturimpuls, der sich im Wandervogel mit dem allgemeinen jugendlichen Freiheitsdrang und dem Sehnen nach großen und schönen Lebensinhalten verband, drängte über den Rahmen der jugendlichen Altersstufe hinaus. Jenseits der Jugend jedoch war dieser Drang unter den gegebenen Umständen nicht mehr zu verwirklichen. Aber auch eine wirkliche „Jugendkultur" wie sie Wyneken vorschwebte, war in dieser Gesellschaft nicht möglich und ist in einer anderen, vom Kapitalismus befreiten Gesellschaft überflüssig. Die ganze Jugend-Don-Quijoterie trug den Todeskeim in sich. Sie war steril, wie die Taten des sinnreichen Ritters von der traurigen Gestalt — und war und bleibt doch mittelbar fruchtbar, wie diese Gestalt.

WIRKUNG UND AUSKLANG

Wenn wir heute von „Jugendbewegung" und „freideutsch" reden, so denken wir unwillkürlich mehr an die Nachkriegszeit, wo die Bewegung wirklich große Massen der verschiedensten sozialen Schichten erfaßte. Das Wandern mit all dem vom Wandervogel geschaffenen Drum und Dran, mit Lagerfeuer, Volkslied, Nestabend, Volkstanz und Nacktbaden verbreitete sich geradezu epidemisch.

Dabei vollzog sich ein dreifacher Prozeß:

Die ursprüngliche Freiwilligkeit und Freiheit der Bewegung ging nach und nach verloren. Die alte, ungeschriebene Verfassung, eine eigenartige Mischung von Demokratismus und Oligarchie, bei der die Führer unbedingt gewählt wurden, aber, einmal gewählt, absolute Autorität besaßen und als kollegiale Führergruppe den ganzen Betrieb leiteten, verschwand. Die alten Wandervogelverbände selbst, die sich inzwischen in die verschiedensten Strömungen gespalten hatten, gerieten fast ausnahmslos unter die Leitung einer

Schicht von „ewigen Wandervögeln", die dem Problem einer ernsthaften Auseinandersetzung mit der Welt der Erwachsenen dadurch aus dem Wege gingen, daß sie im Berufsleben irgendein Kompromiß schlossen, die Betätigung ihrer „Gesinnung" auf die in der „Führung" der inzwischen nachgewachsenen Generation des Wandervogel beschränkten. Neben den ehemals freien, von der Jugend selbst geschaffenen Wandervogelverbänden entstanden zahllose, von oben her organisierte Wandervogelvereine, findige Direktoren organisierten an ihrer Anstalt einen Schul-Wandervogel, protestantische Geistliche gründeten einen evangelischen Wandervogel usw., kurz: die Behörden hatten endlich gemerkt, daß sie die Jugend mit ihren eigenen Waffen schlagen konnten.

Parallel hierzu vollzog sich eine Veräußerlichung der Bewegung, die ein allgemeines Sinken des Durchschnitts der „Jugendkultur" mit sich brachte. Es gab zwar noch Gruppen, die den ganzen Zauber der alten Bewegung und das hohe Niveau ihrer besten Zeiten und Zentren bewahrten. Aber sie waren in der Minderzahl und verschwanden nach und nach. Im allgemeinen wurde der „ewige Wandervogel" tonangebend, der brave Spießer, für den sich die „Jugendkultur" zu einem Komplex von Riten, zu einer billigen „Lebensreform" verdünnt hatte.

Viel bedeutsamer war das politische Resultat dieser beiden Prozesse; der ihrer Freiheit und Selbstverwaltung beraubten und unter dem vorwiegenden Einfluß der simpeln „ewigen Wandervögel" geratenen Verbände der Schuljugend bemächtigten sich die „Völkischen". Dieser Prozeß hatte schon in der Vorkriegszeit begonnen. Schon damals war auf dem Umweg über die Beschäftigung mit der frühesten deutschen Vergangenheit, mit Heldensagen und Runen, auch das Hakenkreuz im norddeutschen Wandervogel aufgetaucht. In Österreich und in Bayern war schon der Antisemitismus eingedrungen.

Neben dieser Verschiebung des Charakters der kleinbürgerlichen Jugendbewegung vollzog sich aber noch ein anderer Vorgang. In der Nachkriegszeit griff die „Jugendkultur" zum erstenmal auf die proletarische Jugend über. Das geschah zunächst spontan. Junge Arbeiter und Arbeiterinnen folgten in ihrer Freizeit dem Beispiel der Gymnasialjugend und wanderten in die Umgebung der Städte hinaus. Sehr schnell übernahm die sozialdemokratische Arbeiterjugend diese Praxis. Die Partei förderte diese Bestrebungen, die ihren Bemühungen, die Jugend von der Politik fernzuhalten, entgegenkamen. Die Pflege der „Jugendkultur" nach Wandervogelart wurde bald zum Hauptinhalt der sozialdemokratischen Jugendvereine. Zu der Praxis kam schnell die Theorie: der „natürliche und gesunde" Lebensstil der Jugend wurde zum Vorboten des „sozialistischen Menschen" erklärt; ja, einige Theoretiker gingen so weit, zu behaupten, die Jugendbewegung in ihrer früheren Gestalt sei zur Unfruchtbarkeit verurteilt gewesen, weil sie nur von kleinbürgerlichen Schichten getragen wurde — in den Händen der proletarischen Jugend käme sie erst zu ihrer wahren, sozialistischen Bestimmung, die sozialistische Jugend sei der legitime und eigentlich erst würdige Erbe der vom Kleinbürgertum angebahnten Jugendkultur. Die Führung der

sozialdemokratischen Arbeiterjugend war so überzeugt von der Richtigkeit dieser Theorie, daß sie innerhalb der Sozialistischen Jugendinternationale für die Übernahme dieser Form des Vereinslebens mit Wandern, Singen und Tanzen eine große Propaganda entfaltete, Instrukteure und ganze Gruppen in die skandinavischen Länder, nach Holland und Belgien entsandte.
Die Ausbreitung der aus dem Wandervogel stammenden Jugendkultur auch auf breite Schichten der proletarischen Jugend war so allgemein, daß selbst die Kommunistische Jugend Deutschlands ihr nicht entgehen konnte. Da immerhin nur ein Teil der arbeitenden Jugend an dieser Art der Freizeitgestaltung Geschmack fand, entstand die Gefahr, daß die Kommunistische Jugend, indem sie zu ausschließlich diese Formen übernahm, sich sektiererisch von der Gesamtheit der Arbeiterjugend, vor allem von den unmittelbar im Betrieb stehenden Jugendlichen isolierte. Die Reaktion, die angesichts dieser Gefahr in der Kommunistischen Jugend einsetzte, schüttete allerdings das Kind mit dem Bade aus. Der völlige Verzicht auf die Ausnutzung der nicht rein politischen Tendenzen der arbeitenden Jugend und die betonte Hervorkehrung einer gewissen „Rauhbeinigkeit" gegenüber dem verpönten „Latschertum" führte zu einer neuen Isolierung. Erst im Zuge der Entstehung einer antifaschistischen Jugendbewegung als Peripherie der Kommunistischen Jugend wurden diese beiden Extreme vermieden. Es würde hier zu weit führen, all diese Vorgänge genauer zu untersuchen. Das Wichtigste ist, daß sich, abgesehen von der politischen Differenzierung in der Nachkriegszeit, einerseits eine Veräußerlichung, anderseits eine massenhafte Ausbreitung der Bewegung vollzog. Aufeinander bezogen erlauben diese beiden Tatsachen wenigstens einen Schluß: die im Wandervogel in einer bestimmten Gruppe des städtischen Kleinbürgertums entstandene „Jugendkultur" hat sich als außerordentlich lebensfähig erwiesen. Diese Lebensfähigkeit beruht nicht auf der „Gesinnung", die die „Freideutsche Jugend" aus ihr herauszudeuten und in die bekannte Formel zu gießen versucht ist:

„Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten."

Diese Formel ist nur eine schattenhafte Abstraktion. Sie trifft weder subjektiv noch objektiv das, was diese Jugend „bewegte". Deren Leben war von Fleisch und Blut, von einer bunten Konkretheit. Nicht der in der Meißner-Formel ausgedrückte liberale Individualismus hat so stark auf die deutsche Jugend einschließlich der proletarischen Jugend eingewirkt, sondern die Gesamtheit der praktischen Freizeitgestaltung der Jugend, eben jene wenn auch noch so rudimentäre „Jugendkultur", von der Wyneken spricht, in der der allgemeine Freiheitsdrang der Jugend einer sozial begrenzten und zukunftslosen Gesellschaftsschicht sich mit den letzten noch lebendigen Resten bürgerlicher Lebenskultur und Menschenauffassung verbunden hatte.

JUGENDBEWEGUNG HEUTE UND MORGEN

Was fangen wir heute mit dieser Jugendbewegung an, wir als Antifaschisten? Hat sie nur historisches Interesse für uns? Bedeutet die Tatsache, daß die

kleinbürgerliche Jugendbewegung fast ausnahmslos das Eindringen des Faschismus in diese Schicht der deutschen Jugend gefördert hat; daß die Orientierung auf eine „sozialistische Jugendkultur" die Widerstandskraft der sozialdemokratischen Arbeiterjugend gegen den Faschismus nicht erhöht hat; daß die Faschisten sich heute der äußerlichen Form der alten Jugendbewegung in der Hitlerjugend demagogisch bedienen, um Massen der deutschen Jugend ihrer Kriegs-, Raub- und Mordpolitik dienstbar zu machen — bedeutet das alles, daß wir hinter diese eigenartige Bewegung ein Kreuz setzen, ja sie als feindlichen Faktor zu betrachten haben?

Der in vieler Hinsicht improvisierte und natürlicherweise sehr lückenhafte und gewiß nicht fehlerfreie Versuch einer Analyse, den ich hier unternommen habe, genügt wohl nicht, um die Frage eindeutig und klar zu beantworten; aber mir scheint, daß das Gesagte doch ausreicht, um eine kategorische Verneinung der Bewegung, um einen Verzicht auf die Ausnutzung in ihr steckender und fortwirkender Elemente als unrichtig erscheinen zu lassen.

Einfach negieren können wir sie jedenfalls nicht. Sie ist auch keine rein historische Angelegenheit. Bei allen Wandlungen, die sie durchgemacht hat, sind wesentliche Elemente aus ihrer Anfangszeit heute noch lebendig und wirksam. Und sie wirken *nicht* automatisch zugunsten des Faschismus.

Der soziale Boden, aus dem einst der Wandervogel entstand, war ideologisch bestimmt. Die daraus als ein Komplex von Lebensformen der Jugend entstandene „Jugendkultur" war ideologisch „multivalent", wenn nicht indifferent. Die ideologischen Voraussetzungen der Gründungszeit starben mit der fortschreitenden Zersetzung der kleinbürgerlichen Familienkultur und des humanistischen Gymnasiums ab. Was sich „ansteckend" fortpflanzte, waren die äußeren Formen. Aus den historischen Bedingungen der Nachkriegszeit ergoß sich in diese Formen ein neuer, reaktionärer Inhalt. Das war, in kurzen Worten, der Gang der Entwicklung der Jugendbewegung bis in die jüngste Zeit. Aber die historischen Bedingungen ändern sich weiter. Unter der faschistischen Diktatur gehen neue gesellschaftliche Verschiebungen gerade auch in den sozialen Schichten vor sich, deren Jugend in der einen oder anderen Weise noch „Jugendkultur" pflegt.

Ich habe jetzt Deutschland seit genau sechs Jahren nicht mehr gesehen. In diesen sechs Jahren sind Veränderungen vor sich gegangen, von denen man sich draußen bestimmt in keiner Hinsicht eine wirklich anschauliche Vorstellung machen kann. Aber eins kann man sagen: *es gibt mehr Unverändertes im Lande als Verändertes.* Ich meine damit Folgendes: Die große Mehrzahl der in Deutschland lebenden Menschen hat den weitaus größten Teil ihres Lebens unter Umständen verbracht, wo es keine faschistische Diktatur gab. Unter diesen Umständen haben sich ihre Charaktere, ihre Sitten und Gebräuche, ihre psychischen und geistigen Reaktionen herausgebildet. Das verändert sich nicht so schnell. Fast unverändert geblieben ist, trotz Autostraßen, Thing-Plätzen und Befestigungswerken der äußere Rahmen des Lebens, die deutsche Landschaft, die Städte, Flüsse und Dörfer mit den zahllosen Zeugnissen einer Kultur, von denen jedes ein Schlag ins Gesicht der faschistischen Kultur-

theoretiker bedeutet. Unverändert geblieben ist das Kulturgut der deutschen Vergangenheit. Gewiß, es ist amputiert; die Bibliotheken und Museen sind „gereinigt" worden; was von alter Kunst in neuen Büchern, auf der Bühne, im Konzertsaal dargeboten wird, ist verfälscht und entstellt. Aber wer anders als die kurzsichtigen Goebbelse wird im Ernst glauben, man könne durch solchen Hokuspokus die Sprengkraft der reichen deutschen Kultur unschädlich machen und den antibarbarischen Heiltrank des deutschen Geistes in faschistisches Gift verwandeln? Wo lebendige und vor allem jugendliche Geister mit allen diesen Dingen und Werten, die die Nazis auch beim besten Willen nicht gänzlich vom deutschen Boden vertilgen und nicht einmal ernsthaft und auf die Dauer fälschen können, in unmittelbare Berührung kommen, kann und wird — die Praxis hat es im Theater schon weithin sichtbar gemacht — dabei für die Faschisten nichts Gutes herauskommen.

Die historischen Bedingungen, unter denen einst aus den Reihen des gebildeten städtischen Kleinbürgertums im Vorkriegsdeutschland der Wandervogel und die „Jugendkultur" entstand, sind vorbei, diese Situation wird sich so nie mehr wiederholen. Aber dafür gehen andere Dinge im Lande vor, die zwar keine „Renaissance" des Wandervogels herbeiführen, die aber unter den fortbestehenden und fortwirkenden alten Formen der „Jugendkultur" (die ja auch die Hitlerjugend zum großen Teil zu übernehmen gezwungen war) neue Inhalte entstehen lassen können.

Ich weiß aus verschiedenen zuverlässigen Quellen, daß sich heute in Deutschland in dem Milieu, aus dem seinerzeit der Wandervogel entsprang, eine Art von Wiederaufbau kleinbürgerlicher Familienkultur mit Vorlesen und Musizieren, mit Sorge um gute Kinderstube und „Herzensbildung" vollzieht. Im faschistischen Lande, wo das ganze öffentliche Leben einer rohen und weniger als halbgebildeten Soldateska ausgeliefert ist, ist dieser Vorgang schon an und für sich ein bezeichnendes Symptom und nicht die schlechteste Form des Protestes enttäuschter Kleinbürger. Aber daneben gibt es andere Prozesse in anderen Schichten, die dafür sprechen, daß unter dem Druck der faschistischen Barbarei die „Kultur" für das Volk einen neuen Klang bekommen hat. Das Wort klingt nicht mehr nach Vergangenheit, sondern nach Zukunft!

Unter diesen Umständen kann, ja muß die Weiterpflege der „Jugendkultur", selbst entstellt und mit militärischem Drill durchsetzt, wie in der Hitlerjugend, zu ganz überraschenden Resultaten führen. Ich habe Deutschland und die deutsche Jugend von heute nicht vor Augen. Aber ich sehe und höre sie, wie ich tausende von Menschen sehe und höre, mit denen ich ein Dritteljahrhundert gemeinsam in Deutschland verlebt habe, und deren Gedanken und Gefühle ich kenne.

Ich sehe deutsche Jungen und Mädchen auf Wanderfahrten in den herrlichen Gegenden, die wir durchstreift haben. Aus diesen Wäldern und Tälern, aus diesen Kirschalleen und beschneiten Bergabhängen, aus den Liedern, die auch wir gesungen und den Tänzen, die auch wir getanzt haben, wächst ihnen nicht der „Wille zum Tode" zu, den die Nazis in der Ahnung ihres Ragnarök

von der Jugend verlangen, sondern der Wille zum Leben. Burgen und Dome, Brunnen und Marktplätze führen nicht ohne weiteres zum „Mythos des XX. Jahrhunderts"; und ein so unschuldiger Felsen wie die Loreley erweckt gar schon ketzerische Gedanken. Dort draußen regt sich der Drang zur Ungebundenheit und läßt die zweifelhafte Autorität des aufgezwungenen Hordenführers als lästig und drückend empfinden; beim kleinen „Führer" fängt die Kritik an . . . Die Gespräche mit den Bauern dürften auch nicht immer dazu angetan sein, feinhörige und skeptische junge Menschen von der Richtigkeit der Darréschen Agrarpolitik zu überzeugen; zumal wenn man nach langer Wanderung Hunger hat, und es zu dem in Ermangelung von Kanonen mit Marmelade bestrichenen Brot keine Milch zu kaufen gibt. Ohne daß er den Ursprung kennt, wird manchem schließlich auf solchen Wanderfahrten ein Wort von Wyneken in den Sinn kommen, ein Wort, das er vor der Jugend auf dem „Hohen Meißner" gesprochen hat:

„Wenn ich die leuchtenden Täler unseres Vaterlandes hier zu unseren Füßen ausgebreitet sehe, so kann ich nicht anders als wünschen: Möge nie der Tag erscheinen, wo des Krieges Horden sie durchtoben."

Die Jugend, die wirklich deutsch und wirklich frei sein will, ist im „Dritten Reich" nicht ausgestorben!

Aber ich sehe und höre auch noch etwas anderes: mein Freund, mit dem ich den Leser im Anfang dieser Zeilen bekanntgemacht habe, lebt nicht nur hier, in meiner Nähe als antifaschistischer Emigrant. Er lebt heute auch in Deutschland. Zehntausende (genügt diese Zahl?), die ihm mehr oder weniger ähnlich sind, leben dort. Sie können nicht mit uns reden, aber sie treffen sich, sie unterhalten sich miteinander, wie sie auch zusammen musizieren, einander Bücher empfehlen und besprechen, über lang vergangene Zeiten plaudern — aber auch über die Zukunft! Menschen mit einem Zug in ihrem Wesen, der ihnen manchmal etwas „Fremdes" gibt. Aber das Fremde klingt *dort* anders. Auch die Erinnerungen an die alte Zeit mit „Weißt du noch?" und „Warst du nicht auch einmal dort?", die bei den einen Gewissensbisse auslöst, bei den anderen ein Glücksgefühl, bei allen aber eine große Sehnsucht — auch diese Erinnerungen haben dort einen anderen Klang — sie bedeuten nicht mehr nur Vergangenheit, sie bedeuten auch Zukunft, wie die Herrschaft der Nazibarbaren ja so manches scheinbar Vergangene und Überwundene zu Zukunftszielen gemacht hat.

Das alles gibt es im Deutschland von heute.

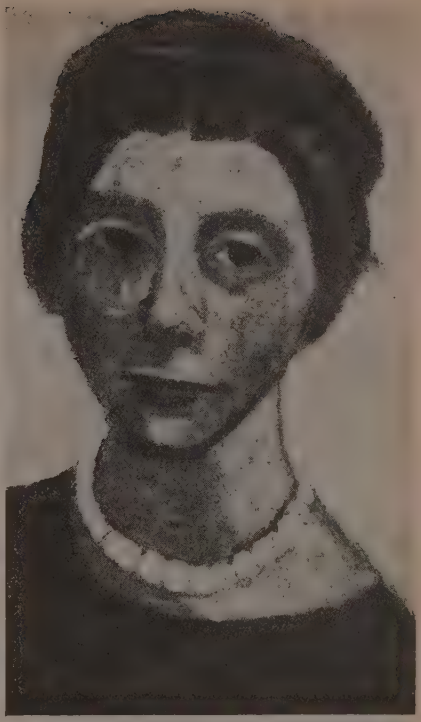
Gewiß: die potentiellen Energien, die die Reste der „Jugendkultur" im heutigen Deutschland zweifellos entstehen lassen, sind schwach im Vergleich mit dem Explosivstoff, den Unterdrückung, Ausbeutung, Betrug und Kriegshetze gegenwärtig bei Arbeitern und Bauern anhäufen — so wie die ganze Jugendbewegung, gemessen an der großen Massenbewegung der werktätigen Klassen fast bedeutungslos erscheint. Aber beim Endkampf um die Wiederbefreiung Deutschlands und beim Ausmisten des Augiasstalls, den wir vorfinden werden, können wir der Bundesgenossen und Helfer nicht genug haben.

PAULA MODERSOHN-BECKER

Zum Gedächtnis einer Frühverstorbenen

von

Heinrich Vogeler



Selbstporträt

Am 21. November 1907 starb die deutsche Malerin Paula Modersohn-Becker im einunddreißigsten Lebensjahr nach einer kurzen, siebenjährigen künstlerischen Tätigkeit. Eine kühn begonnene Linie der neueren Malerei auf dem Wege zur monumentalen Kunst wurde durch ihren Tod unterbrochen.

Unbekannt während ihres Lebens, bei ihren beiden Ausstellungsversuchen verlacht und verhöhnt vom Bürgertum, von der Presse „verrissen", zog sich Paula Modersohn-Becker scheu zu intensivster Arbeit zurück und zeigte fast niemandem ihre Bilder, so daß das große hinterlassene Lebenswerk selbst die nächsten Freunde überraschte und bald weite Kreise der Künstlerschaft erregte. Die Kunstgelehrten waren gezwungen, die Verurteilung als Dilettantismus zu bezeichnen. Im Kunsthandel kletterten die Preise der Bilder Paula Modersohn-Beckers aus dem Nichts in fantastische Höhen. Die Sammler kauften, die Museen kauften, die Bürger kauften. Für die Faschisten ist diese Kunst, die mit erschütternder Kraft das Leben und die Psyche der norddeutschen Armbauern im Teufelsmoor darstellt, ein Beispiel der „Entartung deutscher Kunst".

Die Fehlschläge, die der Künstlerin die Ausstellungsversuche einbrachten, hinterließen bei ihr keine Spur von Resignation. Völlig unsentimental veranlagt, steigerte sich nur ihre Schöpferkraft. Sie fühlte in sich sowohl die Verpflichtung als auch die Glücksmöglichkeit, zu einer Totalität menschlicher Lebensäußerung zu kommen. So brachten alle Leiden, die ihr zum

Bewußtsein kamen, Erkenntnisse und die Erfahrung, daß ihr durch den Kampf neue Züge eigener Wesenskraft klar wurden und ihr Richtung und Ziel gaben.
So war Paula Modersohn-Becker: jubilierend ging sie durch die Welt und neben ihr schritt der Tod, mit dem sie im Gedanken an eine frühzeitige Abberufung ein eigenartiges Verhältnis hatte, wie wir es aus ihrer schriftlichen Hinterlassenschaft wissen. Sie schrieb:

„Mir kamen heute beim Malen die Gedanken her und hin, und ich will sie aufschreiben für meine Lieben. Ich weiß, ich werde nicht sehr lange leben. Aber ist das denn traurig? Ist ein Fest schöner, weil es länger ist? Und mein Leben ist ein Fest. Meine Sinneswahrnehmungen werden feiner, als ob ich in den wenigen Jahren, die mir geboten sein werden, alles, alles noch aufnehmen sollte. Mein Geruchssinn ist augenblicklich erstaunlich fein. Fast jeder Atemzug bringt mir neue Wahrnehmungen von Linden, reifem Korn, von Heu und Reseden. Und ich sauge alles in mich auf. Und wenn nun die Liebe mir noch blüht, vordem ich scheide, und wenn ich drei gute Bilder gemalt habe, dann will ich gern scheiden mit Blumen in den Händen und im Haar."

Worpswede, ein norddeutsches Moordorf mit einer kleinen Künstlerkolonie, und Paris — das waren die beiden Pole ihres gestaltenden Lebens. Paula Becker hatte sich, als sie den Landschaftsmaler Otto Modersohn heiratete, ausbedungen, ihren kleinen Arbeitsraum bei einem Kleinbauern im Moor beizubehalten. Das kleine Bauernhaus war von der Landstraße durch eine haushohe Weißdornhecke getrennt. Niemand suchte sie hier auf: das war wie eine stille Abmachung, wie eine tiefe Achtung, die man dieser Frau entgegenbrachte. Verließ Paula Modersohn-Becker ihren Arbeitsraum, so ging sie über die breite Viehdiele zum hinteren großen Haustor hinaus; vor ihr lag das weite flache Moorland mit dem smaragdgrünen Roggenstreifen des Kleinbauern. Dann wanderte sie an den dunklen Torfgruben entlang und war bald am Moordamm, der die Äcker trennte und der mit dem seitlichen Schiffgraben als Verkehrsader die Dörfer verband. Hier lag die Welt, in der sich ihre Kunst gestaltete. Hier lagen die Hütten der Häuslinge, die sich bei den Kleinbauern durch schwere Moorarbeit, durch Torfmachen ihr Wohnrecht abverdienen mußten. Die schornsteinlosen Hütten mit dem offenen Feuer im Vorplatz hatten nicht einmal Seitenwände. Zeltartig wuchs das bemooste, mit Birkenbäumchen bewachsene Dach über den Wohnraum. Vorn war die Tür, hinten das Fenster dieser primitiven Behausung; an dem sonnigen Moordamm hüteten die Kinder die Ziegen und spielten mit den Geschwistern. Katzen und Hunde gesellten sich zu ihnen. Paula lebte mit den Kindern, malte die liebgewonnenen kleinen Geschöpfe und ihr fantastisches Spiel. Dann malte sie die durchfurchten Gesichter der Bauern und der alten Frauen. Vor allem aber malte sie die Mütter mit den Jüngsten. Nie finden wir bei Paula Modersohn-Becker eine Spur von Elendsmalerei, und doch wühlt uns die erschütternde Kraft des Ausdrucks dieser Menschen auf. Wir sehen das naive Spiel der Kinder mit den Dingen der Natur, mit Bäumen, Blumen und Tieren, sehen alte Bauern und Armenhäusler, Mütter, die in ihrer primitiven Hingabe an das Kind für eine kurze Zeit die Schwere des Lebens vergessen: unge-

Alte Armenhäuslerin

weckt, fast hoffnungslos werden sie bald wieder mechanisch die schwere sechszinkige eiserne Moorhacke ergreifen, um den Acker, dessen weicher Boden den Pflug nicht trägt, umzureißen. Paula verstand diese Frauen und konnte Verstandenes übermitteln.

Sie selber litt unter anderen Fesseln, die das bürgerliche Leben ihr legte; unter der Gebundenheit an das hauswirtschaftliche Leben, an der Abhängigkeit vom Willen des Geliebten und der Einsamkeit, mit der sie ihren Weg

beschritt, ohne daß ihr Wärme und Verständnis für ihre ringende Arbeit entgegengebracht wurde. Hier aber schien alles dies zu versinken. Hier vergaß sie ihre persönlichen Bedrängnisse, wuchs sie hinein in das Schicksal dieser Menschen, wurde sie im Augenblick der Schöpfung wie diese Mütter und ihre Kinder. So stehen nun diese Bauernfrauen vor uns, wie sie waren vor dreißig Jahren. Noch hatte der Weltkrieg ihnen die Männer und Söhne nicht genommen, fern war noch die würgende Fessel faschistischer Zwangs- und Hungerwirtschaft, den Kleinbauern war noch nicht das letzte Stück Vieh geraubt.

Den Malern in der Künstlerkolonie ging es um die Jahrhundertwende nicht schlecht. Politische Analphabeten, lebten sie dahin in einem Kartenhaus von Romantik, das jeder Sturm, jede soziale Erschütterung umwerfen konnte, oder sie vegetierten von einem Tag in den anderen und malten, was ihnen die Natur gerade bot.

Bei der reichgewordenen Industrie- und Handelsbourgeoisie war ein starkes Bedürfnis nach Kunst vorhanden. Die deutsche Bourgeoisie hatte in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts begonnen, im Weltmaßstabe zu denken. Die großen Schiffahrtslinien waren gegründet worden, auch das mittlere Unternehmertum machte sich die imperialistische Gedankenwelt zu eigen. Die vorhandene spießige, kleinbürgerliche deutsche Kunst konnte diesem nach Weltgeltung drängenden Bürgertum nichts mehr bedeuten. Dagegen fand es in der Kunst der französischen Impressionisten und deren Nachfolger das vor, was seiner Lebensart mehr entsprach; die französische Kunst eroberte sich den deutschen Kunstmarkt. Liebermann, der bedeutendste Nachfolger des französischen Impressionismus, begann um diese Zeit sich von seinen kraftvollen früheren Schöpfungen aus dem Arbeiterleben, aus dem Leben der holländischen Fischer zu lösen. Nun wurden bei ihm das Leben der eleganten Welt in den Seebädern, die blumigen Parks des Großbürgertums und die Bildnisse der Industrieherren die Motive seiner Kunst. Viele deutsche Maler versuchten, in größtmöglichem Tempo, die Meisterschaft der modernen französischen Kunst zu erreichen, zu deren Entwicklung fast hundert Jahre nötig gewesen waren. Diese Maler brachten es aber nur zu einer naturalistischen Verrohung. Daneben triumphierte, gestützt durch die offiziellen Regierungskreise, die den frühen Liebermann als Maler der Gosse bezeichnet hatten, der akademische Naturalismus, wie bei Arthur Kampf.

Im Gegensatz zu der impressionistischen Bewegung entstanden in einzelnen Gegenden Deutschlands kleine Inseln einer Heimatkunst: Dachau, Karlsruhe, Worpswede — sie kam jedoch auch nicht über einen flachen, dekorativen Naturalismus hinaus, ja oft erstarrte sie zum sogenannten Jugendstil.

Aus diesem chaotischen Gewoge individualistischer Experimente ragt Paula Modersohn-Beckers Kunst monumental hervor; sie schafft eine feste Grundlage zu einer realistischen monumentalen Malerei, die alles Zufällige vermeidet und durch Typisierung ihrer Vorwürfe das Allgemeine trifft, das

Gemeinsame starker menschlicher Erlebnisse: *hier liegt der fruchtbare Kern des kulturellen Erbes,* das diese große Künstlerin uns hinterließ.

GEMEINSAME STUDIENARBEIT

In der Malerkolonie Worpswede wurde Makensen, ein trockener akademischer Naturalist mit einem nüchternen Können, der Lehrer Paula Modersohn-Beckers. Zur Seite stand ihr eine junge Bildhauerin. Paula bewunderte an ihr die Freiheit und Kraft ihrer Lebensführung und den Ernst ihres künstlerischen Studiums. Sie liebte dies gleichartige starke Geschöpf, wenn es im flatternden weißen Sommerkleid, mit einem Hopfenzweig im dunklen Haar, auf dem Rade daherbrauste. Sie liebte sie, wenn sie dem kleinen Handwerker, bei dem sie wohnte, auf dem Acker half und sich selbst vor den Pflug spannte, um ihm die Kartoffeln auszuscharren.

Eine große gemeinsame Arbeit verband die beiden befreundeten Künstlerinnen. Eine Landarbeiterin mit einem lichten blonden Körper und schweren sonnenverbrannten Gliedern, saß ihnen Modell. Die zweiundzwanzigjährige Paula schrieb über diese Frau ihre Eindrücke nieder:

„Eine strotzende Blondine, ein Prachtstück der Natur, einen leuchtenden Hals in der Form der Venus von Milo. Sie ist sehr sinnlich. Doch Sinnlichkeit, natürliche Sinnlichkeit, muß sie nicht mit dieser zeugenden, strotzenden Kraft Hand in Hand gehen? Diese Sinnlichkeit hat mir etwas von der großen Mutter Natur mit den vollen Brüsten. Und Sinnlichkeit, Sinnlichkeit bis in die Fingerspitzen, gepaart mit Keuschheit, das ist das Einzige, Wahre, Echte für den Künstler."

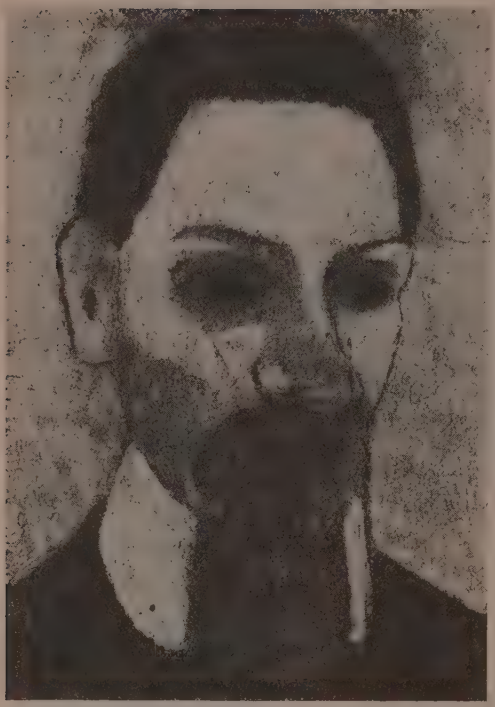
Wenn wir uns hier an die Worte von Marx erinnern:

„Sinnlich sein, d. h. wirklich sein, ist Gegenstand des Sinnes sein, sinnlicher Gegenstand sein, also sinnliche Gegenstände außer sich haben. Sinnlich sein ist leidend sein. Der Mensch als gegenständliches sinnliches Wesen ist daher ein leidendes empfindendes Wesen, ein leidenschaftliches Wesen. Die Leidenschaft, die Passion, ist die nach seinem Gegenstand energisch strebende Wesenskraft des Menschen" —

so fühlen wir, wie tief Paula Modersohn-Becker auf dem Wege ihrer eigenen Erkenntnisse die schöpferischen Probleme erfaßte.

Die beiden jungen Künstlerinnen arbeiteten mit tiefer Ergriffenheit und stillem Ernst. Im Beisein ihrer Freundin schuf die Bildhauerin ein großes Werk von überzeugender Lebenskraft. Leider zerschlug sie es später, als ihre künstlerischen Ziele andere Wege gingen. Paula Modersohn-Becker arbeitete in dieser Zeit an einem Studienwerk, das trotz strengster Sachlichkeit keine Spur von akademischer Nüchternheit trägt, sondern das unter ihren Händen zu einem monumentalen, lebendurchfluteten Kunstwerk wurde. Sie schaffte sich mit diesem intimen Werk eine Grundlage für die Freiheit und Beherrschung, auf der, weiterbauend, die Künstlerin an ihre späteren Arbeiten herangehen konnte.

Inzwischen kam ein schwerer Schlag für Paula in dem kameradschaftlichen Verhältnis der beiden Freundinnen zueinander: die Bildhauerin heiratete den bekannten Dichter Rainer Maria Rilke, und Paula sah mit Gram, wie sich das Wesentliche dieser starken Persönlichkeit veränderte. Paula, beseelt

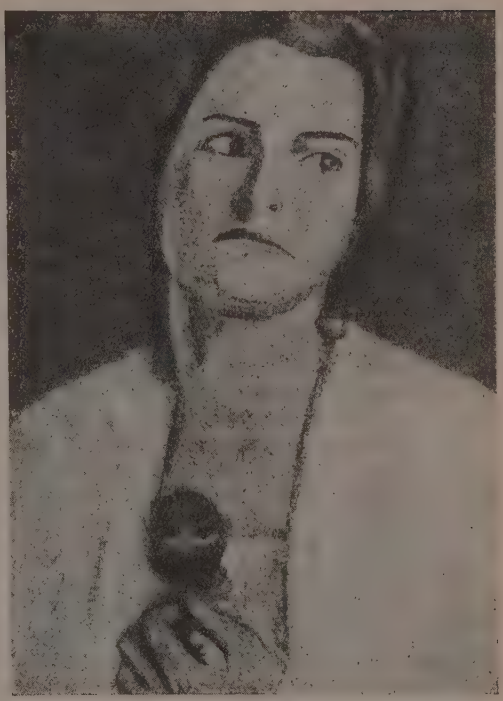


Rainer Maria Rilke

von einem unbezwingbaren Freiheitsdrang, selber aber durch ihre eben erfolgte Heirat beengt und gekettet an den Willen eines Mannes, belastet mit traditionellen häuslichen Pflichten, enttäuscht durch die Unmöglichkeit, gleiche künstlerische Ziele mit dem Lebensgefährten zu finden, sah sie nun, wie die Freundin das Wesentliche ihres Charakters immer mehr verhüllte unter dem Mantel mystischer Feierlichkeit, den Rilke ihr gab und sie zu tragen lehrte.

BILDNISSE

Diese Dinge sind notwendig zu wissen, um den eigentümlichen und starken Ausdruck der Bildnisse dieser beiden Menschen verstehen zu können. Paula malte sie. Das Bildnis der Frau des Dichters Rainer Maria Rilke ist wie ein schmerzhafter Abschied und wie ein Rückblick auf Verlorenes. Es ist das erschütternd empfundene Bildnis der Freundin, die für Paula alles Frohe und Freie zu verkörpern schien und nun, als Frau des Dichters, ihr Leben zur Feier machte und ihre Freiheit einmauerte in ihr wesensfremde Formen. Eine bräunliche schwarzhaarige Frau auf dunklem Grund im weißen Kleid. In der Hand hält sie eine dunkelrote Rose. Der Blick wendet sich schwermütig nach außen. Dagegen steht das Bildnis Rainer Maria Rilkes violett und seidengrau: mönchische Weltabgeschiedenheit und scheinbare Weichheit, hinter der sich eine fanatische und zielbewußte geistige Kraft verbirgt. Der eigentümlich sprechende Mund über dem schütteren Bart, der beobachtende glanzlose, wie nach innen gekehrte Blick der Augen — dies alles wirkt traumhaft faszinierend.
Häufig malte Paula Modersohn-Becker sich selbst. Da ist die etwas hausbackene Paula, die auf einer Haushaltungsschule zu lernen hat. Das Antlitz ist noch weich, der Mund hat noch eine jugendlich geschwungene Oberlippe.



Clara Rilke-Westhoff

Später kommen Bildnisse der sich ihrer Kraft bewußt werdenden Frau, die Oberlippe verliert alle Weichheit, energisch, gradlinig unterstreicht sie den klaren beobachtenden Blick der Augen. Andere Selbstbildnisse sind von einer fantastischen Farbenschönheit. Paula liebte es eine Zeitlang, diese Bildnisse schmal im Rahmen aufzubauen. Manchmal erinnern die Bilder mit ihrem lebendigen Augenausdruck an die Werke der griechischen Maler, an jene bildnisgeschmückten schmalen Holzplatten, die man im Altertum den mumifizierten Toten in Ägypten mit ins Grab gab. Die pastöse Maltechnik dieser griechischen Maler finden wir auch bei Bildern Paula Modersohn-Beckers wieder; sie nutzte sie im Bestreben, die lebendige Bewegtheit des Tones zu bringen, ohne etwas von der Einfachheit und Klarheit der Form und der Farbe aufgeben zu müssen. Gern malte Paula Modersohn-Becker ihre eigene Körperlichkeit. Da ist besonders ein Aktbildnis: hell leuchtend auf einem lichten gelbgrünen Grund; der Ausdruck des Bildes ist ganz Erwartung und stille, fast neugierige Freude. Mit Bleistift schrieb sie dazu: „Dies malte ich mit dreißig Jahren, an meinem sechsten Hochzeitstag."

Charakteristisch ist noch ein anderes Bild: eine Hand mit einem Blumenstrauß und dennoch eine Art Selbstbildnis. Gegen den hellblauen Frühlingshimmel erhebt sich die Hand mit einem Strauß weißer und gelber Feldblumen — so konnte man die Paula über das Moor oder über den Berg kommen sehen, wenn sie allein war: innerlich jubelnd mit der gegen die Sonne erhobenen Hand voller Blumen, wie zum freudigen Gruß.

Hände waren ihr wichtig, sagten ihr vieles von dem Leben der Menschen. Die sonnenverbrannten, braunen Kinderhändchen mit den weiß gebliebenen Nägeln, die vom Spiel im hellen Sand erzählen und vom Aufschichten des

braunen Torfes, den die Erwachsenen aushoben, schnitten und trockneten; die krause, ziellos bewegte Säuglingshand; die Mutterhand, die das Kleinste an die Brust drückt oder die das zarte Kinderhändchen liebend umfaßt; kräftige, krustige Hände der Landarbeiterinnen; gichtige, durch schwere Arbeit in den feuchten kalten Torfgruben knollenartig verbreiterte; die Hände der Alten, in die sich müde der Kopf bettet; die ruhende Kraft des Bauern, auf die sich der Kopf stützt, eine Hand, erfüllt von Energie und müde von erfüllter Arbeit. Einmal malt Paula Modersohn-Becker eine alte Bauersfrau, die wie beschwörend ihre gekreuzten Hände auf die Brust legt, eine Gebärde, die das packende des eigentümlichen Ausdrucks dieser Alten überhöht.

Besondere Freunde fand Paula Modersohn-Becker im Armenhaus des Dorfes. Hier lebten die Ärmsten der Armen. Hier war es besonders eine zwergenhafte, breite Frau, die man Dreebeen (Dreibein) nannte, da sie sich, wenn sie stehenblieb, ihren kurzen schweren Krückstock unter das Sitzbein schieben mußte, um den schweren Körper aufrechtzuhalten. Die derbe materielle Lebensauffassung, die schlagende Bildhaftigkeit des Ausdrucks ihrer Lebensphilosophie war für Paula eine Quelle der Kraft. Eines der Bilder dieser Frau, das Paula Modersohn-Becker uns hinterließ, rief später bei der Ausstellung nach ihrem Tode einen Sturm der Entrüstung hervor, der sich noch steigerte, als der Museumsleiter das Bild ankaufte. Breit sitzt diese derbe Armenhäuslerin in einem Mohnblumenbeet. Ein auf einem Stock umgestülpter dicker blaugrüner Schwefelsäureballon bildet die „architektonische Zierde" des Blumenbeetes. Die Kraft und Kühnheit, mit der die gewagtesten Farbenakkorde zueinanderstehen, die gelbe leuchtende Luft des Hintergrundes, die Rosas, Rots und Grüns der Mohnblumen, zwischen diesen sitzend die Alte in ockerfarbener Jacke mit einem schwarzen durchscheinenden Hut aus Ziegenhaar, dessen durchbrochener Rand wie ein negativer Heiligenschein den Kopf umrahmt — alles dies, gezeichnet und gemalt mit einer leidenschaftlichen, breiten ganz schlichten Sicherheit, ist wirklich erregend. Alle Gedanken werden dem Beschauer aus dem Kopf geschlagen und wandern in die Welt uralter hexenhafter Märchengestalten und kehren immer wieder zurück zu dem Heute, zu Anna Dreebeen, der Armenhäuslerin, in deren Bildnis Paula Modersohn-Becker die Märchengestalten der Vergangenheit lebendig werden ließ.

PARIS 1906

Paula mußte mit sich allein sein. Die kleinbürgerliche, beengte Atmosphäre in der Künstlerkolonie Worpswede war für sie nicht mehr tragbar. Die überspannten Illusionen, die sie sich vom ehelichen Zusammenleben und Zusammenarbeiten gemacht hatte, waren versunken.

Paula Becker-Modersohn verließ das Moordorf, reiste nach Paris.

Paris stimmte sie ernst. Sie sah viel Trauriges, Unsoziales. Wohl wirkte auf sie

Bauernkind

die kultivierte, menschliche Art, wie das pariser Kleinbürgertum der studierenden Jugend hilfreich zur Seite stand, sympathisch; aber die hemmungslose Verworfenheit in den höheren Schichten des Bürgertums, der Schmutz und das grauenvolle Elend in den Schichten des Lumpenproletariats erschütterten sie. „Was für den Pariser lustig sein soll, das ist das allertraurigste", schrieb sie.

Paula Modersohn-Becker benutzte den Aufenthalt in Paris zum intensiven Studium auf der Akademie Julien; auf der Ecole des beaux arts vertiefte sie sich in das Studium der Anatomie. In der ersten Zeit ihres Aufenthalts fühlte sie sich zu den Bildern von Cottet und Lucien Simon hingezogen. Hier war es aber mehr das thematische — das Leben der Fischer und der Bauern — was sie stark berührte. Aber eines Tages entdeckte sie bei einem Kunsthändler eine große Anzahl von Bildern Cézannes', dessen Name sie noch nicht kannte. Dies war für sie ein ausschlaggebender, tiefer Eindruck, der alle Saiten in ihr aufklingen ließ. Die Freundschaft mit dem Bildhauer Höttiger, der damals ein Künstler von starker Realität war und noch weit entfernt von dem späteren formalistischen Stilsuchen, fern von der dekadenten Spekulation und dem Spiel mit den Verfallserscheinungen der Bourgeoisie, zeigte ihr den Weg zu sich selber, abseits von aller äußeren Schulung.

Cézannes, Gauguin, von Gogh gaben ihr viel. Als sie Cézannes entdeckte, fühlte sie einen neuen Weg, fühlte sie ihr einsames Suchen und Streben neu belebt, neu befestigt. Da war nicht mehr die atmosphärische Auflösung der Form, wie bei den Impressionisten, da war feste Raumgestaltung, der alles diente, sowohl die Farbe wie die Form. Bei den Menschen, die Cézannes darstellte, gefiel ihr nicht, daß er sie malte wie Stilleben. Sie wollte mehr wissen und geben von den Menschen. Als die Werke Vincent von Goghs an

die Öffentlichkeit kamen, ergriff sie die Leidenschaftlichkeit, Kühnheit und Erdgebundenheit dieser großen Kunst. Quellen wurden in ihr gelöst, deren dumpfes Drängen sie seit langem zu fühlen glaubte. Und doch zog es sie immer wieder zu der Stillebenkunst Césannes'. Die Art, wie er die Dinge im Raum zur Wirkung brachte, ihren Charakter umriß, den Apfel, den Krug, das Tischtuch unter Betonung der Körperlichkeit zur Wirkung brachte und alles zum Bau des Bildes in Beziehung setzte — das war ja die Bejahung ihres ganzes Suchens und Strebens. Doch die Bewegtheit der Farbe, die die reale Form bis zum Sprengen erfüllte, wie sie es bei vielen Bildern van Goghs empfand, das wollte sie auch nicht entbehren. So war der Boden gelockert für neue künstlerische Erkenntnisse und für Selbstkritik. Sarkastisch stand Paula Modersohn-Becker dem widerspruchsvollen Leben ihrer eigenen Klasse gegenüber, dem Leben des Bürgertums. Mit treffender Ironie belustigte sie sich über ihre eigene Stellung im Rahmen der Gesellschaft, und wenn es ihr gelungen war, jene Einrichtungen für sich auszunutzen, die nur für die oberen Zehntausend bestimmt waren, so bog sich ihre scharfgeschnittene Oberlippe halbmondförmig aufwärts zu einem boshaften Lächeln. Anspruchslos war Paula Modersohn-Becker in bezug auf die Bequemlichkeiten des Lebens; anspruchsvoll und zielbewußt war sie, wenn es galt, die drängenden Bedürfnisse nach künstlerischer Vollendung zu befriedigen. Paula hatte im stillen ihre Reise nach Paris vorbereitet. Vor allem hatte sie sich Kleider „gebaut". Da war ein silbergraues mit braunem Besatz und das dunkelgrüne mit dem hellen Fuchspelzrand; zu diesem trug sie einen mächtigen Muff aus Fuchs, und auf ihrem kastanienbraunen Haar saß ein fast weißer, steifer kleiner runder Herrenhut mit einem grünen langen Seidenschleier, der beim Gehen hinter ihr her wallte. Der Hut bestand zwar in Paris nicht die Probe. Paula schreibt davon, wie sie das Maison du Louvre betritt und das Wort „chapeau" wie ein Lauffeuer von den Verkäuferinnen weitergegeben wird. („Mein armer kleiner Hut, du hast nicht bestanden.") Das rührte sie aber weiter nicht. Gut gekleidet fühlte sie sich besonders frei und kühn. So erschien sie eines Tages in einem großen weltbekannten Teppichhaus. Als ob sie nur gewohnt wäre, unter höchst kulturellen Bedingungen zu leben, ließ sie sich in einem breiten Klubsessel nieder. Die Angestellten erkundigten sich ehrerbietig nach ihren Wünschen. (Gewiß eine reiche Russin?) So ließ sich Paula Modersohn-Becker stundenlang Gobelins vorführen aus gotischer, Renaissance- und barocker Zeit. Schließlich wählte sie einige Stücke aus. Bei den Preisen, die man nannte, schwindelte ihr nicht. Sie beliefen sich auf Tausende. Bei ihrem Monatswechsel von 100 Franken schon an sich eine märchenhafte Utopie. Aber Paula hatte alles auf eine Karte gesetzt: die alten berühmten pariser Handelshäuser gaben damals noch eine Ware auf 24 Stunden zur Ansicht ins Haus; sie aber wollte einmal mit diesen schönen Dingen allein sein und mit ihnen arbeiten. Sie gab die Adresse und eilte fort. Eilte durch schmale Straßen, unter Torbogen alter Häuser hindurch in einen engen Hof, der bei seiner Höhe das schwindende Tageslicht empfing, wie durch einen Schornstein.
Hier stand Paula inmitten des Hofes und rief durch ihre gerundeten Hände

den Namen ihres italienischen Modells hinauf, bis ihr in Himmelsnähe der schwarzhaarige Kopf der Rosa erschien: „Morgen, ganz früh, Rosa! Wir haben einen wichtigen Arbeitstag!"

Am andern Morgen kamen die Boten mit den Gobelins. Wer die alten unhygienischen pariser Häuser mit ihren Ateliers kennt und die Primitivität der Arbeitsstätte Paulas selber, würde die Situation äußerst gewagt finden — aber Paulas autoritäre, dabei menschliche Art, mit den Angestellten zu verkehren, dazu ein fürstliches Trinkgeld, ließen mißtrauische Bedenken nicht aufkommen.

Für Paula begann nun ein Arbeitstag freudigster Erfüllung: die schönen Gewebe als formenreicher, farbiger Grund, auf dem sich der nackte Mensch bewegte, gaben ihr größte Anregung. Es kam ihr vor, als habe sie einen unerschöpflichen stofflichen Reichtum empfangen. In vielen ihrer späteren Arbeiten, die im pariser Atelier entstanden, finden wir den Nachklang, den Widerschein dieses Tages. Die Gobelins gab sie als „nicht zur Wohnung passend" andern Tages zurück.

Hier in Paris malte Paula Modersohn-Becker die Mutterschaft in einer neuen Form, losgelöst von allem persönlichen Schicksal. Die nackte Mutter mit dem säugenden Kind in der ganzen primitiven Hingabe an das Kind und vom Kinde aus: das Gefühl des Geborgenseins an dem mächtigen Körper der spendenden Mutter; ein Urbild der Mutterschaft. Erregend durch die Monumentalität, gestaltet durch eindringliche Schlichtheit, die alles Zufällige meidet. Es ist, als würden uns durch dieses Bild die ursprünglichen animalen Empfindungen aller Mütter vermittelt.

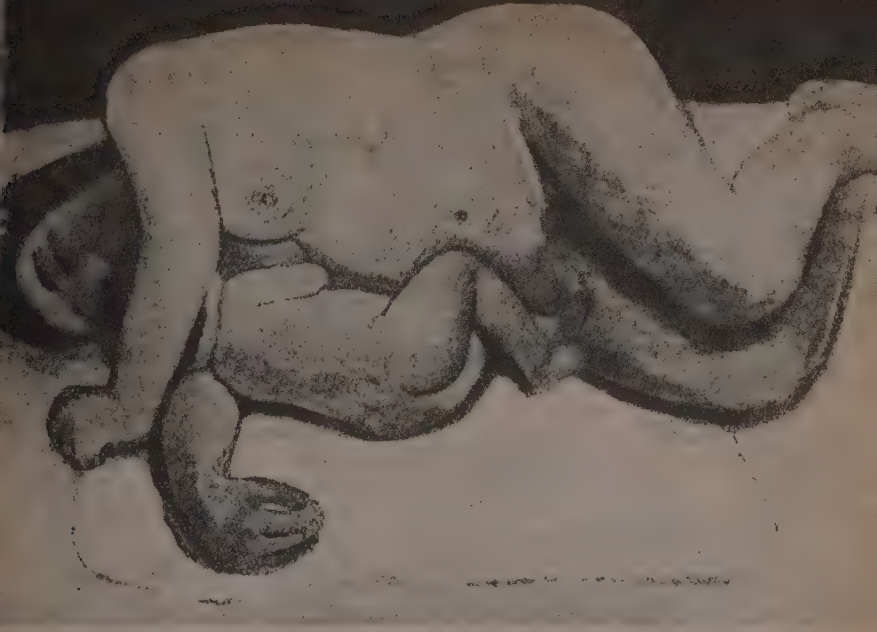
Sitzende Bäuerin

STILLEBEN

Das Malen von Stilleben wurde für Paula Modersohn-Becker die Zeit des Ausruhens und Versenkens. Da begannen die Gedanken abzuschweifen

Stillende Mutter

vom Objekt. Die Farbe, die Form der Dinge erzählten ihr etwas, brachten ferne Erlebnisse an die Oberfläche, beflügelten ihre Fantasie. Damit fand sie ganz neue Ausdrucksmöglichkeiten, die weit entfernt sind von jeder Abmalerei. Sie steckte in den Dingen drin. Die nächsten Gegenstände, die sie umgaben, die Gläser, Tücher, Früchte, Perlenketten und einfache hauswirtschaftliche Gegenstände sprachen zu Paula, bis sie in tiefer Selbstvergessenheit in ihnen versank. Die Realitäten der Malerei vermählten sich mit ihren träumenden Gedanken, und ein neues Stückchen Welt wurde geboren. Diese Welt, eigenartig und festgebaut, wie ein Stück Architektur mit großen Formen, erfüllt von jubilierenden Farben, alles dem Bau des Bildes dienend, zeigt neue Wege, deutet neue Möglichkeiten zukünftiger Entwicklung an und führt den Beschauer in ein fantastisches Reich realster Dinge. Jedes Stilleben



Mutter und Kind

gibt ein neues Form- und Farbenproblem, nie wiederholt sich Paula Modersohn-Becker.

Einmal ist es die orangenfarbene Aufgebrochenheit des grünen Kürbis, ein anderes Mal ist es ein einfacher, als mächtige Form leidenschaftlich gemalter Weidenkorb, umgeben von Früchten; dann wieder weiß sie aus der schwarzen Bratpfanne mit den Setzeiern und der durchsichtigen Wasserkaraffe einen fantastischen Bau in Silbergrau und Weiß aufzubauen in dem das warme Dottergelb und das kalte Gelb der Zitrone der schwarzen Pfanne das Gleichgewicht halten. Ein anderes Stilleben: ein blöder Porzellanhund steht glotzend zwischen einem herrlichen Reich farbiger Früchte, als wollte Paula sturen Bewußtseinsmangel den Herrlichkeiten dieser Welt gegenüber darstellen. Einmal hat sie über einen niederen Topf ein weißes Leinentuch ausgebreitet, darauf steht ein kleines Gefäß mit runden Blumen in verschiedenen gelben Farben, unterstützt von tiefen leuchtenden Grüns breiter Blätter. Dahinter baut sich die helle scharf blaugrüne Wand des Zimmers auf, in jener lichten leuchtenden Farbe, wie sie die Moorbauern lieben. Scheinbar ein ganz gewöhnliches nichtssagendes Motiv — aber die Wucht und Einfachheit der Farbe und der Form dieses kleinen Bildes, die leuchtende warme Kraft der Blumen, ruhend in der klaren kalten Schönheit der Basis und des Grundes führen uns weit fort: es ist uns, als habe der Frühlingswind in Eis und Schnee eine kleine Blumeninsel hervorgelockt, so intensiv strahlt uns die einsame Schönheit der warmen Farbe und die ausgeprägte klare Form aus einer kalten Winterwelt entgegen.

Das ist das Besondere der Stilleben Paula Mondersohn-Beckers: einfache, reale Sachlichkeit mit hinreißender Leidenschaft zu gestalten und dadurch tausend Seiten treffend, die Fantasie zu erregen und schöpferisch fortzuführen.
Auch manche ihrer Figurenbilder vermitteln ähnliche Erlebnisse. Anscheinend absichtslos dargestellte wirkliche Gegenstände eröffnen eine ganz neue Welt. Das Kind mit dem Goldfischglas, ganz real dargestellt im primitiven pariser Atelier und sofort über die Realität hinauswachsend zu fernen tropischen Erlebnissen. Oder die alte Armenhäuslerin im Mohnblumengarten, bei der die ganze Märchenwelt, die uralten Sagen von hexenartigen Wesen, erweckt wird.

WIE SCHADE . . .

Paula Modersohn-Beckers letzter Entwurf zu einem großen Gemälde läßt noch einmal einen Blick in die Tiefe der Melancholie zu, die den Charakter dieses jubilierenden Lebens unterbaute. Da sind drei weibliche Figuren angedeutet. Die mittlere Figur trägt unverkennbar die eigenen Züge Paulas; vereinsamt, wie Abschied nehmend von der Welt. Die ungläubig abwehrenden, zweifelnden und verzweifelten Bewegungen der beiden weiblichen Nebenfiguren steigern die monumentale Ruhe der früchtetragenden Mittelfigur. Unerbittliche Erkenntnis und Erwartung des Heranreifens der letzten Stunde scheinen diesen Menschen zu erfüllen und beginnen ihn von der Umwelt zu isolieren. Das Bild ist nur in Kontur und Farbe angedeutet.
Der 21. November 1907 sollte ein feierlicher Tag sein. Die kleine Wohnung war geschmückt, viele Lichter brannten. Das Tageslicht war verhängt, und in den vielen kleinen eingenähten Rundspiegeln der orientalischen Vorhänge spiegelten sich tausend Lichterchen. Paula hatte vor kurzem einem Kindchen, einem gesunden Mädchen, das Leben gegeben. Jetzt kam sie langsam aus dem Kämmerchen, das die Erfüllung ihrer mütterlichen Träume barg, ging mitten in das festliche Zimmer, sank zusammen und starb im Arm ihres Lebensgefährten mit den Worten: „O wie schade."

DIE STERBESTUNDEN ÖSTERREICHS

Eugen Lenhoff: „Die letzten fünf Stunden Österreichs" Verlag Sfinx (Janda), Prag.

Es ist durchaus keine Seltenheit, daß Werke deutscher nichtgleichgeschalteter Autoren zuerst (und oft überhaupt nur) in fremdsprachiger Übersetzung erscheinen. Sie gehören darum doch zum Bestand der deutschen Literatur und sollten auch in deutschen Literaturzeitschriften besprochen werden.

Eugen Lenhoffs Buch über die letzten fünf Stunden Österreichs gehört in diese Kategorie. Es ist einstweilen tschechisch und englisch erschienen. Ob es auch deutsch herauskommt, ist noch nicht entschieden. Hier wird über das Buch auf Grund der tschechischen Ausgabe („Posledních pet hodin Rakouska") berichtet.

Lenhoff gehörte zu den bekannten Erscheinungen des wiener Journalismus. Seine Berichte aus dem Kriegspressequartier werden vielen älteren Lesern der altösterreichischen Zeitungen noch in Erinnerung sein. Zuletzt war Lenhoff Chefredakteur des ehemals linksdemokratischen „Telegraph", der in den Jahren des Schuschnigg-Regimes die Regierung und die Vaterländische Front unterstützte.

Lenhoff verfügte über ausgebreitete Verbindungen zu den führenden Männern der Vaterländischen Front, der ehemaligen Christlichsozialen, der (halb und ganz getarnten) demokratischen Gruppen, der wiener Diplomatie, ja auch zu sozialistischen Kreisen. In seinem Buch gibt er eine Art Chronik der sich überstürzenden Ereignisse in den letzten Stunden Österreichs vor dem Einmarsch Hitlers. Ein außerordentlich reichhaltiges und buntes Material — Gespräche, Meldungen, Beobachtungen, Berichte, Akten und Dokumente — ist von Lenhoff verarbeitet worden. Der Leser hat zuweilen den Eindruck, eine intensivierte Wochenschau vor sich abrollen zu sehen — ein verwirrendes Erzeugnis der „Traumfabrik". Aber es ist ein Stück kondensierter Zeitgeschichte, trüber, vom tödlichen braunen Gift getränkter Zeitgeschichte.

Besonders gut gelingt Lenhoff die Darstellung des doppelten Spiels, das Seyss-Inquart, Schmidt und die andern offenen und heimlichen Agenten Hitlers spielen. Aber auch die Halbheit, Unschlüssigkeit und Feigheit der führenden Persönlichkeiten des Schuschnigg-Regimes werden in Lenhoffs Schilderung offenbar. Und ebenso tritt — obwohl der Verfasser es gar nicht beabsichtigte, vielleicht auch gar nicht klar erkannte — jene einzige Kraft zutage, die das Unheil hätte abwenden können, wenn sie bewaffnet und rücksichtslos eingesetzt worden wäre: die große Kraft *Volk*.

Lenhoff sieht die Ursachen des Zusammenbruchs im persönlichen Versagen der Umgebung Schuschniggs. Er erkennt nicht die tieferen Wurzeln der Unentschlossenheit und Kapitulationsbereitschaft führender Männer des Regimes. Er bringt unzählige Beweise dafür, daß diese Männer sich vor der wachsenden Freiheitsbewegung ebensosehr oder noch mehr fürchteten als vor der faschistischen Intervention . . . aber er zieht daraus keine Folgerungen, keine Erkenntnisse. So bleibt seine Darstellung nur als Sammlung von Tatsachenmaterial wertvoll, und als solche gehört sie zweifellos zu den besten Veröffentlichungen dieser Art. *K. K. R.*

DEUTSCH-TSCHECHISCHE AKKORDE

Vitězlav Nezval: „Gedichte", nachgedichtet und ausgewählt von Otto Eisner und Hans Schönhof. Verlag Julius Kittl, Mährisch-Ostrau, 1938.

Über die Schwierigkeit des Übersetzens wurde vor kurzem an dieser Stelle anläßlich einer Besprechung der lyrischen Anthologie „Stimmen der Völker" einiges gesagt. Die soeben veröffentlichte Sammlung übersetzter Lyrik scheint mir wie geschaffen, die Richtigkeit der These zu bestätigen, daß die beste Gewähr für die Überwindung aller Übersetzungsschwierigkeiten in der möglichst nahen Verwandtschaft zwischen dem Temperament und der Weltanschauung von Originalautor und Nachdichter zu finden ist. Fehlt diese Verwandtschaft, so wird die Übersetzung bestenfalls eine brave Schul- und Fleißarbeit, eine gekonnte Übersetzung, nicht jedoch eine Nachdichtung, die sich anhört wie ein selbständiges Gedicht.

Vitězlav Nezval gehört zu den interessantesten Erscheinungen der heutigen tschechischen Literatur. Schriebe er in einer der Weltsprachen, er wäre längst in ein Dutzend anderer Sprachen übersetzt, würde in keiner modernen Literaturgeschichte fehlen.

Von geradezu unglaublicher Produktivität, wirft er gewissermaßen mit beiden Händen Gedichte, Romane, Theaterstücke in die Öffentlichkeit — echte Perlen und falsche Kinkerlitzen (aber die Perlen strahlen in herrlicher Schönheit und lassen die Kinkerlitzen vergessen). Er selbst nennt sich einen Surrealisten, aber damit ist nichts gesagt. Heute schreibt er ein Gedicht, das nur aus Wortspiel und Assoziationshäufung besteht, morgen eine Reportage über das unsichtbare Moskau, übermorgen den Text zu einem kleinen surrealistischen Theaterstück und zwischendurch ein ergreifendes, kämpferisches Gedicht für die Mainummer des kommunistischen „Rudé Právo", eine Elegie auf erschossene Streiker oder eine kleine Elegie von den zwölf Neujahrsschüssen, die auf die Stadt Madrid abgefeuert wurden. Kein tschechischer Poet hat die Sprache so sehr bereichert, so verzaubert wie er,

und man kann das Werk Nezvals nicht mehr aus der tschechischen Literatur wegdenken.

Von seinen Gedichten ist bisher nur ab und zu eines übersetzt worden. Anthologien tschechischer Lyrik in deutscher Übersetzung brachten zwei oder drei Proben Nezvalscher Poesie — viel zu wenig, um dem deutschen Leser auch nur ein ungefähres Bild vom Schaffen dieses großen Dichters zu geben. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, wenn der Verlag Kittl nach dem schönen Bezruč-Band von Rudolf Fuchs jetzt eine größere Auswahl Nezvalscher Gedichte deutsch herausbringt.

Die beiden Übersetzer — neue Namen — haben eine Auswahl getroffen, gegen die man einwenden könnte, sie sei einseitig. Aber das ist das gute Recht jedes Anthologisten. Und wir wollen kein Wort der Kritik gegen die Art der Auswahl sagen, auch wenn wir sie anders (nämlich mit Berücksichtigung auch der sozialen Lyrik Nezvals) vorgenommen hätten. Dagegen scheint uns die Feststellung notwendig, daß die Übersetzer zwar mit hohem Ehrgeiz an die Arbeit gingen (sie zitieren als Vorwort den Satz von Otokar Fischer, daß der Nachdichter das Wort des Originals in das Stadium vor seiner Geburt, in „ein mystisches Stadium" zurückführen müsse, um es dann, wie es der Dichter in seine Sprache übertrug, nun in die fremde Sprache zu übertragen), daß ihr Temperament, ihre Sprachgewalt, ihre dichterische Kraft aber der Nezvals nicht gleichkommt. Das Ergebnis ist eine gute Durchschnittsarbeit, bei deren Lektüre man jedoch nicht den Eindruck hat, Gedichte in deutscher Sprache vor sich zu haben, sondern eben Übersetzungen. Unerreicht ist Nezvals Bildkraft, unerreicht der Wohlklang seiner Verse, unerreicht der poetische Blütenstaub seiner ‚fleurs de langue'.

Bei aller Freude an Buntheit und oft auch Kompliziertheit des Ausdrucks wird Nezval doch nie (es sei denn ironisierend) Worte der Sonntagssprache, der Goldschnittpoesie gebrauchen. Seine Sprache ist immer lebendig. Wenn der Übersetzer statt des ungezwungenen und lebendigen „Lebewohl" das gespreizte Baumbachsche „Ade" verwendet, so tut er dem Nezvalgedicht Gewalt an. Eine Verszeile wie diese „Mit befeuchteten Fingern, womit man den Wind mißt" hätte Nezval nie zu Papier gebracht. Und erst recht nicht die: „Diese Welt widert mich, wo Herrschen ist von Mensch über Mensch." Hier wird nicht nur Nezvals Poesie, hier wird auch die deutsche Sprache vergewaltigt. Daß dies nicht nur unter dem Zwang von Vers und Rhythmus geschieht, zeigt die Nachbemerkung, deren geschraubte Sätze voller Verstöße gegen Geist und Gesetz der deutschen Sprache sind. So etwas ist nicht schön und vor allem unnötig.

Die Anthologie Nezvalscher Gedichte ist sehr schön gedruckt und gediegen ausgestattet. Das Nachwort sagt zu wenig. Es wäre notwendig gewesen, Nezval dem deutschen Publikum wirklich gründlich vorzustellen. Mit ein paar Aperçus über Poesie, mit einem einzigen Satz über Nezvals Weltanschauung ist dem Leser nur wenig gedient.

Trotzdem ist die Publikation dieser Übersetzungen zu begrüßen. Es wird eine Lücke ausgefüllt, und der deutsche Leser erhält ein Bild (freilich noch ein recht ungenügendes) von dem Schaffen des interessantesten tschechischen Lyrikers.

F. C. Weiskopf

WIEDERERWECKTE TAGE

Arnold Zweig: „Versunkene Tage". Roman aus dem Jahre 1908. Querido-Verlag N. V. Amsterdam

Schade, daß manche Worte mit der Zeit („mit der Zeit . . . ") so ihre Bedeutung verändern, daß man sie nicht mehr gebrauchen kann, wie man möchte. Ich habe in einemfort das Wort „liebenswürdig" im Ohr. Aber schon klingt es nach Verbeugung, „gar zu liebenswürdig . . .", süßlichem Lächeln. Und ich meine doch liebenswürdig, würdig geliebt zu werden, wirklich *würdig* und wirklich *geliebt*: das kleine Buch nämlich, das Arnold Zweig aus alten Papieren an den Tag zu geben die gute Idee gehabt hat (und das Glück: denn das alte aus dem Jahre 1909 stammende Manuskript war in den Händen der Nazis geblieben, erfahren wir aus dem Nachwort, konnte ihnen jedoch glücklich entrissen werden). Dieses liebenswürdige Geschöpf (in dieser Verbindung hat das Wort noch seinen alten Klang) hat mir ein paar schöne Tage bereitet. Einen, an dem ich es las, genau entsprechend der beliebten Rezensionsformel: ein Buch, das man in einem Zuge durchfliegt, ohne es aus der Hand zu legen. Und die folgenden Tage, an denen die Gestalten weiterlebten und die Welt, die mit ihnen heraufbeschworen ist, sich ausweitete, mit Erinnerungen verschmolz, Vergangenes und Zukünftiges aufweckte. Es war so sonderbar, beim Lesen aufzublicken und nicht die Theresienstraße vor sich zu sehen, den Monopteros, den Springbrunnen auf dem Platz vor der münchener Universität, sondern fremde Aufschriften, und fremde Stimmen in einer fremden Sprache zu hören, statt des so vertrauten Jargons gebildeter deutscher Studenten der Vorkriegszeit. Sonderbar auch, daß auf den Lippen aller Menschen um mich herum, gerade junger Menschen, die neusten Meldungen von der unerträglich gespannten internationalen Lage waren, der Henleinputsch, Chamberlains Flug nach München, das Ringen am Ebro — Probleme der großen Politik und nicht eine Neueinstudierung der „Aida" die Gemüter bewegte, oder ein Vortrag über den Briefwechsel Goethes mit den Naturforschern, oder eine Herzensangelegenheit, wie bei jener Jugend von 1908.

Was Arnold Zweig uns hier erzählt, ist eine „alte Geschichte". Die Liebesnöte eines jungen Menschen, der durch Enttäuschungen und Entdeckungen vom Jüngling zum Mann heranreift. Es ist zugleich die Geschichte eines

künstlerisch begabten jungen Menschen, den sein Drang nach freieren Denk- und Lebensformen in Konflikt mit Konvention und bürgerlicher Schicklichkeit bringt. Die kleinen persönlichen Tragödien wachsen sich bei dieser Jugend in ihrer Phantasie zu welterschütternden Angelegenheiten aus. Aber nicht Bach und Nietzsche und der vor kurzem durch Selbstmord geendete Walter Calé, die mit vielen andern großen und kleinen Mächten zur Überwindung der Herzenskrise bemüht werden, helfen dem Jüngling aus dem Konflikt heraus, sondern die Begegnung mit einem Sendboten aus einer andern Welt, der natürlichen und frischen jungen russischen Revolutionärin Nadja, tierhaft und nüchtern-praktisch zugleich, unkompliziert und doch tief, aber auf eine ganz andere Weise als diese deutsche Jugend. Über der Jugendwelt von Studium und Liebe, Arbeit und Kunstgenuß liegt der ganze Zauber des alten München, das in diesem Buche wohl auch für den, der nicht in der Vorkriegszeit dort gelebt hat, so greifbar und lebendig wiedererersteht, wie in kaum einem andern deutschen Buche.

Der kleine Roman ist mehr als ein Stück meisterhafter deutscher Erzählungskunst. Er gehört zur großen Literatur, zur Kunst, die nicht nur angenehm und mit Qualität unterhalten will, sondern ihre Aufgabe ernst nimmt. Das Buch ist ein Beitrag zur Geschichte des jungen Menschen des 19. und 20. Jahrhunderts, und fügt sich in die Kette der „Entwicklungsromane", die in der deutschen Literatur eine so große Rolle spielen. Carl Steinitz behauptet seinen Platz zwischen Tonio Kröger und Hans Castorp: ein künstlerischer Mench in der bürgerlichen Umwelt. Aber es ist nicht der Sonderfall des eigentlichen Künstlers, sondern der allgemeinere Fall des künstlerisch begabten Jugendlichen. Die Verwandtschaft des Themas und der Gestalt kündet sich auch in den Frauen an, die den Charakter des Helden entscheidend beeinflussen. Nadja ist aus dem Geschlecht der Lisaweta Iwanowna und der Frau Chauchat. Aber beide, der Held und die Frau, sind hier auf eine jüngere Stufe transponiert; sie sind jugendlicher, einfacher, anspruchsloser und darum näher, uns und dem Leben näher. Dadurch erscheinen sie uns auch allgemeingültiger, werden zu Gestalten einer Jugend schlechthin. Man muß sich beinahe ständig Gewalt antun, sich diese Studenten und Konservatoriumsschülerinnen so vorzustellen, wie sie ausgesehen haben: mit Puffärmeln, langen Röcken, aufgesteckten Haaren die Mädchen, im Stehkragen und mit dem Spazierstöckchen die jungen Männer...

Arnold Zweig nennt dieses vor fast dreißig Jahren geschriebene und jetzt leicht (an manchen Stellen fühlbar) überarbeitete Werk „Grünes Obst". Es ist richtig, man spürt die *Jugend*arbeit. Man erkennt deutlich künstlerische Einflüsse: der münchener Thomas Mann ist nicht zu verkennen, einzelne Gestalten sind mit seiner Leitmotiv-Methode eingeführt, seine Ironie blitzt auf und an manchen Stellen Anklänge an seinen Sprachstil aus jener Zeit. Noch deutlicher spürt man die Befangenheit in damals modernen Romantheorien. Es mußte ein „kurzer Roman" sein, der um die Psychologie des Haupthelden kreist und von der Welt nur soviel sehen läßt, als es die innere Entwicklung des Helden fordert — möchte aber doch ein richtiger

Roman werden. Das Schwanken zwischen diesen zwei Konzeptionen des Romans bringt kleine Schwächen hervor. So die Blässe, an der die Darstellung der psychischen Krise des Helden nach der ersten großen Enttäuschung krankt, oder die Unsicherheit in der Zeichnung des fremden Herrn, der in Carl Steinitz' Sommerurlaub am Ammersee hineinplatzt und ihm von den „Arbeitern" und den „Massen" spricht: diese Gestalt, die den jungen, an die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts glaubenden Studenten daran erinnert, daß es „draußen" eine ganz andere Welt mit ganz andern Problemen gibt, verliert die Festigkeit, die sie zuerst hat, und löst sich auf in dem Spott, mit dem der noch unbelehrbare Student ihr nachblickt.
Aber man spürt doch entscheidend den künftigen großen Epiker, dem der einengende Rahmen des „modernen Romans" nicht paßt und den es drängt, all den tausend Fäden und Verbindungen nachzugehen, aus denen Handlungen und Gedanken entspringen, und die ganze Welt der Dinge darzustellen, die einen Menschen zum Menschen machen. Bei aller Konzentration auf die Erlebnisse der Hauptfigur und bei aller Sparsamkeit bei der Wahl der darstellenden Mittel entsteht ein geschlossenes Bild von der Welt und Umwelt dieser jungen Menschen von 1908. Das stellt auch die Verbindung dieser scheinbar „versunkenen Tage" zu Gegenwart und Zukunft her. Die Menschen, deren Jugend Arnold Zweig hier schildert, leben heute als Fünfzigjährige in Deutschland und wir geben gerne zu, daß — wie Arnold Zweig in den letzten Sätzen seines Nachworts sagt —
„die Sorte manches versprochen und gehalten hat, daß sie den Hagel überdauerte, der seit 1914 auf sie niederschlägt und daher auf alle Fälle wetter- und winterhart genannt werden darf. Woraus sich manches erklärt . . ."
. . . und worauf sich manches bauen läßt. *Bernhard Ziegler*

ZWEI SCHULEN

Walter Schönstedt: Das Lob des Lebens. Farrar & Rinehart/Dr. Oprecht & Helbling A. G. New York und Zürich.

Ein junger deutscher Arbeiter, nicht lange vor dem Weltkrieg geboren, im Nachkriegsdeutschland unter Inflation, „Wiederaufbau", Krise und nochmal Krise aufgewachsen, wird 1931 von einem amerikanischen deus ex machina — einer Art von privatem „Silberstreifen" — nach Amerika rübergeholt. Sein amerikanischer Freund fördert die künstlerische Ader des jungen Deutschen und veranlaßt ihn, ein Buch zu schreiben: seinen Werdegang, den Lebensweg eines durchschnittlichen deutschen Proletarierjungen. Er gibt ihm Regeln mit auf den Weg, wie er schreiben solle:

„Denke an irgend etwas und schreibe es auf. Zerreiße es wieder und schreibe es wieder und schreibe es von neuem. Habe nicht immer die großen Sachen im Kopf, sondern

auch die kleinen. Einfach hinschreiben, daß ein armer Mann in Deutschland meistens von Kartoffeln lebt, heißt gar nichts. Du mußt beschreiben, *wie* er sie ißt. Und vergiß für eine Weile den krummen Zeigefinger deines Lehrers ..."

Das Buch soll „der Roman über die deutsche Jugend" werden.

„Ja, so eine Geschichte brauchen wir. Rede doch nicht dazwischen, ich verstehe mehr davon. Ein deutscher Literat hat sie uns nicht gegeben, also, du wirst sie schreiben. Zuerst machst du einen Entwurf, wir werden alles durchsprechen, und wenn es nächtelang dauert. Versuch's doch mal, du hast doch mitten drin gesteckt! Warum sollst du dich nicht erinnern, die Augen schließen und dein Leben noch einmal an dir vorbeiziehen lassen..."

Der amerikanische Lehrer gibt dann noch einen anderen Hinweis:

„Lies viel, wo immer du kannst, lies. Aber suche dir die Bücher aus. Nimm Balzac, Zola, Gorki. Von den Amerikanern kannst du viel lernen: Lewis, Hemingway, Dos Passos..."

Das Buch, das nach diesen Regeln geschrieben worden ist, liegt vor uns. Es ist nebenbei — der Waschzettel betont das sehr ausdrücklich — der erste moderne deutsche Roman, der in einem amerikanischen Verlage erscheint. Der junge Autor hat, nachdem er „den krummen Zeigefinger" seines deutschen Lehrers vergessen hat, um so mehr nach dem graden Zeigefinger seines amerikanischen Lehrers geschielt. Er hat sich erinnert, hat die Augen geschlossen und sein Leben noch einmal an sich vorbeiziehen lassen. Er hat auf die kleinen Sachen geachtet. Er hat beschrieben, *wie* man in Deutschland Kartoffeln ißt.

Das ist die Geschichte und die Geschichte der Geschichte.

Aber der Autor hat eine Regel seines Lehrers nicht genau befolgt. „Schreibe die Wahrheit..." Diese Geschichte ist nicht ganz wahr. Denn der junge Mann, der in Amerika seine deutsche Lebensgeschichte aufschreibt, ist in Wahrheit kein einfacher junger Arbeiter, sondern ein junger proletarischer Schriftsteller, der vor schon fast zehn Jahren sein erstes Buch verfaßt hat, dem er außer einer Reihe von Erzählungen schon vor seiner Reise nach Amerika ein anderes Buch hat folgen lassen. Er hatte also schon *eine* Schriftstellerschule hinter sich. Zugegeben, diese Schule war nicht sehr glücklich. Walter Schönstedt hat sein erstes, sehr unmittelbares und frisches Manuskript — mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe — seinerzeit nach den engen und irreführenden Grundsätzen der damaligen Auffassung von „proletarischer Literatur" umgearbeitet und verschlechtert. Er ist dann ziemlich lange in diesen falschen Theorien steckengeblieben. Das war nicht seine Schuld, das war sein Unglück. Aber diese Schule hat er hinter sich. Jetzt hat er eine zweite Schule durchgemacht, als deren Ergebnis der Waschzettel des Verlags feststellt:

„Walter Schönstedt hat einen Stil entwickelt, der das Positive der jungen deutschen Dichtung mit dem Besten in den Werken der amerikanischen Schriftsteller vom Schlage Anderson, Dos Passos und Hemingway vereint."

Daß wir es hier mit einer Vereinigung von Elementen der jungen deutschen Dichtung und einer Tendenz der modernen amerikanischen Literatur zu tun

haben, ist auf den ersten Blick zu erkennen. Aber stimmt es, daß es sich um die „Vereinigung des Positiven" der einen, mit dem „Besten" der andern handelt?

Das Positive der jungen deutschen Literatur, von der hier die Rede ist, bestand doch wohl darin, daß sie nicht nur das Leben des Proletariats zum Gegenstand der Literatur machte, sondern daß sie eben damit ein Ziel verfolgte: sie erweiterte den Horizont der Literatur, sie gab die Möglichkeit, die Gesellschaft wirklich als ein Ganzes zu sehen und alle ihre Erscheinungen in einem vollständigeren, allseitigen Zusammenhang zu zeigen. Sie versuchte — das war das eigentliche Ziel dieser Bestrebungen — der Kunst und der Literatur wieder einen positiven Sinn zu geben, sie aus einem bloßen Spiel in ein Mittel der menschlichen Erkenntnis zu verwandeln.

Das „Positive" der modernen amerikanischen Literatur, besser gesagt: jener Tendenz, die durch die Namen Anderson, Dos Passos und Hemingway bezeichnet wird, ist nicht so leicht zu beschreiben. Die Absage an eine erstarrte Literatursprache, der „direkte" Stil, die starke Betonung des Optischen sind äußere Merkmale eines widerspruchsvollen Stils, in dem das Streben nach Realismus noch mit dekadenten Elementen verquickt ist. Ein junger deutscher proletarischer Schriftsteller konnte hier jedenfalls lernen, sich von pseudotheoretischen Verallgemeinerungen zu befreien.

Man kann leider nicht sagen, daß Schönstedt *diese* Merkmale der jungen deutschen und amerikanischen Literatur übernommen und vereint hat.

Das ganze 370 Seiten lange Buch ist im Präsens geschrieben. Bei einem Roman, der einen Zeitabschnitt von zwanzig Jahren umfaßt, führt dieses Stilmittel unweigerlich zur Ausschaltung des Autors. Im Film, von dem diese Einführung des Präsens in den Roman zweifellos beeinflußt ist, haben wir es auf der Leinwand, die uns ständig zu gegenwärtigen Zuschauern der Vorgänge macht, mit einer realen Zeit und einem realen Raum zu tun. In der epischen Dichtung führt die ständige Gegenwart des Lesers, die das Präsens schafft, zur Aufhebung der Zeit. Das Ergebnis ist, daß die geschilderte Wirklichkeit zeitlos wird. Das wirkt sogar auf den Autor zurück: er verliert jede Perspektive; und so kann es kommen, daß es in Schönstedts Deutschland kurz nach Kriegsausbruch schon Kohlrüben und Brotkarten gibt und daß derartige Anachronismen durch das ganze Buch hindurchgehen.

Die ständige Gleichzeitigkeit zwischen Vorgang, Autor und Leser beraubt den Autor auch des festen Standorts. Die großen Ich-Romane der Weltliteratur, die einen langen Zeitraum umfassen, sind vom Standpunkt des erzählenden Ich im Augenblick der Niederschrift geschrieben. Das Vergangene wird als Vergangenes behandelt und vom Standpunkt der späteren Beurteilung ausgewählt und gruppiert. Die Vergangenheitsform der Erzählung, die das Vergangene auch als abgeschlossen betrachtet und beurteilt, erlaubt erst die Möglichkeit einer wirklichen Komposition, die ihrerseits wieder erst ermöglicht, der ganzen Dichtung einen eigentlichen Sinn zu geben. Der Verzicht

auf die Beurteilung der Vergangenheit, der in der Wahl der Präsensform liegt, führt dazu, daß der Autor die Vorgänge ständig mit *den* Augen sehen und mit *den* Gedanken kommentieren muß, die der jeweils gewählten Altersstufe des erzählenden (und zugleich dargestellten) Ich entsprechen.

Walter Schönstedt hat das versucht. Wir erleben die ersten Kriegsmonate und Jahre so mit, wie sie ein berliner Arbeiterjunge sieht. Die kleine Welt erweitert sich, wird komplizierter und gibt Gelegenheit zu tiefgehenderen Beobachtungen und Beurteilungen, je älter das „Ich" wird. Es wäre theoretisch denkbar, mit Hilfe eines solchen langsamen Aufbaus der Wirklichkeit durch das Prisma der geistigen Entwicklung eines Menschen vom Kind zum Mann tiefere Einblicke in Mensch und Wirklichkeit zu tun. Der Versuch ist schon manchmal unternommen worden. Es ist immer bei psychologischen Spielereien geblieben. Denn es gehört eine ganz ungewöhnliche Kenntnis des Menschen und der Welt und eine ganz große Kunst dazu, um auf diesem Wege etwas Großes zu schaffen. Wenn es überhaupt möglich ist.

Walter Schönstedt ist es nicht gelungen. Er hätte diesen Mißerfolg voraussehen können, wenn er den Rat seines amerikanischen Lehrers, viel Balzac, Zola und Gorki zu lesen — sehr aufmerksam und sehr kritisch zu lesen — ernsthaft befolgt hätte. Schon in den ersten Kapiteln seines Romans hätte er merken müssen, daß seine Kräfte nicht ausreichen, um durch die Entfaltung einer Kinderwelt nach und nach die große Welt zu erobern. Er führt die Methode der Präsens-Erzählung vom Standpunkt des jeweiligen Lebensalters seiner Ich-Figur nicht konsequent durch. Aber diese Methode verlangt, wenn man sich ihrer überhaupt einmal bedient, Alleinherrschaft. Jede Wandlung des Standpunktes während der Erzählung, das Einflechten von Urteilen und Beobachtungen aus einer andern Altersstufe als der des jeweiligen Erzählers, schafft endgültige Verwirrung.

Das Ergebnis ist, daß auch die einzige einigermaßen vollständig dargestellte Figur, das „Ich", alle Konturen verliert und ebenso zeit- und raumlos wird wie alles andere. Ein Roman ist Walter Schönstedts Buch nicht. Es ist eine Kette von Kurzgeschichten in Ich-Form, lose aufgefädelt auf den nur scheinbar durchgehenden Faden eines äußerlich chronologisch ablaufenden Lebenswegs. Einzelne von diesen Kurzgeschichten sind sehr schön und prägen sich als Episoden, Streiflichter, Farbenflecke, aus denen ein Bild werden könnte, dem Gedächtnis ein. Aber es entsteht kein Ganzes. Am wenigsten, weder äußerlich noch innerlich, ein „Roman der deutschen Jugend".

Die einzelnen Episoden beweisen, was wir auch schon früher gewußt haben: daß Walter Schönstedt begabt ist. Sie beweisen auch, daß er gelernt hat, sich freier, unmittelbarer und plastischer auszudrücken. Es ist sein Pech, daß er aus *einer* nicht sehr guten Schule in eine zweite, auf andere Art ungeeignete Schule geraten ist. Die genannte Tendenz der modernen amerikanischen Literatur ist nicht die Lehre, in die ein junger *deutscher* Schriftsteller geben sollte, der bemüht ist, der Literatur wieder wahre Größe und Weltgeltung zu verschaffen. *Viktor Röbig*

DER „SAUJUD"

Erlauscht im Sudetengebiet, kurz vor seiner Verschacherung

B. Dolf

ZWEI MITTELSCHÜLER in kurzen Grauhosen stehen beim Eingang eines halb aufgerichteten Zirkuszeltes. ARBEITER mit Stützen und Pflöcken laufen schnell hin und her, auch LEUTE in alter Zirkusuniform. Vom Eingang des Zeltes her ist ein Strick gegen Neugierige gespannt. Neben den Mittelschülern drängen sich auch andere NEUGIERIGE am Strick. Während des Spieles Rufe, Tierlaute, Rattern, Brüllen, Fluchen.

ERSTER SCHÜLER: Da! Jetzt kommen die Elefanten!

ZWEITER SCHÜLER: Ooch, das sind Häuter! Ob da Kugeln durchgehn?

ERSTER SCHÜLER: Was für welche denn?

ZWEITER SCHÜLER: MG.!

ERSTER SCHÜLER: MG.? klar! Aber du mußt ihn an der richtigen Stelle treffen, wenn du ihn umlegen willst. Auge, Ohr — klappt er um.

Uniformierter ZIRKUSDIENER kommt.

ZIRKUSDIENER: Zurück! Zurück!

BÜRGER (*zu den Schülern im Kommandoton*): Was ist denn das für ein Drängen hier! Habt ihr noch nicht Disziplin gelernt? *(Stößt ebenfalls nach allen Seiten)* Wo turnt ihr denn?

ERSTER SCHÜLER: Hier, im Jahn.

BÜRGER: Mal merken das! *(Ab)*

ZWEITER SCHÜLER: Was war denn das fürn alter Spießer! Wahrscheinlich von den Katholiken übergetreten, in der letzten Minute. Wollen sich jetzt mausig machen.

ERSTER SCHÜLER: Ob der was meldet?

ZWEITER SCHÜLER: Quatsch! Solchen Greisen müßte man eins mit'm Knüppel auf die Birne geben.

ERSTER SCHÜLER: Schau, diesen Riesenmotor! Mensch!

ZWEITER SCHÜLER: Dieselöl...

ERSTER SCHÜLER: Ein Kerl, was?

ZWEITER SCHÜLER: Was denn! So'n Betrieb! Den Strom, den das verbraucht! Is doch der größte Zirkus, Mensch!

ERSTER SCHÜLER: Da! Jetzt richten sie den dritten Mast auf. Um drei Uhr muß alles erledigt sein!

ZWEITER SCHÜLER: Deutsche Organisation!

ERSTER SCHÜLER: 'türlich. Aber, wie kommt das — man hört ja auch anders reden.

ZWEITER SCHÜLER: Mensch, die reisen doch durch alle Kontinente. Aber die Leitung doch! Stosch. Dresdener. Reindeutsches Unternehmen!

ERSTER SCHÜLER: Wie sie rennen! Tempo, Tempo!
ZWEITER SCHÜLER: Du, den da, den kenn ich doch, der die Stützen da trägt, das is doch ... der is doch aus meinem Block ...
ERSTER SCHÜLER: Die sind gestern in der Vermittlung hier angeworben worden. Neunzig Mann! Egons Bruder ist doch auf der Vermittlung. Du kennst ihn doch!
ZWEITER SCHÜLER: Unsere Leute alles?
ERSTER SCHÜLER: Ich glaube
ZWEITER SCHÜLER: Der so etwas zu leiten hat, was?
ERSTER SCHÜLER: Das is er, der Direktor.
ZWEITER SCHÜLER: Der Schwarze, der schneidige?
ERSTER SCHÜLER: Ja, der. Schau, wie er dirigiert!
ZWEITER SCHÜLER: Was wollen die denn? Da gibts wohl was mit den Arbeitern?
ERSTER SCHÜLER: Scheint so.
ZWEITER SCHÜLER: Die wollen nicht. Immer gibs ihnen! Schmiß in die Bande!
ERSTER SCHÜLER: Gib ihnen Saures!
Ein DRITTER SCHÜLER kommt hinzu.
DRITTER SCHÜLER: Heil!
Militärisches Füßezusammenklappen, Händeschütteln.
ZWEITER SCHÜLER. Wo warste denn? Haste für die Wiederholungsprüfung geschrubbt?
DRITTER SCHÜLER: Ach, wir hatten Nachtausmarsch.
ERSTER SCHÜLER: Schau, jetzt wirds lebhaft. Gibs ihnen!
DRITTER SCHÜLER: Wen meinst du denn?
ZWEITER SCHÜLER: Den Direktor dort. Is 'n Kerl!
DRITTER SCHÜLER: Welcher denn?
ERSTER SCHÜLER: Auf den sie einreden. Der Schwarze!
DRITTER SCHÜLER: Der Schwarze? Mensch, is doch 'n Jude! Ausgesprochener Jude! Kenn ich doch, sowas!
ZWEITER SCHÜLER: Aber das Unternehmen ist doch eine alte deutsche ...
ERSTER SCHÜLER: Du meinst den Direktor?
DRITTER SCHÜLER: Ganz klarer Fall! 'n Jude! Schau ihn dir an. Direkt auffällig semitisch.
ZWEITER SCHÜLER: Natürlich, es stimmt! Die Nase! Das Gekräusel! Die Koteletten! Ekelhaft, so was!
ERSTER SCHÜLER: Seine Bewegungen. Die ganze Art. Das Freche, das Zynische. Typisch!
DRITTER SCHÜLER: Ausgesprochener Palästiner.
ERSTER SCHÜLER: Wie er nur schnauzt, dieser Judenjunge.
Der JUNGE ARBEITER, den der zweite Schüler vorhin erkannt hat, kommt vorbei.
ZWEITER SCHÜLER: Hallo! Was gibts denn dort mit dem Juden?
JUNGER ARBEITER: Ach, eine Schweinerei ist das! Wir sind gestern auf der Vermittlung von ihm angeworben worden. Neunzig Mann. Er hat uns 25 Kč pro Tag versprochen. Jetzt will er uns zwanzig geben. Wir geben nicht nach. Wenn wirs nicht kriegen — wir streiken!
DRITTER SCHÜLER: Recht so, Kameraden! Ihr werdet wohl hier sehr angetrieben?

JUNGER ARBEITER: Den ganzen Tag in diesem Tempo diese langen, schweren Stützen tragen. Man hat ja nichts im Körper. Um neun Uhr früh haben wir angefangen. Jetzt ist es neun. Das geht bis spät abends. Was für ein Geld für diese Arbeit! (*Ab*)

ZWEITER SCHÜLER: Das ist ja Ausbeutung schlimmster Sorte, was da getrieben wird!

ERSTER SCHÜLER: Sieh mal, wie er treibt! Wie er sie anflegelt! Sklaverei!

ZWEITER SCHÜLER: Diese Judensau!

DRITTER SCHÜLER: Man müßte hingehen und ihm eine in die Fresse geben, dem Judenjungen.

ZWEITER SCHÜLER: Er hat natürlich nicht einmal ein reines Hemd an, der schmierige Kerl.

ERSTER SCHÜLER: Diese schweren Stangen! Die Leute schwitzen ja. Wie sie rennen müssen!

ZWEITER SCHÜLER: Salomon, Schacherläwäi! Geschääft! Geb' ich nur 20 Kč für dä Orbeit!

DRITTER SCHÜLER (*laut, für die Umstehenden hörbar*): Dieser Saujud müßte dazu kommandiert werden, sie den ganzen Tag selber zu tragen, diese Stangen. Der müßte erst selber arbeiten lernen!

ERSTER SCHÜLER: Nicht so laut!

DRITTER SCHÜLER: Ach was, das ist mir egal. Schwein! Ich geh und hau ihm eine in die Fresse.

ZWEITER SCHÜLER: Ich muß Egons Bruder von der Vermittlung fragen, wie der Kerl eigentlich heißt. Den müßte man in die Zeitung...

ERSTER SCHÜLER: Aber, das ist doch Egons Bruder dort. . Er stand eben mit bei der Gruppe beim Juden. Da kommt er. (*Immer verwunderter*) Er kommt ja mit dem Juden hierher.

Der DIREKTOR des Zirkus-Unternehmens und der leitende BEAMTE der Arbeitsvermittlung kommen.

BEAMTER: Es müßte schnell jemand...

ERSTER SCHÜLER: Heil!

BEAMTER: Ah, da ist ja Klaus. Heil! (*zum Direktor*) Das sind unsere Jungens von der Jungschar Lützow. Das trifft sich, Herr Direktor! (*zu den Jungen*) Dieser Herr ist Geschäftsführer des Unternehmens — des deutschen Unternehmens Stosch-Schmarrasani. Stosch-Schmarrasani ist, wie ihr wißt, alter Nationalsozialist. Auch der Herr Direktor des Unternehmens ist Nationalsozialist und Kamerad. Von der alten Garde.

ZWEITER und DRITTER SCHÜLER: Heil!

Hacken zusammenschlagen, Händedruck.

DIREKTOR: Freut mich! Ja, alles hier deutsche Arbeit, deutsche Organisation! Kommen von Aajentinien rüber. Muß mich hier mit die rumärjern. Was habt Ihr da eijentlich in da Tschechei für Leute? Jehörn in Arbeitsdienst rin, die Kerls, Aufjehetzt! Von Juden!

DRITTER SCHÜLER: Natürlich. Disziplin muß sein!

BEAMTER: Halloh, wer fährt gut Rad von euch?

DRITTER SCHÜLER: Ich.

BEAMTER: Schön. Fährst mal in die Vermittlung rein, zum Ginzel. Sagst ihm, kommst von draußen und wir brauchen sofort zwanzig Leute, aber, verstehst du, verläßliche Leute! Sollen sofort antreten! Verläßliche! (*Schreibt etwas auf seinen Notizblock, reißt den Zettel ab, gibt ihn dem Schüler*) Hier, übergeben! Verstanden?
DRITTER SCHÜLER: Jawohl! (*Schnappt zusammen*)
DIREKTOR: Hier sind drei Freikarten für 'n Stehplatz. Heut abend! Servus!
DRITTER SCHÜLER: Danke! Heil! *(Zusammenschnappen, ab)*
BEAMTER: Heil! *(Mit Zirkusdirektor ab)*
ERSTER UND ZWEITER SCHÜLER: Danke! Heil! *(Zusammenschnappen)*
ERSTER SCHÜLER: Is 'n Kerl, was?
ZWEITER SCHÜLER: Doch klar!
EINE FRAU (*im Vorbeigehen*): Entschuldigen Sie, woher kommt der Zirkus?
ERSTER SCHÜLER: Aus Südamerika.
ZWEITER SCHÜLER: Aus Argentinien, sagte uns der Direktor.
FRAU: Aus Argentinien.
ZWEITER SCHÜLER: Mensch, die machen wohl Schluß, die Leute? Die tun wohl nichts mehr?
ARBEITER (*vorbeigehend*): Schluß!
ERSTER SCHÜLER: Hetzerei im Spiel.
ZWEITER SCHÜLER: Die streiken wohl gar? Ein Skandal! Und da sind Parteimitglieder drunter... Unsre Leute!
ERSTER SCHÜLER: Was willst du, die haben doch keine Weltanschauung!
ZWEITER SCHÜLER: Na ja.
ERSTER SCHÜLER: Ob das wahr ist, mit den 20 Kč für vierzehn Stunden?
ZWEITER SCHÜLER: Na und? Die Regie. Mensch! Glaubst du, die zerreißen sich? Dort steht einer rum, wartet, bis sie ihm die Pflöcke runtergeben.
ERSTER SCHÜLER: Er spricht sie alle mit „Du" an, die Arbeiter, hörst du?
ZWEITER SCHÜLER: Findest du was dabei? Als Kameraden?
ERSTER SCHÜLER: Er hat sich sogar das Hemd schmutzig gemacht. Vom Zupacken wahrscheinlich — der Direktor.
ZWEITER SCHÜLER: Deutscher Geist!
ERSTER SCHÜLER: Schau nur! Er gibt nicht nach. Der wird die Bande durcheinanderjagen. Das Kommando!
ZWEITER SCHÜLER: 'n Preuße!
ERSTER SCHÜLER: Das kühne Profil! Die Nase! Sieh dir die Kinnpartie an. Ein Führer!
ZWEITER SCHÜLER: Auf den ersten Blick.
ERSTER SCHÜLER: Schneidiger Junge, der Direktor.
ZWEITER SCHÜLER: Deutscher Offizier!
ERSTER SCHÜLER: Du meinst?
ZWEITER SCHÜLER: Klar!
ERSTER SCHÜLER: Dann auf heute abend — Heil!

EIN FLUGBLATT AUS MÜNCHEN

Heinrich Mann erhielt dieser Tage Grüße von einer Gruppe münchener Maler und Schriftsteller. In dem Brief lag eine Flugschrift, die diese oppositionellen Künstler in Bayern illegal verbreiten. Allein die Tatsache, daß es dem geräuschvollen faschistischen Banausentum mit seiner Schund-Ausstellung im „Haus der deutschen Kunst" nicht gelungen ist, die Stimmen der in Deutschland gebliebenen, fortschrittlichen und freiheitsliebenden Künstler zu ersticken, rechtfertigt unsere lebhafteste Anteilnahme. In der kleinen „Zweimal deutsche Kultur" betitelten Schrift, die die von führenden englischen Kunsthistorikern protektionierte londoner Ausstellung „entarteter" deutscher Kunst dem von Herrn Hitler aus dem „Boden" gestampften münchener Sammelsurium gegenüberstellt, heißt es unter anderem:

„Auf dem Gebiet der bildenden Künste wurden von den öffentlichen Instanzen die Errungenschaften von fünf Jahrzehnten unterdrückt oder kurzerhand verboten. Liebermann und Corinth, die bedeutendsten Vertreter des deutschen Impressionismus; Ernst Ludwig Kirchner, der Repräsentant des frühen deutschen Expressionismus, der sich dieser Tage aus Kummer über den Verfall der deutschen Kunst und die Verhöhnung seiner Werke das Leben nahm; Franz Marc und August Macke, die Begründer des „Blauen Reiters", einer im tiefsten Grunde deutschen Künstlergruppe, die beide im Kriege gefallen sind und nicht aus ihren Gräbern auferstehen können, um das verleumdete Werk zu verteidigen; Max Beckmann und George Grosz, die bedeutenden sozialkritischen Maler und Graphiker; Paul Klee und Wassilij Kandinsky, die schöpferischen Lehrer am Weimarer und Dessauer Bauhaus; der vor kurzem verstorbene Christian Rohlfs, dessen Malerei in der Welt als stärkster Ausdruck norddeutscher Geistesart geachtet wird und Oskar Kokoschka, der vielleicht bedeutendste lebende deutsche Maler — sie alle und noch viele Ungenannte, die wir nicht nennen wollen, um ihr schweres Los nicht noch zu verschlimmern, wurden persönlich oder in ihren Werken unterdrückt, verleumdet und beschimpft ..."

Das Ergebnis ist eine durch Zwang und Vorschriften beengte, dilettantische Malerei, die die faschistische Gegenwart zu idealisieren beauftragt ist. Politiker werden als Heroen, Frauen als Musen, die schwer arbeitende Bauernfamilie als Salontiroler dargestellt. Eine Kunst, die in keiner europäischen Großstadt den Anspruch erheben dürfte, der Öffentlichkeit dargeboten zu werden ...

Es gibt ein Wort in der Rede Hitlers, (anläßlich der Eröffnung der münchener Ausstellung. D. R.)

das der Wahrheit nahekommt: „Das kulturelle Schaffen eines Volkes kann nur das Spiegelbild seiner inneren Werte sein." Das „kulturelle Schaffen", das der neue Machthaber anordnet, worin besteht es? In der Zerstörung der europäischen Kultur. In einer Rassenpolitik, die nicht nur darin ihren Ausdruck findet, das eine Minderheit sozial und wirtschaftlich vernichtet wird, sondern auch in einer Bündnispolitik mit den japanischen Rein-Ariern gegen China und die Sowjetunion. In Kriegsrüstung und heimlichen Kriegszügen. In der Zerstörung spanischer Kulturstätten durch deutsche Fluggeschwader und deutsche Kriegsspezialisten. In der Unterdrückung der Religionen zugunsten einer wahnwitzigen Selbstvergottung. In der Einkerkerung von zehntausenden deutschen Menschen in Gefängnissen und Konzentrationslagern, weil sie einer freiheitlichen Gesinnung verdächtigt werden..."

Die Flugschrift, die unterzeichnet ist „Freunde der Deutschen Volksfront", schließt mit der Aufforderung zur Einheit zwischen allen religiös und sozial unterdrückten Hand- und Kopfarbeitern, um die materielle und geistige Tyrannei des Faschismus zu überwinden und

„... in Gemeinschaft mit anderen Kulturvölkern wieder eine glücklichere Zeit aufzubauen."

I. F.

BRAUNES ALLERLEI

Schwarz auf Weiß

Im Auftrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften ist der neue Atlas herausgegeben: „Atlas des deutschen Lebensraums in Mitteleuropa". Jetzt kann man ihn getrost nach Hause tragen:

„Dieser große deutsche Nationalatlas soll bewußt den Lebensraum des deutschen Volks, nicht den seines Staats, zur Geltung bringen. Das Volksganze ist über den Staatsgedanken gestellt. Weil aber unser Volk in verschiedenen Staaten lebt, wurde es notwendig, die Karten auf ein Gebiet von nicht weniger als 18 Staaten Mitteleuropas auszudehnen."

Kartographisch wäre somit der „deutsche Lebensraum" bereits ausgedehnt. Vorläufig handelt es sich nur um Mitteleuropa. Die übrigen Staaten mögen daher nicht aufatmend glauben, daß sie nicht zum „deutschen Lebensraum" gehören. Man geht nur organisatorisch vor. Die Preußische Akademie der Wissenschaften betont ausdrücklich, daß es sich nicht um einen „gewöhnlichen" Atlas handelt:

„Es wird aufgezeigt, wie der deutsche Lebensraum im Rahmen seiner Nachbarn liegt, wie weit er mit diesen verbunden ist und wie weit er sich von ihnen in der natürlichen Ausstattung und der von den Menschen vollzogenen Nutzung unterscheidet."

Auf die natürliche Ausstattung wird besonderer Wert gelegt, namentlich mit Rohstoffen. Wenn außerdem deutsche Menschen bereits den Lebensraum anderer Staaten „genutzt" haben, ist es selbstverständlich schon durch die Tatsache der Ausbeutung deutsch geworden. Noch haben die Eingeborenen Zeit, sich etwas zurückzuziehen. Zum „deutschen Lebensraum" gehören folgende Staaten, was sich so Staaten nennt: Norwegen, Schweden, Dänemark, Finnland, Baltische Staaten, Polen, Tschechoslowakei, Österreich, Schweiz, Nordital ien, Ungarn, Südslawien, Rumänien und Bulgarien. Daran ist nicht mehr zu tippen. Der Atlas beweist es mit größter Genauigkeit:

„Alles, was für die Gestaltung des deutschen Raums durch den deutschen Menschen, sei es historischer, siedlungskundlicher, wirtschaftlicher, physischer oder volkskundlicher Art, von Bedeutung ist, wurde in diesem einzigartig gigantischen Werk verarbeitet."

Wissenschaftlich wird der faschistisch-imperialistische Wahnsinn „Geopolitik" genannt. Diese „Wissenschaftler" sind daher geradezu enthusiasmiert und erklären:

„Der Gedanke, der dem großen Weltatlas zugrunde liegt, ist so zweckmäßig, daß man von einer Revolutionierung des Atlantenwesens ohne Übertreibung sprechen kann. Es ist anzunehmen, daß diese Methode allgemein Eingang finden wird, weil sie unsres Erachtens die einzige ist, die den Anforderungen, die die politischen Ideengänge unserer Zeit an die Karten stellen, genügt."

Diese politischen Ideengänge führen direkt zur Ideenflucht. Sie tritt bereits bei der „Frankfurter Zeitung" in Erscheinung. Ihr genügt schon der Maßtab der Karten:

„Wir gestehen, es geht von diesen gewaltigen Formaten an sich schon eine eigentümliche Spannung auf den Beschauer aus. Aus den Dimensionen der Karten entwickelt sich notwendig das Gefühl für die Dimension der Welt."

So groß hat sich die „Frankfurter" die Welt garnicht vorgestellt. Besonders bemerkenswert bei diesem Atlas ist schließlich noch die patentamtlich geschützte „Knöpfmechanik". Eine höchst sinnreiche Einrichtung. Sowie das „Dritte Reich" einem Staat „deutschen Lebensraum" abgeknöpft hat, kann man das gleiche mit der entsprechenden Karte tun. Die entsprechende neue Karte mit den entsprechenden neuen Bezeichnungen wird vom Verlag einzeln geliefert. Der Atlas kann also nie „veralten", auch wenn die ganze Welt deutsch geworden ist.

Neudeutsche Jugendschriften

Ein Herr Oberhauser erzählt „eine abenteuerliche Sache für Jungen": „Die Jagd nach Asien". Hier wird die wilde Abenteuerlust der kriegstüchtigen Jugend mit einer hochoriginellen soliden Handlung verbunden. Nämlich von Radioapparaten. Drei Freunde wandern in ein blutverbundenes Land aus. Nach Mandschukuo. Man muß

etwas für die Verbündeten tun und sie etwas verdienen lassen, weil man im Urvaterland nichts mehr absetzen kann. Die drei Freunde haben es sehr eilig: es droht die befreundete japanische Konkurrenz. Bei ihrem gemeinnützigen Unternehmen hilft ihnen das deutsche Wunder. Sie „erzielen große Umsätze in Radioapparaten". Auf, Jungen nach Asien, dort kann man noch Geschäfte machen!

Herr Barthel bietet eine „Erzählung aus den neuseeländischen Freiheitskämpfen": „Te Kuti, der Maorihäuptling". Der Autor nimmt sich den Hitlerklassiker Karl May zum Vorbild. Der Maorihäuptling *„war in Wirklichkeit, was Winnetou für Amerika bedeutet"*. Die Maoris durften sich *„heldenhaft gegen ihren Untergang wehren"*, weil sie gegen *englische* Kolonialtruppen fochten. Gegen deutsche würde man es ihnen übelgenommen und kein Buch über sie für die Jugend geschrieben haben. Da es sich nur um Engländer handelt, wird es einem deutschen Ingenieur gestattet, sich an dem Verzweiflungskampf von Neuseeland heroisch zu beteiligen. Sein verspritztes deutsches Blut beweist zugleich das Recht des „Dritten Reichs" auf den neuseeländischen Lebensraum.

Die Liebe norddeutschen Menschentums

Im „Dritten Reich" ist alles neu. Auch der Mai und die Liebe. Sie war zwar schon immer ein süßes Geheimnis. Jetzt ist sie ein deutsches, sogar ein norddeutsches. Man könnte sich einen Ast lachen, wenn nicht auch schon auf ihm die Engel säßen. Wohin man im „Dritten Reich" spuckt, überall bricht ein deutsches Wunder aus, auf und um. Die deutsche Akademie der Dichtung hat einen jüngeren Mann für seine *„besondere dichterisch gestaltete Leistung"* ausgezeichnet. Der Mann schreibt grundsätzlich Bücher der norddeutschen Liebe. Daher heißt sein neustes Buch: „Der Ast, auf dem die Engel sitzen." Kirche. Orgel. Der Pastor. Das norddeutsche Menschentum in weiblicher Gestalt heißt Antonia. Ihm, dem Pastor, ist das Norddeutsch-Menschliche noch etwas fremd. So

„mußten die metallenen Pfeifen und Flöten die bange Herzensfrage aufnehmen und das Ungesagte in die süße Wehmut schluchzender Töne kleiden: Wie soll ich Dich empfangen und wie begegn' ich Dir —"

Schon der Apostroph von begegn' weißt auf die besondere dichterisch gestaltete Leistung hin. Sie versteht die Sprache der Pfeifen und Flöten und bleibt daher *„still auf ihrem Platz."* Komm den Männern zart entgegen. Sie hört ihn orgeln:

„Es war seine Stimme, die nun durch ihr Herz sang, ja, was in ihren Ohren raunte und rauschte wie das Lied einer Muschel, war seine Stimme."

Natürlich eine norddeutsche Seemuschel. Ihr norddeutsches Menschentum gibt ihr den nötigen Tip. Sie weiß, wie sie empfangen soll:

„Sie hatte die Augen geschlossen. Entrückt war sie der Zeit."

Dieses wegen der Ewigkeit der Liebe. Sie saß sowieso schon allein in der Kirche. Trotzdem dauert es ihr zu lange:

„Und als nun ein Wort zu ihr herklang — sie wußte nicht, aus welcher Ewigkeit, — und als sie aus diesem Wort nur einen Namen heraushörte,"

aus einem Wort nur einen Namen,

„ihren eignen Namen, ihren Namen Antonia, ach, was hätte da ihr Herz antworten können, was hätte es andres antworten können als ein banges seliges ahnendes ‚Du?' Wie hätte es anders antworten können, als mit dieser gläubigen Frage?"

Ich wüßte es auch nicht. Das scheint mir durchaus am Platz in der Kirche zu sein. Jetzt ist es Zeit, dem norddeutschen Wunder in die Augen zu sehen:

„‚Du?', flüsterte Antonio. Denn in jähem Schreck öffnet sie die Augen, zittert, will fliehen, aber Sebastian hat ihre Hand. Antonia! kommt es von seinen Lippen. Sie zaudert, ein Schauer überläuft sie, sie bleibt."

Heldenhaftes Mädchen. Namentlich der jähe Schreck dürfte seine Wirkung nicht verfehlt haben. Leider wird es jetzt konkret:

„Das Raunen und Rauschen, dieses süße Muschellied der Ewigkeit, verklang. Um Antonia ist die kühle, feierliche Stille des Raums. Sie fühlt, dieses ist der Augenblick der Entscheidung."

Sie läßt den Ast absägen, auf dem die Engel sitzen. Er hingegen war gar nicht ge-

faßt, daß alles so glatt abgeht. Philosophisch erklärt er:

„Antonia, es wäre viel zwischen uns zu sprechen, doch in dieser Stunde ist mir, als hätten wir uns alles gesagt."

Dem wäre nur noch die Meinung der „Hamburger Nachrichten" hinzuzufügen:

„Die Kunst der erzählenden Möglichkeit ist kaum zu steigern, sie gipfelt im schöpferischen Realismus."

Typisch ortenauische Dichtung

Da im „Dritten Reich" kein Autor mehr wagen darf, etwas zu sagen, sagt jeder als Autor etwas, der eine Heimat besitzt und sie infolgedessen warm empfindet. Besonders bodenständig ist die Ortenau. Diese Landschaft, man denke, am Schwarzwald, charakterisiert *„typisch das deutsche Schicksal"*. Daher fand sich ein Meister, Singer heißt er, zu sagen, in bodenständiger Dichtersprache, was diese Ortenauer im Dreißigjährigen Krieg gelitten haben. Typisch für die Ortenau sind die *„blutechten Bauerngestalten"*. Dabei literarisch wohlgenährt, nämlich *„prall von dramatischen Ereignissen."* Dabei platzten sie im blutigen Dreißigjährigen und gaben so Gelegenheit zu *„einer durchbluteten Kulturschilderung im weitesten Betracht"*. Das hätte die „Badische Presse" lobend mitzuteilen. Außerdem läßt sich der Autor von einer Frau Walter aus dem Schwarzwald bestätigen:

„Genau so habe ich während meiner Kindheitsjahre diese Landschaft immer gesehen. Am meisten haben mich die kraftvollen, volkstümlichen Reden der Bauern erfreut. Es ist alles echt und typisch ortenauisch gesehen, empfunden und dargestellt. Die Leute — darüber ist weiter nichts zu sagen, als daß es genau die Ortenauer sind, wie ich sie kenne und liebe."

Die Echtheit der Heimatkunst bestätigt ein Augenzeuge der Sippschaft. Etwaige Leser des Romans können also ganz beruhigt sein. Außerdem lernen sie bei der Lektüre ortenauisch:

„Singer führt das lebendige Wort der Volkssprache in die Schriftsprache ein und findet mit sehr feinem Gefühl den Übergang von der Volkssprache in die Schriftsprache, so daß diese von jener durchblutet wird."

Die blutechten Gestalten färben eben auf die Schriftsprache ab, so daß diese von jenen ohne weiteres verstanden wird, soweit sie im „näheren Umkreis des Dorfes St. Lienhard" wohnen.

Der Verlag macht übrigens darauf aufmerksam, daß der Roman nur 440 Gramm wiegt.

Die Kulturgeschichte des Jahres 1200

Sie kann man nicht mehr zu kennen behaupten, ebensowenig die dichterische Gestalt Wolframs von Eschenbach — erklärt Börries Freiherr von Münchhausen — wenn man nicht die Wiedergabe des Parzival von Wilhelm Stapel kenne. Dieser Münchhausen ist nicht der bekannte Lügenbaron, trotzdem er auch lügen kann, er hat sich vielmehr als Denunziant Richard Dehmels einen Namen gemacht. Außerdem hat er sich früher wohlwollend über „Juda" geäußert, was er jetzt wieder gutzumachen sucht: Eschenbach wird erst durch Stapel verständlich.

Dieser Herr Stapel war bisher passiv literarisch tätig. Er versuchte, seine Talentlosigkeit durch das Vorhandensein jüdischer Autoren zu rechtfertigen. Jetzt vergreift er sich bereits an dem Parzival. Er hat

„den berühmtesten Ritterroman der Weltliteratur zum erstenmal vollständig, genau und angenehm lesbar übersetzt."

Herr Stapel findet, daß durch seine Übersetzung erst

„die hohe Erzählerkunst Wolframs recht zur Geltung kommt".

Da ihm das Reimen zuviel Schwierigkeiten macht, übersetzt Stapel den Parzival einfach in Prosa und macht ihn dadurch nach seiner Ansicht

„zu einem spannenden Roman, zu einem wahren deutschen Volksbuch."

Herr Baron von Münchhausen behauptet sogar, daß man durch diese Hochstapelei *„zum erstenmal zur inneren Form von Wolfram vordringt"*. Man möge sich davon durch eine Vergleichung weniger Verse zwischen den Übersetzungen Simrocks und Stapels überzeugen:

Übersetzung Simrocks:

Wem Zweifel an dem Herzen nagt,
Dem ist der Seele Ruh' versagt.
Geziert ist und zugleich entstellt
Wo Unlautres sich gesellt.
Zu des kühnen Mannes Preis
Wie bei der Elster Schwarz zu Weiß
Doch oft gelang er noch zum Heil,
Denn beide haben an ihm Teil,
Der Himmel und der Hölle Schlund
Wer Untreu hegt im Herzensgrund,
Wird schwarzer Farbe ganz und gar
Und trägt sich nach der finstern Schar;
Doch fest hält an der blanken
Der mit stätigen Gedanken.

„Verständlichmachung" Stapels:

Wenn das Herz mit Zweifel an Gottes Hilfe und an sich selbst umgeht, so muß das der Seele sauer werden. Schmach und Schmuck zugleich trägt der unverzagte Mann, den zu Zeiten Verzagtheit überkommt, er ist wie die Elster schwarz und weiß. Doch mag er sich immerhin getrösten: Himmel und Hölle haben beide Teil an ihm. Aber des unstäten Mannes Seele dient dem schwarzen Banner der Hölle und wird dunkel wie die Finsternis. Doch wer treu gesinnt ist, der gesellt sich der reinen und lichten Schar.

Die entlarvte Queen

Endlich hat man im „Dritten Reich" ermittelt, auf welche Weise es Großbritannien zur Weltherrschaft gebracht hat. Verdächtig ist den Faschisten vor allem diese Entwicklung unter der Herrschaft einer Frau, die bekanntlich zwischen den Wochenbetten nur etwas in der Küche zu suchen hat. Jedenfalls war klar, daß eine Weltmacht ohne deutsche Hilfe nicht gegründet und nicht begründet werden kann. Man fand auch bald den Fingerzeig: die Königin Viktoria von England hatte einen deutschen Prinzgemahl, den Herzog Albert von Coburg. Der „jetzige Herzog von Coburg" fühlte sich dem „Führer" sofort schicksalsverbunden, unterstellte sich ihm und öffnete jetzt die geheimgehaltenen Archive mit den Briefen Alberts an seine Familie. Sie beweisen historisch das Recht Deutschlands auf England. Erst wollte

„die herrische Queen ihren Gatten von allem fernhalten und verlangte bald doch nichts anderes mehr auf der Welt, als, ihrem Gatten gehorchen zu dürfen: wir Frauen sind nicht zum Herrschen geboren."

Plötzlich starb ihr nun dieser Mann weg, und sie mußte wohl oder übel immerhin noch vierzig Jahre allein regieren. Was aber keine Kunst war. Denn der Prinzgemahl hatte

„über alle erdenkliche Ereignisse und Probleme hunderte von riesigen Abhandlungen mit Urteilen und Ratschlägen"

hinterlassen. Die ganzen vierzig Jahre kramte die Queen „täglich" in den Aufzeichnungen des Toten herum und erlernte so „die Regierungskunst eines Weltreichs". Der Albert hatte das Regieren überhaupt aus dem ff heraus. Kein Wunder. Er war ein geborener Coburger. Deshalb schrieb er an seine Familie:

„Der Erdball wird bald zu klein für uns sein, und es muß etwas geschehen, um auf andere Planeten zu kommen."

Das glückte ihm auch auf höchst originelle Weise: er segnete das Zeitliche. Dann geschah fast hundert Jahre nichts. Bis zu dem Moment, in dem die Familie Hitler den kleinen Erdball übernahm.

Wie konnte nun die Queen in den Papieren Alberts herumkramen, zwecks Aneignung der Regierungskunst, wenn sie sich im *„streng gehzimgehaltenen Archiv"* des jetzigen Coburgers befinden? Es wäre doch aufgefallen, wenn die Königin *„täglich"* von London nach Coburg und zurück gefahren wäre. Mindestens ihrem Premierminister jüdischer Herkunft, Herrn Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield. Er hatte 1876 die Queen zur Kaiserin von Indien gemacht. Wie man jetzt versteht, auf Grund der Aufzeichnungen des toten Prinzgemahls.

Jedenfalls ist jetzt das Regieren überhaupt keine Kunst mehr. Das sieht man deutlich am „Führer". Die ganze coburgische Weisheit kann jeder für sieben Mark fünfzig studieren, dem der Erdball zu klein ist. Für etwaige Interessenten sei der Titel des Buchs genannt: ‚Der große Coburger und seine Zeit'. Auch die Empfehlung: *„Dem Inhalt nach ein echt deutsches Buch, wie es in dieser Weltweite und Eigenart kein zweites gibt."* Kein Erdballer darf es sich entgehen lassen!

Hier nochmal der „gute echte Tod"

„Blicken wir auf zu denen, die zu sterben wußten, und wir werden wissen, wie wir leben müssen. Und nun brenne dieses Opferfeuer in die Nacht und weise uns den Weg, den wir zu gehen haben."

Also schließt ein Herr Kramer sein Buch „Die heiligen Nächte". Besonders wird darauf hingewiesen, wie angenehm das Sterben zwischen Weihnachten und Neujahr ist. Natürlich als Soldat...
Da fällt es sich noch einmal so gut. Das Feuer erwärmt direkt in diesen heiligen Nächten. Wo man auch sei, man fühlt sich zu dieser Zeit in „der ewigen Landschaft der Seele." Dort findet sich ohne jede Generalstabskarte der Frontsoldat zurecht. Denn

„er weiß um die Problematik des bürgerlichen Lebens und kennt die Wege zu einem höheren, darüber gelagerten Lebensstil: dem des Soldaten".

Er hat zwar auch eine Problematik, aber „die innere unserer Zeit". Jedenfalls hat das „Dritte Reich" eine heilige Verkehrsregelung erreicht: alle Wege führen mit und ohne Rom in den Tod.

Restbestände

Für folgende Bücher sind die Preise herabgesetzt:

Rosenberg und Luther
Der deutsche Luther tut not
Verfassung
Dem Glück entgegen
Mörder
Bürgerliches Gesetzbuch

Neuauflagen sind nicht beabsichtigt.

Kunst der Führung

Man kann sich vorstellen, daß sich jeder junge Deutsche jetzt zu dem neuen Beruf des Führers drängt. Wenn man sein Ariertum schriftlich in der Westentasche hat, ist die ganze Führerei gar nicht so schwer. Man erfährt aus dem Buch „Kunst der Führung", worauf es hauptsächlich ankommt. Die Führungsmittel sind: Rede und Befehl. Darin besteht *„das führerische Wirken und Handeln"*. Außerdem muß man Faschist sein und etwas von *„richtiger Menschenbehandlung" verstehen.* Sonst soll sich der Führer selbst erziehen und sich *„dem Gefüge der Führerschaft als solcher"* einordnen. Klar. Die Weisheit des Buchs ist

„das Ergebnis jahrelanger Lesefrüchte, Worte fast aller großen deutschen Menschen wurden verwendet".

Man kann sich auf den Autor verlassen,

„er hat die Lebensnähe der einzelnen Worte immer wieder am eigenen Erlebnis und aus eigener Erfahrung überprüft".

Er selbst war bisher „Gefolgsmann, Unterführer und erster Lagerführer."

Herwarth Walden

JATROSOPHIE FÜR HINEINLAUSCHER

Daß Hitler sich als neuen Messias beweihräuchern läßt, kann als bekannt vorausgesetzt werden. Über unbefleckte Empfängnis verlautet vorläufig noch nichts. Ob seine Kräfte überweltlich sind, wird im Bund deutscher Mädchen und Frauen lebhaft diskutiert.
Da erscheint just im rechten Augenblick das Buch: „Jatrosophie, metabiologische Heilung und Selbstheilung". Lebhaft von der Nazipresse empfohlen, ist es

„Ein Brevier für alle, die an überweltliche Kräfte glauben."

Es handelt sich schlicht und einfach

„ . . . um den Glauben an das Magisch-Göttliche, dessen Emanation, wenn der Mensch mit ihm kommunizieren kann, ihn in einen Raum überstofflicher Wirksamkeit erhebt."

Oder, deutsch gesagt: nicht nur Kanonen, sondern auch Emanation statt Butter. Wobei es auf das Kommunizieren ankommt. Das „Berliner Tageblatt" gibt allgemeine Richtlinien zur Lektüre. Eine Gebrauchsanweisung. Mit dem bloßen Lesen ist es nämlich nicht getan:

„Wer das Buch liest, muß in sich hineinlauschen, ob es innere Saiten in ihm anklingen läßt."

Das ist aber eine sehr delikate Umschreibung der Örtlichkeit, in der, nach vollzogener Lektüre, mit Sicherheit innere Seiten, nicht Saiten, anklingen werden. *H. Berg*

BRAUNE PSYCHOPOLITIK

Das Leben der übergroßen Mehrzahl aller Deutschen ist von schwerer seelischer Depression verdüstert. Auch das „Berliner Tageblatt" hat es schon gemerkt, und weil man dort keinen Weg weiß, dieser Depression wirksam zu steuern, sucht man eben einen Weg, sie zu beschönigen und den Deprimierten ein Argumentstränklein zu brauen, mit dessen Hilfe sie sich endlich gesund fühlen sollen. Unter dem Titel „Heilung von Seele und Körper" wird für eine „Depressive Gestimmtheit und Daseinsgestaltung" munter Reklame gemacht. Obwohl die unangenehme Feststellung nicht zu umgehen ist:

„Im Zustande depressiver Gestimmtheit wird das Dasein fragwürdig . . ."

bereitet es doch gar keine Schwierigkeit, mit heiterem Lächeln fortzufahren:

„. . . und diese Fragwürdigkeit hat einen Sinn."

Zwar:

„Die Seinszusammenhänge sind gestört."

Aber, aber — das Tränklein ist nunmehr fertig:

„Aus der augenblicklichen Seinsbezogenheit erfolgt ein Zurückfallen in sich, in die geschichtlichen Zusammenhänge der Welt, auf deren Grund sich alles Dasein aufbaut. Es bilden sich neue Wertaspekte, die in die Abgründe menschlichen Daseins hinabreichen können."

Was wollt ihr Deprimierten? Alles ist in Ordnung! Zwar sollte man uns allein schon wegen der Trübheit unseres stilistischen Gebräus zu lebenslänglichem Entzug aller Schreibmaterialien verurteilen, aber tut etwa unsere Arznei nicht Wunder? Wenn ihr ganz in euch zurückgefallen seid, servieren wir euch schnell neue „Wertaspekte" aus dem Rosenberg-Mythos und ihr fühlt euch wie die Fische im Wasser.
Allerdings, das ist richtig: das Ganze

„reicht in die Abgründe menschlichen Daseins hinab."

B. N.

DIE LICHTEN HÖHEN DER HEILKUNST

Auch die bisherige Medizin ist den Ariern verdächtig. Die Ärzte heilten so einfach darauf los, ohne vorher die Rasse und die Nation des Patienten festzustellen. In einem dunkeln Drang nahmen sie zwar Blutproben. Sie verwandten sie zu allem möglichen Unfug, aber nicht zu ihrem einzigen Zweck: Anhänger von Herrn Hitler zu produzieren. Im „Dritten Reich" wird jetzt Schluß mit der alten Medizin gemacht. Nicht germanisch ist schon das Objekt ihrer Tätigkeit: der Körper. Wer könnte daran zweifeln, daß er seine Existenz dem Marxismus verdankt. Dieser Körper will essen, trinken, gekleidet werden und womöglich noch wohnen. Das sind plumpe materialistische Ideen, gegen die sich der deutsche Mensch wendet. Der deutsche Mensch gehört zu den Geheimnissen der Natur. Er steht

„ehrfurchtsvoll vor den Wundern des Lebens und eigenen Körpers".

Ein Wunder, daß er überhaupt noch lebt. Er darf es solange, wie es der „Führer" will und erlaubt. Vor allem darf er als Körper keine Ansprüche an profane Dinge stellen. Er bildet nur den Sitz der volkverbundenen Seele. Durch die Güte des „Führers" braucht er für sie nicht einmal Miete zu zahlen. Sie wird ihm kostenlos geliehen und verliehen. Nur für den überflüssigen, mehr dekorativen Teil des Seelensitzes, für das Haupt, wird eine angemessene Kopfsteuer erhoben. Eigentlich mehr aus statistischen Gründen. Man muß doch wissen, wo die Seelen untergebracht sind. Aus allem ergibt sich, daß die Ärzte im „Dritten Reich" überflüssig geworden sind. Die Verwaltung der Körper und ihre Behandlung untersteht dem Generalstab und der SA. Nicht geeigneten und anspruchsvollen Körpern wird die Seele durch geeignete schlagkräftige und zielsichere Methoden entzogen. Für zufriedene Seelenträger ist der „kommende Arzt" vorgesehen. Er ist „sich seiner Sendung bewußt". Sein Vorkämpfer, ein Herr Liek,

„führte die Seele wieder in die Heilkunst ein, noch zu einer Zeit, als es als Wahnwitz galt, ihr zum Beispiel eine Rolle in der Chirurgie zuzuteilen."

Seit 1933 hat man mit diesem Wahnwitz im „Dritten Reich" Schluß gemacht. Es wird seelisch operiert. Man kann sich das ganz gut vorstellen. Der Chirurg sticht erst mit seinem Messer in die deutsche Eiche und dann in den Leib des Patienten.

Bei seinem Ruf „Heil Hitler!" kehrt die Seele prompt in den Schoß des „Führers" zurück. Dieser Herr Liek will

„die Heilkunst aus dem Gebiet des Handwerks wieder in das Reich der Kunst führen. Wie könnten darum die Ärzte von manchen Kurpfuschern lernen."

Er hat das auch selbst getan und ist bereits in Walhalla eingezogen. Seine Werke folgen ihm aber nicht nach, sondern werden neuverlegt.
Herr Liek nennt sich einen Mediziner, der nicht mehr Arzt ist, und erklärt:

„Meine Andacht vor der Heilkraft der Natur, diesem inneren Schöpfer, ist nie größer, als wenn ich sehe, wie er manchmal trotz aller ärztlichen Maßnahmen schließlich doch die Heilung schafft."

Manche Körper sind offenbar nicht umzubringen, selbst wenn sie mit Seele verdoktort werden. Nur der Herr Liek selber mußte daran glauben. Er hat sich wahrscheinlich an die falsche Adresse gewandt. Aber eins hat er erreicht,

„seine Mission für die geistige Vertiefung unserer Zeit. Sein Werk läßt uns die irrationalen Kräfte schauen und führt in die lichten Höhen biologisch-psychologischen Denkens."

Jetzt versteht man endlich das biologisch-psychologische „Heil" des deutschen Grußes. Es lebe die Kurpfuscherei!

Georg Sturm

„EIN DRITTEL DER NATION"

Kein europäisches Ereignis kommt mit den Nachrichten vom new yorker Wetterschauplatz mit. So beherrschte die Hitze die Sommertage, zerlöste die Hirne und zersetzte die Arbeit. Kein Wunder, wenn die Theater (bei solchem Wetter) leer, doppeltes Wunder, wenn sie voll sind. Und nicht, weil ein leichtes Stück mit dem Geraschel von Spitzendessous lockt, sondern ein Stück, voll vom Dunst der Zeit und der Not.
Die WPA-Theater — entstanden als künstlerische Sektion der großen Arbeitsbeschaffungsaktion der Regierung — haben in diesem vergangenen Winter alle Broadwayzauberer geschlagen und sind sogar mit ihrem Programm im Sommer siegreich auf dem Feld geblieben. Und was spielen sie? Neben einem interessanten Stück über den schwarzen Napoleon von Haiti und einem über den jungen Lincoln dieses: „One Third of a Nation." Es ist ein Stück gegen die Slums von New York. So wie Paris sich mit allen Mitteln zur Zeit gegen die taudis zu wehren beginnt, so geht die Mannschaft Roosevelt-La Guardia gegen die gräßlichen Elendsquartiere New Yorks vor. Das Baudepartement unter Nathan Strauß beschäftigt sich mit zwei mächtigen Plänen für die Überwindung der Slums, die allmählich Luft und Licht in die Steinstadt bringen sollen.
Das Theaterstück der arbeitslosen Darsteller, Regisseure, Zeichner etc, das das Bundestheater der Work Program Association spielt, ist ein soziales Kampfstück. Vor einem riesigen Hausquerschnitt, vierstöckig, mit Treppen und Gängen, Feuerleitern und Balkons, das in wechselnder Ausschnittbeleuchtung die Szene und damit den Lebensraum eines Drittels der Nation darstellt, spielt sich die städtebauliche Geschichte New Yorks ab. „Eine lebende Zeitung über Bauwesen" heißt der Untertitel des Stückes. Und in blitzartigen Szenen, unterstützt von Lichtbildern, Filmaufnahmen, im Publikum verteilten Schauspielern, einer deskriptiven Musik usw., rollt die Geschichte der Bauspekulation, der Reformversuche, der Grundstückspiraterie und des Kampfes zwischen Idealisten und siegenden Korruptionisten ab. Die sechzig mächtigen Familien der Staaten werden ebenso wenig geschont wie die Regierungen. Ehe Arthur Arent, der Autor, das Stück zu schreiben bekam, hat ein ganzes Komitee die facts aus Dokumenten und Sitzungsprotokollen zusammengestellt und für New York zum erstenmal in Harlem die Existenz der sogenannten „hot beds" (Betten, in drei Achtstunden-Schichten vermietet) festgestellt. Im Programm ist denn auch eine ganze Spalte Bibliographie minutiös verzeichnet.
Ein an sich trockenes Thema ist hier zu einer lebendig-dramatischen Anklage geformt. Den Höhepunkt erreicht sie in der Szene, da, nachdem das Wüten der Cholera in dem zerfressenen Gemäuer gezeigt wurde, dann das arme Volk der Einwohner erneut in die verseuchten Quartiere gelockt wird. Jede Stimme der Öffentlichkeit

wird übertönt von der Stimme des Hauses, die im zermürbten Gestein gespenstisch alles überdauert. Steil in die Gegenwart des Problems von heute steigt dann die Szene „What's price housing?" die den Verteuerungskreislauf des modernen Hausbaues zeigt. Und mit dem Refrain endet: „Wenn ihr nicht billig bauen könnt, so laßt es die tun, die es vermögen!" Womit wir deutlich auf sozialem Roosevelt-Boden gelandet sind. 136 Darsteller wirken in diesem Stück mit. Die Preise der Billets sind Kinopreise. Alle verdienen. Und — Hollywood hat das Stück bereits zur Verfilmung angenommen, mit Sylvia Sydney in der Hauptrolle. So etwas kann man wirklich produktive Arbeitslosenfürsorge nennen.

Manfred Georg

WAS MAN VOM FILM VERLANGT

Herrn Ernst Jerosch, Filmberichterstatter des „Berliner Tageblatt" gebührt der Dank dafür, endlich einmal klar ausgesprochen zu haben, was eigentlich der Nazi-Film braucht, um allen Goebbels-Anforderungen voll zu entsprechen. Daß er dabei den sonst üblichen mystisch-kauderwelschen Verschleierungsstil einmal beiseite läßt und an handfesten Beispielen zweier berliner Erstaufführungen seine Forderungen erläutert, macht die Sache allgemein verständlich. Es handelt sich um die Filme „Dreiklang" und „Der unmögliche Herr Pitt". Der Germane Jerosch endet seine Untersuchung über diese beiden Musterfilme mit dem klassischen Satz:

„Das ist es, was man vom Film verlangt".

Unter „man" kann man nach Lage der Verhältnisse in Deutschland in keinem Fall die öffentliche Meinung, sondern ausschließlich das Verlangen der faschistischen Regierung verstehen.
Muster ohne Wert Nr. 1: „Dreiklang". Wir zitieren die Inhaltsbeschreibung:

„Kleine Garnison der Vorkriegszeit mit ihrem streng gesellschaftlichen Komment, diese schuldlos verabschiedeten Offiziere, diese eleganten, interessanten Damen der großen Welt, die plötzlich in die Idylle hineinplatzen."

Das also wird verlangt.
Sehr klar, Herr Jerosch. Und „Der unmögliche Herr Pitt"?
Bitte sehr:

„Es beginnt mit einer Keilerei, der mehrere weitere folgen . . . Auf die Handlung kommt es dabei nicht an."

Natürlich nicht, denn:

„Die fortschreitende Technik gab auch einen Fortschritt in der geistigen Haltung."

Man mag die Sache drehen, wie man will, in diesem Zusammenhang kann doch nur die Rede sein von der fortschreitenden Technik des Keilens und dem daraus resultierenden Fortschritt in der geistigen Haltung der Verkeilten.
Aber das ist es wohl, was man vom Nazi-Film gerade nicht verlangt.

Ein Gaudi

Wir sind in der Lage, das vorangehende Muster-Duo durch einen dritten Film zu ergänzen, der unserer Meinung nach in Reinkultur die Ingredienzien enthält, die den Nazi-Film erst zu einem solchen machen.
Ort der Handlung: Ein deutsches Dorf.
Zeit: Heute.
Titel: „Spiel auf der Tenne".
Aus dem Inhalt:

„Der Gemeinderat muß viele Maß trinken, um endgültige Beschlüsse fassen zu können."

Schade, es wäre so interessant, die ganz genaue Zahl der „Maß" zu erfahren, die ein Nazi-Gemeinderat (denn andere gibt es heute in Deutschland nicht) trinken muß, um wirklich endgültige Beschlüsse fassen zu können.
Auf jeden Fall ergibt sich:

„. . . ein Gaudi von vielen Feuchtigkeitsgraden."

Was aber dann kommt, errät niemand:

„Den Beschluß machen vier Brautpaare, deren weibliche Teile ihrem Bedürfnisse nach Liebe mit der unverblümten Art der Naturkinder Ausdruck verleihen. . ."

Während . . .

„. . .während die Mannsbilder frisch und fröhlich alle Erwartungen zu erfüllen trachten."

Bliebe noch zu erfahren, ob die Mitglieder des BdM und der Hitlerjugend einzeln oder sturmweise zu diesem „Spiel auf der Tenne" geführt werden.

H. B.

THEATER DER ARMEN LEUTE

Man wird in der Beurteilung der wirklichen Ziele faschistischer Unternehmungen, werden sie auch mit Sirenentönen angepriesen, nie fehlgehen, wenn man hinter dem Irrlichter-Wust verfilzter Demagogie den kalten Zynismus ihrer Menschenverachtung und die manische Selbstüberschätzung der faschistischen Führerschicht kennt.

Gründen sie zum Beispiel „Theater des Volkes", in denen sie zu billigen Preisen Vorstellungen für arme Leute veranstalten, so sieht das aus, als wollten sie nicht nur Kanonen statt Brot, sondern auch geistige Nahrung anstelle der physischen verteilen. Aber es liest sich anders, wenn man sich der Rede Hitlers im Jahre 1937 vor den münchener Malern erinnert. Er, der sich für den genialsten unter ihnen hält, ließ dort das Maul überlaufen und beschimpfte das deutsche Volk, auch „Volksgenossen" genannt, als „kollektive breiige Masse," der nichts Schöpferisches innewohne — da riecht man schon den Gestank hinter der schillernden Haut des Bovist.

Und wenn man das Programm des „Theaters des Volkes" in Berlin überprüft, so sieht man, daß es ohne jede Ausnahme aus Revuen und Operetten besteht, und zwar der niedrigsten, plattesten, gröbsten Art.

Ist das vielleicht die Inkarnation dessen, was Reklamechef Reinicke Fuchs tremolierend am 10. Juli 1938 auf der Festsitzung der Reichskammer der bildenden Künste predigte:

„Die Kunst hat die Aufgabe, die Tugenden zu wecken ... Sie muß den Geschmack des Volkes veredeln."?

Ja, Sie werden lachen, Goebbels würde all das blöde, seichte Zeug für eben das ausgeben, wenn ihn nicht eine immer wachsende Opposition aus den Reihen des Publikums, die immer stärker auch die Schauspieler und Regisseure erfaßt, gezwungen hätte, auf den Vorwurf der Geschmacksverderbung zu antworten. Auf der Reichstheaterwoche in Wien gab er diese Antwort. Da hatten die deutschen Theaterleiter geklagt, wie schwer es ihnen durch diese Opposition gemacht werde, die „geistige Haltung" zu wahren. Goebbels gab sie ihnen nebst richtiger Einschätzung dessen, was unter „Theater des Volkes" in Hitlerdeutschland zu verstehen sei:

„Man sagt: Was nützt es schon für die Hebung des Geschmacks und für die Innehaltung eines künstlerischen Niveaus, wenn dort vor den breiten Massen nur Singspiele, Revuen und Operetten aufgeführt werden?"

Es nütze zwar nichts, aber:

„Gerade das arme Volk will im Theater sehen, was es zu Hause nicht zu sehen bekommt: Pracht und Glanz der Ausstattung, ein Leben in königlichen Ausmaßen."

Ein zynischer Schweinehund. Aber er unterschätzt das arme Volk. *C. B.*

BRAUNE KULTURSCHAU

Musik

Es ist kein Zufall, daß die deutschen Musiker auf allen ausländischen Wettbewerben unter „Ferner liefen" rangieren.

Zwar sagt das Sprichwort: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder." Hier irrt das Sprichwort. Böse Menschen haben Lieder. Fragt sich nur, was für welche.

Die „Ausrichtung" der deutschen Musik auf das Horst Wessel-Lied bewirkte das Ausquetschen derart lebensunfähiger musikalischer Fehlgeburten und Wechselbälge, daß man sich nur über den Mut wundern kann, mit dem der Doktor Eisenbart der deutschen Kunst, Joseph Goebbels, ausgerechnet in Düsseldorf sogenannte Reichsmusiktage zu veranstalten wagte.

Alles marschierte auf, was ein Cis von einem Dis unterscheiden kann, und die düsseldorfer Hühner lachen heute noch über die Blamage, die sich die Nazi-Musik mit dieser Veranstaltung geholt hat.

Die armen Musikreferenten mußten jeden Tag große Besprechungen schreiben. Da sie nicht kritisieren dürfen, müssen sie einen Eiertanz aufführen, aus dessen verschlungenen Figuren sich die Hieroglyphen oder, wenn man will, Runen für das deutsche Wort „Dreck" entziffern lassen:

„... nicht ohne Banalität ... zu gleichförmig und inhaltsarm. Komponist wandelt auf verschlungenen, manchmal unwegsamen Pfaden ... äußeres Zeichen für die Gegensätze, die sich hier trafen ..., wenn auch nicht immer mit klarer Zielstellung ... Kluft zwischen Kunst und Volk ..."

Während diejenigen, die einfach Fakten konstatierten, nur berichten konnten:

„... mit Widerspruch aufgenommen ... die dritte Komposition, die Widerspruch begegnete ... in Beifall, Gelächter und Zischen geteilte Aufnahme ..“

Im „Berliner Tageblatt“ konnte man sogar lesen, die neudeutsche Musik sei

„zur aphoristischen Karikatur verzerrt“.

Da aber schlug der Musikreferent der Reichsstudenten-Führung mit der gepanzerten Faust auf den Tisch und forderte ultimativ für die deutsche Musik:

„die Verbindung von innerem Reich und Soldatentum“.

Nun müssen die deutschen Kompositionsschüler zuerst eine Staatsprüfung im Trommeln ablegen, bevor ihnen das erste Stück liniierten Notenpapiers in die Hand gedrückt wird.

Lyrik

Es gab in Deutschland seit 1933 kein besseres Geschäft, als Hitler — Vermittler, Goebels — Säbels, Schwert — kehrt, siegen — stiegen, Kraft — schnaft zu reimen. Das Papier wand sich in Schmerzen, die Federn platzten, aber es gab keinen Pardon. Die Zeitungen nahmen, druckten und bezahlten alles. Aus sicheren Stellungen überschütteten täglich ganze Armeekorps von Nazi-Reimlingen das deutsche Volk mit einem vernichtenden Trommelfeuer von versifizierten Gasgranaten, wobei die oberste Feuerleitung in den Händen der verkrachten Poeten Goebbels und Schirach lag.

Bis es zu einem wahnsinnigen Krach kam. Man hatte sich lyrisch totgesiegt.

Nicht nur, daß kein Mensch diese Gedichte mehr las. Schlimmer. Die Leute lachten. Und die Opposition fand im hilflos-blutigen Gestammel der Nazi-Lyriker glänzendes Material zur antifaschistischen Propaganda.

Hitler schlug auf Goebbels; der gab die Backpfeifen an Papas Liebling, den Reichsjugendführer Baldur von Schirach weiter, und dieser mußte sich selbst desavouieren. Und da sich die Potenz von oben empfangener Ohrfeigen nach unten weitergegeben ins Maßlose verstärkt, so wurde durch den wütenden Ausbruch Schirachs für einen Augenblick das Medusenhaupt der Wahrheit über die hitlerdeutsche „Lyrik“ sichtbar:

„Ergriffen von der Sucht nach großen Worten hämmern unsere konjunktur-beflissenen Reimschmiede solange auf dem Metall unsrer Sprache herum, bis sie blechern zu tönen beginnt.“

Das Nessushemd, das Hitler der deutschen Kultur übergezwängt hat, platzt in allen Nähten:

„Aus der Blechschmiede der Dichterlinge hallt es wider von Standarten, Trommeln, Fanfaren und Treueschwüren. Aber das ist alles keine ehrliche Handarbeit mehr.“

Daradiridumtarides sieht sich selbst im Spiegel:

„Wie bei Ford wird am laufenden Band für die Mittags- und Abendzeitung je ein Kampfgedicht produziert. Es ist und bleibt Blech.“

Das lockert den sonst so zurückhaltenden Zeitungen den Mund, und das „Berliner Tageblatt“ schreibt, wenn auch mit diplomatischem Händereiben:

„... Zustände, die seit einigen Jahren recht mißlich waren und, ja, immer beschämender wurden ... Ihre Gedichte wurden immer schlechter, dünner und unglaubwürdiger ... Die Leser lasen keine Gedichte mehr.“

Eine kulturelle Bankrotterklärung. Und selbst für die Konkursmasse werden sich keine Käufer finden.

Prosa

Die berliner Zeitungen rühmen das Buch eines gewissen Dolf Sternberger, „Panorama“, mit dem Untertitel „Ansichten des 19. Jahrhunderts.“

Der Autor stellt sich dem wenig geneigten Leser zunächst als reiner Tor vor, gleichzeitig seine nicht rein törichte Schaffensmethode verratend:

„Durch eine edle und naive Form des Blendwerks will das ganze Jahrhundert betrachtet sein — von dem Christentum auf Onkel Toms Art bis zum Darwinismus, von dem Gasanstaltengeschmack bis zum Tierschutzverein.“

Was aber ein richtiger Tierschutzverein ist, empfiehlt dieses Buch Schützlingen nicht. Das ist nur für Nazis:

„Das Genrebild des nur halb Durchschauens und der oberflächlichen Harmonie ist

der wahre Maßstab damaliger wissenschaftlicher und politischer Mentalität."

Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode.

Aber einer der Lobpreiser, ein Herr Karl Pintschowius, hat an diesem Blendwerk doch einiges auszusetzen:

„*Der Autor läßt das Recht des Unbegreiflichen zu wenig zu Worte kommen.*"

Das ist wirklich ein halber Schönheitsfehler. Doch demgegenüber stehen beträchtliche faschistische Vorzüge:

„*Wirklich bedeutend ist die geschichtsphilosophische Grundnote. Sternberger geht theoretisch davon aus, daß mit dem Aufkommen eines urzeitlichen Allgemeinrythmus, der Zeitbegriff einen neuartig bestimmenden Charakter erhalten habe; denn im sozialen Raum von heute läßt sich kein Raum mehr rein zeitlich bestimmen. Vollständige Ortsbestimmungen sind heute immer raumzeitlich geartet.*"

Dieser verwässerte Bergson-Aufguß ist so geschichtsphilosophisch und so bedeutend, daß der Pintschowius den schluchzenden Leser damit zu trösten versucht, es handele sich keineswegs um ein Buch aus der Zeit,

„*wo man den Leser mit theoretischen Grundfragen schwach machte. In diesem Punkte braucht niemand was zu fürchten. Es wird ihm nur glatte Lektüre zugemutet.*"

Hier irrt Pintschowius: die Lektüre dieses Buches ist eine glatte Zumutung.

Junge Prosa in kurzer Form

Es wäre ungerecht, wenn man den jungen Nazi-Prosaikern kurzer Form den Vorwurf machen wollte, daß sie „Das Recht des Unbegreiflichen zu wenig zu Wort kommen" ließen.

Im Gegenteil, nach dem Motto: Je unbegreiflicher, um so höher das Honorar, haben sie sich ganz schön in die Wolle gesetzt. Man braucht sich nur an die Inhaltsbeschreibungen zu halten, die Hans Georg Brenner, ein in Nazikreisen maßgeblicher „Literatur"-Spezialist, gibt, um zu merken, auf welchem Kalmus die jungen Leute piepen.

1. Manfred Hausmann „Demeter":

„*Die Schwelle zwischen Tag und Nacht wird berührt und gibt zu einem unruhigen Glücksgefühl Anlaß.*"

Die Sache mit der zwischen Tag und Nacht berührten Schwelle ist schon ganz hübsch unbegreiflich. Aber andere junge Autoren geben ihm in nichts nach:

2. „Die Tocher":

„*Eine Bauerntochter, die es nur unter Schmerzen lernen kann, nicht gar zu sehnsüchtig die Straße herunter zu schauen.*"

Was man sicher nicht nur wegen dem „herunter" unter Schmerzen lesen kann.

3. „Der stärkste Zauber":

„*Die Menschen gehen mit der ‚weißen Magie' etwas leichtfertig um, ohne von ihr besessen zu sein.*"

Womit offenbar die Nichtleser der jungen Autoren getadelt werden sollen, von denen letztem Brenner behauptet:

„*Fast verträumt er sich in den Dämmerungen.*"

Und zusammenfassend stellt er beruhigt die Frage:

„*Verrät sich hier nicht bereits nur Sinn für das Unsagbare? Ein gläubiges Verhältnis zu dem Dunklen?*"

Götz von Berlichingen hätte auf diese Frage eine begreifliche Antwort in kürzester Prosaform gefunden. *Hans Berliner*

SEIN GESAMTKUNSTWERK

Schade daß der Schriftsteller Karl May tot ist. Er könnte sich heute in einem Ruhm sonnen, der in Hitlerdeutschland weder Goethe noch Schiller beschieden ist.

Bekanntlich ist Karl May Hitlers Lieblingsautor. Und wenn man sie an ihren Früchten erkennen kann, so passen May und Hitler, der, den Fisco abwandelnd, sagen kann: „Ich habe getan, was Du nur schmiertest", gut zueinander.

Schon vor zwei Jahren hat der Renegat und Hochstapler Karl Junghans sich in die Gunst des „Führers" dadurch eingekauft, daß er einen Karl May-Film in Berlin inszenierte. Aber jetzt, wo die gesamte Jugenderziehung in Deutschland im Stile Karl Mays durchorganisiert ist, hat man diesem Ideal Hitlers Festspiele gewidmet, die alles Dagewesene in den Schatten stellen.

Winnetou unter den sächsischen Germanen

Pietät ist eine schöne Sache und die sächsische Schweiz eine pittoreske Gegend. Wenn Karl May seine sentimental-frömmelnden Mordromane aus aller Welt geschrieben hat,

ohne je einen Fuß über die Grenzen Sachsens gesetzt zu haben, warum kann man nicht, aus Pietät, die amerikanischen Anden oder Kordilleren in der sächsischen Schweiz wachsen lassen?
Bretter bedeuten hier nicht die Welt, aber auf die Steine der sächsischen Schweiz haben die faschistischen Kulturschänder eine Visitenkarte fallen lassen, die für ihre, die Nazi-Welt, von Bedeutung ist: sie haben die „Winnetou-Trilogie" in Szene gesetzt! Ganze Horden sächsischer SA- und SS-Leute mit ‚federgeschmückten schwarzen Perücken und braun beschmierten Körpern mimten wilde Indianer und ließen sich, zu Ehren des Schutzheiligen der Nazideutschen Literatur von Hitlers Gnaden, Karl May, von edelmütigen Blaßgesichtern ausrotten. Man muß schon den Worten des in einem tollen Begeisterungstaumel schwelgenden Berichterstatters folgen, um die ganze „Weihe dieser Festspiele" würdigen zu können. In sadistischer Erregung stotternd gibt das „Berliner Tageblatt" ein würziges Prischen aus der Fülle der künstlerischen Ereignisse:

„... in Ohnmacht boxen ... Apachen skalpieren ... eine Marterpfahlszene ... Duelle, Morde, ja, die ganze Schlacht wird getobt!"

Da kann man nur Hitler zitieren, der bei der Eröffnung einer Kunstausstellung im Juli dieses Jahres sich nicht entblödete zu sagen:

„Es hat selten in der Geschichte unseres Volkes eine so reich bewegte Friedenszeit gegeben."

Und damit niemand glaube, die ganze Schlacht sei nur vor Gemeinen und Unteroffizieren „getobt" worden, geben wir die ehrfurchtsvollen Worte des Berichterstatters wieder:

„Reichsstatthalter, Gauleiter, Reichskulturwalter und viele hohe Persönlichkeiten von Staat, Partei und Wehrmacht wohnten der Uraufführung bei."

Darüber, ob Hitler als Old Shatterhand und Goebbels als Winnetou aus purem Idealismus incognito bei der Aufführung mitwirkten, meldet der Berichterstatter nichts.

Die Stimme seines Herrn

Genau anderthalb Monate nach diesem größten „Kulturereignis" Nazideutschlands erschienen in der Deutschen Presse aufsehenerregende Meldungen mit der Überschrift:

„Auch das sudetendeutsche Gebiet bekommt jetzt Karl May-Romantik."

Nachdem die blutdurstreizende Wirkung dieser „Romanik" genügend erprobt war, hat Hitler seinem jungen Mann, dem Turnlehrer Konrad Henlein befohlen, dieses Stimulans auch bei sich anzuwenden.
„Karl-May-Festspiele in der Warnsdorfer Waldoper" war der verheißungsvolle Titel. Hier wurde den jungen Leuten aus den deutschsprachigen Gebieten der Tschechoslowakei den ganzen Sommer durch die Schlacht vorgetobt, vorgemordet, vorgemartert. Um den nötigen Respekt vor diesem ‚Unterricht für Anfänger und Fortgeschrittene' zu sichern, wurde laut und eindringlich verkündet:

„Hier wird das Schauspiel ‚Winnetou' gegeben, und in der reichsdeutschen Originalfassung!"

Den Sudetendeutschen wird es noch grausen vor der „Deutschen Originalfassung".

Kurt Baumann

NAZI-ARGUMENTATION

Der aus Deutschland emigrierte Anthropologe Franz Weidenreich hielt auf dem internationalen Kongreß für Anthropologie und Ethnologie Anfang August in Kopenhagen einen Vortrag über die Klassifikation vorgeschichtlicher Menschenfunde. Nach Heidenreich ist das Menschengeschlecht nicht in einer zeitlich begrenzten Epoche und auch nicht in einem räumlich begrenzten Bezirk entstanden. In Europa, Ostasien und Kleinasien seien Menschenrelikte bereits im Tertiär nachweisbar. Wahrscheinlich habe es vier Zentren für den Ursprung des Menschen gegeben und zwar Ost- und Südafrika für die Neger, Nordchina für die Nordmongolen, die Sundainseln für Australier und Melanesier und schließlich Kleinasien für die Europäer. Diese letzte Feststellung fußt auf den Forschungen von Sir Arthur Keith und McCown, wonach sich der Ursprung der europäischen Rasse in den paläolithischen Höhlen auf dem Berge Karmel befunden habe.
Gegen diese Hypothese, nach der ihre Urahnen aus Palästina stammen sollen, protestierten die zum Kongreß kommandierten

Nazi-Professoren durch demonstratives Verlassen des Saales. Dieses radikale „Argument" gegen eine wissenschaftliche These wurde von den übrigen Kongreßteilnehmern mit schallendem Gelächter quittiert.

A. B.

KOPFRECHNEN SCHWACH

Im Zuge ihrer Bemühungen, das deutsche Volk den Orang-Utangs gleichzuschalten, haben die Nazis in zahlreichen deutschen Schulen Plakate ausgehängt, deren Text kurz und bündig lautet:

„Wissen ist Blech, Charakter ist Gold."

Verfasser dieses Abschaums ist der verstorbene Hans Schemm, Busenfreund Hitlers, der im Auftrage seines Meisters die „Schul-Reorganisation" durchzuführen hatte. Nazilogik in Reinkultur.

Nichts Verwunderliches. Wer am wenigsten weiß, denkt am wenigsten. Wer am wenigsten denkt, mordet am besten. Wer am besten mordet, ist ein goldener Charakter.

Ausgehend von der Annahme, daß dieser Verdummungsprozeß schon weit genug vorgeschritten sei, leisten sie sich Gaunerstückchen, deren Primitivität von jedem normalen Quintaner durchschaut werden kann.

So hatte Goebbels auf der Reichstheaterwoche in Wien mit der Geste eines rührenden Kunst- und Menschenfreundes erklärt, daß er innerhalb eines Jahres die Herkulesaufgabe lösen wolle, die deutschen Schauspieler von materiellen Sorgen zu befreien, indem er jedem zwei Tage bezahlten Urlaub für jeden Anstellungsmonat in Aussicht stellte.

Auf den ersten Blick sieht das aus wie ein Geschäft zwischen Partnern: du verzapfst auf der Bühne unseren Mist, und wir geben dir dafür ein materielles Äquivalent. Da bis heute alle Versuche fehlgeschlagen waren, die deutschen Schauspieler, mit Ausnahme einer Schicht skrupelloser Konjunkturritter vom Schlage der George, Gründgens und Klöpfer, zu Reklame-Nazis zu machen, wäre dem Goebbels eine solche Rechnung schon zuzutrauen. Mit lautem Pathos führt er aus, daß von 165 Theatern schon 96 mit ihren Mitgliedern ganzjährige Verträge abgeschlossen hätten.

Das sollte heißen, daß an fast 59 Prozent der deutschen Bühnen schon die gröbste materielle Not gelindert sei, und so werde es weitergehen: an den übrigen 41 Prozent könne es dann auch nicht fehlen. Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute. Auf diesen plumpen Schwindel könnte man hereinfallen, wenn man im Kopfrechnen schon so schwach wäre, wie es Herr Goebbels scheinbar voraussetzt.

Das „Berliner Tageblatt" brachte am 22. Juni 1938 eine ausführliche Theaterstatistik, in der schwarz auf weiß zu lesen ist, daß es in Deutschland 267 feste Theater und außerdem 173 Wander- und Gastspielbühnen gibt. Das macht nach Adam Riese nicht 165, wie Herr Goebbels bescheiden angibt, sondern 440 Unternehmungen, an denen Schauspieler angestellt sind. Da aber nicht anzunehmen ist, daß Goebbels die Bescheidenheit so weit treiben wird, daß er die Zahl der Theater mit ganzjährigen Verträgen untertreibt, so verringert sich ihre Zahl, wiederum nach Adam Riese, von fast 59 Prozent auf nicht ganz 22 Prozent. Da die Theaterstatistik mitteilt, daß an den Bühnen 30 390 Schauspieler angestellt sind, so hätten demnach rund 22 Prozent also 6 685 Menschen, das Glück, innerhalb eines Jahres von Goebbels mit 24 Tagen beschenkt zu werden, an denen sie nicht zu arbeiten brauchen und doch Gage beziehen. Der Witz besteht nun bloß darin, daß *vor* Hitler eben diese ganzjährig engagierten Schauspieler im Durchschnitt anderthalb bis zwei Monate bezahlten Urlaub hatten! Sie werden also dem Goebbels für den freundlichen Abzug sicher sehr dankbar sein.

Und was ist mit den übrigen 23 705 Künstlern? Sie haben im Durchschnitt Achtmonatsverträge. Sie können während der Saison keine Ersparnisse machen und müssen 4 Monate im Jahr buchstäblich hungern. Ihnen verspricht Goebbels 16 Urlaubstage und läßt sie in den restlichen dreieinhalb Monaten an den Fingern saugen. Da aber grade diese große Mehrzahl der Schauspieler, bei der ungeheuren Fluktuation, fast jährlich das Theater wechseln muß und ohne Vorschuß ihre Umzugskosten nicht bestreiten kann, überdies an den Engagement beschaffenden Bühnennachweis Prozente zu zahlen sind, so verschwindet das Goebbelssche „Geschenk" automatisch wieder in den Staats- und städtischen Kassen.

Dabei würde ein Federstrich dieses selben Goebbels genügen, um innerhalb eines Tages 90 Prozent aller Schauspieler durch ganzjährige Verträge und angemessenen Urlaub materiell zu sichern, denn das Pri-

vatkapital, in dessen Auftrag die Faschisten das Volk terrorisieren, hat sich immer mehr aus dem Verlustgeschäft „Nazitheater" zurückgezogen, so daß, wie die Theaterstatistik meldet, wohl oder übel 90 Prozent aller Schauspieler an staatlichen oder städtischen Bühnen angestellt sind. Über das Wohl und Wehe dieser Theater verfügt also die Naziregierung nach eigenem Ermessen. Aber die Bauernfänger verfügen nicht das Wohl, sondern das Wehe der deutschen Schauspieler und spekulieren dabei auf schlechte Kopfrechner mit „goldenem Charakter". *Rudolf Müller*

GULLIVER ÜBER DIE URSACHEN DER KRIEGE

Es sind jetzt hundertfünfzig Jahre vergangen, seitdem die erste deutsche Übersetzung von Jonathan Swifts „Gullivers Reisen" erschienen ist. (1788) Herder, Goethe und Lichtenberg hatten damals die Übersetzung, die von Risbeck stammt, begeistert begrüßt und in dieser vernichtenden Satire über das Menschengeschlecht das schmerzerfüllte Herz und die edle Absicht des großen Dichters erkannt.

Swifts Buch, das wie Cervantes' „Don Quijote", Defoes „Robinson" und Beecher-Stowes „Onkel Toms Hütte" zu einem der beliebtesten Kinderbücher der Weltliteratur wurde, ist wie diese voller scharfer Angriffe auf die sozialen Mißstände der Zeit. Es sei hier eine Stelle wiedergegeben, die an politischer Aktualität bis heute nichts verloren hat. Sie ist dem vierten Teil des „Gulliver" entnommen, der in den Kinderausgaben nicht enthalten ist. Swift zeichnet hier eine grausige Utopie des Negativen, ein geniales Gegenstück zu der hoffnungserfüllten „Utopia" seines Landsmanns Thomas Morus. Gulliver wird in das Land der „Yähus" verschlagen, einer vertierten Menschenart, der durch Zufall ein Rest Vernunft geblieben ist, die sie nur dazu gebraucht, ihre Verderbtheit zu vergrößern. Tückisch und lügenhaft von Natur, sind die „Yähus" in Massen und Schwachen gegenüber stets angriffslustig und zum Rauben und Morden bereit; bei kraftvollem Widerstand jedoch verkriechen sie sich unter großem Geschrei in ihre Löcher, einen abscheulichen Gestank hinter sich lassend. Zum Führer wählen sie den häßlichsten und boshaftesten ihrer Art, der wiederum diejenigen zu seinen Günstlingen macht, die ihm am ähnlichsten sind und seinen Befehlen blind gehorchen.

Das sittliche Ideal verlegt Swift in ein edles Pferd, dem Gulliver über die Zustände in Europa berichtet, wo es ähnlich zugeht wie im Lande der „Yähus":

„Mein Herr fragte mich, welche Beweggründe die Kriege, von denen ich ihm erzählte, gewöhnlich bewirken. Ich erwiderte, die Ursachen seien unzählig; ich würde nur einige der hauptsächlichsten erwähnen. Bisweilen würden Kriege durch Fürsten bewirkt, welche niemals glaubten, daß sie Land und Leute genug zu beherrschen hätten; bisweilen auch durch die Verderbnis der Minister, welche ihren Herrn in einen Krieg verwickelten, um das Geschrei der Untertanen über eine schlechte Regierung zu ersticken, oder derselben eine andere Richtung zu geben. Verschiedenheit der Meinungen haben mehrere Millionen Leben gekostet; ob Fleisch Brot oder Brot Fleisch sei; ob der Saft einer gewissen Beere aus Blut oder Wein bestehe; ob man das Pfeifen als Laster oder Tugend annehmen müsse; ob es besser sei ein Stück Holz zu küssen, oder es ins Feuer zu werfen; wie man sich am besten bekleiden müsse, schwarz, weiß, rot oder grau. Auch seien keine Kriege so wütend und blutig und dauerten so lange, wie diejenigen, welche durch Verschiedenheit der Anschauungen erregt würden.

Bisweilen entstehe der Zank zwischen zwei Fürsten, um zu entscheiden, welcher von ihnen einen dritten außer Besitz seiner Länder setzen sollte, wo jedoch keiner auf ein Recht Anspruch machen dürfe. Bisweilen zanke sich der eine Fürst mit dem andern aus Besorgnis, dieser werde Zank mit ihm anfangen; bisweilen, weil er zu schwach ist. Oder unsere Nachbarn wollen etwas haben, was wir besitzen. Es ist eine leicht zu rechtfertigende Ursache des Krieges, ein Land anzugreifen, wenn das Volk durch Hungersnot und Krankheiten geschwächt und durch bürgerlichen Parteienkampf verwirrt ist. Es ist leicht zu rechtfertigen, wenn wir unserm Nachbarn den Krieg erklären, sobald eine seiner Städte sich für uns eignet, oder wenn ein Landstrich eine solche Lage hat, daß er unsere Besitztümer abrundet und zusammenhängend macht. Wenn ein Fürst seine Streitkräfte einer Nation sendet, wo das

Volk arm und unwissend ist, so darf er mit Recht die eine Hälfte töten und die andere zu Sklaven machen, um sie zu zivilisieren und sie von ihrer barbarischen Lebensweise abzubringen. Es ist ferner, im Fall ein Fürst die Hilfe eines anderen nachsucht, um sich vor fremdem Angriff zu retten, ein königliches, ehrenvolles und häufiges Verfahren, daß der Bundesgenosse, wenn er den angreifenden Feind vertrieben hat, das Land für sich selbst in Besitz nimmt und den ‚Erretteten' tötet, verhaftet oder verbannt...

Weiter gab ich eine Beschreibung von Kanonen, Feldschlangen, Musketen, Karabinern, Kugeln, Pistolen, Pulvern, Degen, Schlachten, Belagerungen, Rückzügen, Angriffen, Minen, Kontreminen, Bombardements, Seegefechten, Schiffen mit tausend Mann, die untergingen, zwanzigtausend Mann, die auf beiden Seiten fielen, dem Wimmern der Sterbenden, Gliedern, die in der Luft herumflogen; von Rauch, Lärm, Verwirrung, wie Menschen durch Pferdehufe zertreten werden, von Flucht und Verfolgung, wie die Felder alsdann mit Leichen besät sind, die als Futter für Wölfe, Hunde und Raubvögel liegenblieben, vom Plündern, Berauben, Notzüchten, Verbrennen und Zerstören.

Ich wollte noch mehr Einzelheiten hinzufügen, als mir mein Herr zu schweigen befahl...." *A.*

SOWJETISCHE VERLEGERSORGEN

Man ist, mag man auch schon einige Jahre in der Sowjetunion leben, doch immer wieder aufs neue erstaunt über die radikale Umwertung von Begriffen, an die man wie an etwas Feststehendes gewöhnt war. Subskription — bei welchem in kapitalistischer Umgebung großgewordenen Menschen ist dieser Begriff nicht verbunden mit der Vorstellung von schlecht anbringbaren, meist langweiligen Büchern? Subskription — man denkt unwillkürlich an einen Reklamefeldzug, an überschwenglich empfehlende Werbeschriften und reißerische Prospekte. Und man sieht gar im Geiste den Autor mit den Einzeichnungslisten hausieren gehen, damit er den vorsichtigen Verleger durch Sicherstellung der Druckkosten zur Veröffentlichung bewegen könne...

Auch hier in der Sowjetunion gibt es Bücher, die auf dem Wege der Subskription verkauft werden. So vor kurzem eine Neuauflage Homers.

Ist Homer ein „gangbarer" Autor im Lande der Arbeiter und Bauern? Diese Frage stand vor der Leitung des „Staatsverlags für schöne Literatur" in Moskau. Selbstverständlich muß auch sie sich eine solche Frage stellen, wenn auch aus ganz andern Gründen als der kapitalistische Verleger. So darf zum Beispiel bei dem unvorstellbaren Kultur- und Lesehunger im Lande und trotz der gewaltigen Papierproduktion kein Bogen Druckpapier verschwendet werden.

Man setzte die Auflage dennoch auf 5000 Exemplare fest; das Ergebnis der Einzeichnungslisten sollte erweisen, ob man nicht zu hoch gegriffen habe. Die „Reklame" bestand in einigen Rundschreiben an die Leiter der Bibliotheken, Lesehallen und Buchgeschäfte. Konnte das tatsächlich 5000 Menschen veranlassen, sich schriftlich zum Bezug des nicht ganz billigen Werks eines alten Griechen zu verpflichten, der noch dazu in ungewöhnlichen Versen schrieb? Konnte das genügen?

Es hat „genügt". Kapitalistische Verleger, denen diese Zeilen zu Gesicht kommen, tun gut, hier nicht weiter zu lesen, denn Neid ist kein schönes Gefühl. Und wie anders als neidisch könnten sie das Ergebnis dieser sowjetischen Subskription lesen: schon die ersten Einzeichnungen überstiegen 200 000. *F. E.*

DRUCKFEHLER-BERICHTIGUNG

In unserer Nr. 10 ist in der „Anmerkung für den Leser" auf Seite 128 folgende (5.) Zeile ausgefallen: „... fast durchwegs ungezeichneten Artikel des ‚Berliner Tageblatt'..."

Zuschriften sind zu richten:

direkt an die Redaktion „Das Wort", Moskau, Strastnoi Blvd. 11 oder an die Association Internationale des Ecrivains pour la défense de la Culture 29, Rue d'Anjou, Paris 8e, pour „Das Wort".

AUGUST 1938

KULTURKRITIK:

Ulrich Eyser. Phaenomenologie. MuW II. 1.
Thomas Mann. Zum neuen Jahrgang. MuW II. 1
Ludwig Marcuse. Ein Neu-Humanist (March). NW 32
Hermann Steinhausen. Die Umformung des Menschen durch Propaganda. MuW. 1.
Hermann Steinhausen. Möglichkeiten eines neuen Humanismus (über March) NZtg. 7.8.
Arnold Zweig. Hitler und Antihitler. PT 4., 12., 14., 26.8.

GESCHICHTE UND ERBE:

Über August Bebel (anläßlich des 25. Todestags): W. V. Bebel-Erinnerungen. DIZ Nr. 34. Maria Arnold. An Bebels Grab in Zürich. DVZ 21.8.; Wilhelm Pieck. Bebel. DZZ 12.8.; Smeral in RF 13.8.; W. Victor. Julie Bebel NZTg. 21.8.; Carl Misch. August Bebel und Eugen Richter. PT 14.8.; Wilhelm Pieck. Bebel und der Krieg. DVZ 14., 21.8.; G. Forster. August Bebel und die deutsch-französische Frage. DVZ 7.8.
Über Adalbert Chamisso. C. M. in PT 20.8.; K. Alexander in DVZ 14.8.; Karl Kreisler in DW 8; Franz Leschnitzer in IL. 8; W.V. in NZtg. 20.8.
Walter Benjamin. Krisenjahre der Frühromantik. MuW 1.
Bruno Frei. Staatsfeind Schiller NW 31
G. Forster. Scharnhorst und die Ideen von 1789. DI 5/6
Georges Lamy. Alexander Petöfi. IL 8
Golo Mann. Geutz und die französische Revolution. MuW II.1.
Johannes Urzidel. Goethes persönliche Verbindungen mit Tschechen. NZtg. 14.8.
G. F. Der Turnvater Jahn. DVZ 21.8.
St. f. Bei Hutten zu Besuch. PT 21.8.
K. O. Ernst Moritz Arndt. DW 8

THEATER UND FILM:

Über. K. Stanislawski. J. R. Becher und Julius Hay in DZZ 9.8.; Alfred Kerr in PT 21.8.; Berthold Viertel in NW 33; K in DVZ 14.8.;
Über „Deutsches Theater" in Paris. PT 10., 13.8. (R. Br.); G. F. in DVZ 21.8.; N Ztg. 15.8.
Rudolf Müller. „Professor Mamlock", DZZ 11.8.
Maxim Vallentin. „Regie" und Regie. DZZ 6.8.
Friedrich Wolf. Film im Westen. IL 8
B. R. Regisseur Viertel. NW 32

LITERATURKRITIK:

Über Johannes R. Becher. Der Glücksucher und die sieben Lasten. RF 27.8. (Paul Reimann); PrPr 18.8.; NZtg. 21.8.
Über Alfred Döblin. Der blaue Tiger. MuW II 1. (F. Lion)
Über Paul Hindemith. Unterweisung im Tonsatz. MuW II. 1. (Carl Einstein)
Über Rudolf Leonhard. Spanische Gedichte und Tagebuchblätter. PT 27.8.
Über Alfred Kantorowicz. Bataillon Tschapajew. NZtg 21.8.
Über Heinrich Mann. Die Jugend des Königs Henri Quatre. DW 8 (Georg Lukacs)
Über Peter Meinhardt. Der Schmuggler Plivio, PT 27.8.
Über Alfred Neumann. Die Goldquelle. Boh 21.8. (L.W.)
Über Robert Neumann. Eine Frau hat geschrieen. PT 20.8. (Manfred Georg)
Über Erich M. Remarque. Kameraden. Les Nouvelles litteraires. 27.8. Boh. 21.8. (L.W.)
Über Hans Sahl. Jemand. NZtg. 21.8.
Über Upton Sinclair. Autokönig Ford. NW 35
Über Wilhelm Uhde. Von Bismarck bis Picasso. MuW II 1 (Fred Neumeyer)

Über Arnold Zweig. Versunkene Tage. PrT 14.8.
Über IL 8. DZtg. 29.8.
Über Alfred Döblin (zum 60. Geburtstag). Ludwig Marcuse in PT 14.8.; K.K. in DVZ 21.8.; in PrPr 10.8.; Julius Hay in DZZ 11.8.
E. Beck. Frederico Garcia Lorca. PT 20.8.
Bela Balacs. Erinnerung an Ossietzky. DW 8
Robert Breuer. Kafkas Tagebücher und Briefe. PT 6.8.
Rudolf Fuchs. Otokar Fischer. IL 8
Robert Hammer. Ein Literaturabend in „Rot Front". IL 8
Rudolf Leonhard. Gabriele d'Annunzio. DW 8
Kurt Kersten. Solidarität und Zusammenschluß (über Thomas Mann) DVZ 28.8.
— 30 Jahre SDS. DVZ 14.8.; Eine deutsche Kulturwoche des SDS. PT 28.8.
K. S. Die Lieder der XI. (Busch) DVZ 7.8.

KUNST:

Alfred Durus. Louis Corinth. DZZ 3.8.; ders. Spanische Plakate IL 8
S. Fedulkin. Kunst und Künstler in der Republik der Wolgadeutschen. DZZ 14.8.
Werner Ilberg. Die Gefahr des „zu Schönen". (Ernest Neuschul) DW 8
Paul Westheim. Carot. PT 25.8.; ders. Erinnerungen an Emil Orlik. PrPr. 14.8.; ders. E. L. Kirchner. PT 18.8.; ders. über Ausstellung „Entartete Kunst" in London. NW 33. (Über die londoner Ausstellung vgl. auch Volksrecht (Zürich) 20.8.)
V. Popow. Delacroix. DZZ 14.8.

DAS DRITTE REICH:

Bruno Frei. Les intellectuels du IIIe Reich. Clarté Nr. 24.
Fritz Brügel. Artgemäße Literaturgeschichte. DW 8
Franz Leschnitzer. Kriegsvorbereitung in den faschistischen Schulen. DZZ 2.8.
Karl Obermann, „Mannschaft Kriegsdichter". DI 5/6; ders. Literaturvernichtung — Vernichtungsliteratur. DW 8
Paul Westheim. „Wehe der Kunst, die kein Mensch kritisiert". DW 8; ders. „Hoffmann, knipsen Sie". NW 31.
Ludwig Ullmann. Der verschwundene österreichische Sommer. PT 21.8.
Herwarth Walden. Glossen in IL 8
Dr. B. S. Studentenschwund im III. Reich. NZtg. 17.8.
K. O. Die „Mannschaft Kriegsdichter". PT 13.8.
— „Wilhelm Tell" gedämpft. PT 6.8.
— Goebbels' Rundfunksorgen. DVZ 14.8.
— Die deutsche Sprache auf dem Kriegspfad. NZtg. 15.8.
— Intellektuelle in Deutschland (Lehrer und Techniker) DVZ 28.8. Glossenteil in DW 8. (u. a. Herwarth Walden)
Willi Bredel. Tortosa. NW 33

VERSCHIEDENES:

Erika und Klaus Mann. Berichte über Spanien in PT 2., 4., 10., 18.8.
Paul Walter. Křenek. NW 31.
Paul Westheim. Das wahre Deutschland stellt aus. PT 7.8.; vgl. auch Rudolf Leonhard. DVZ 14.8.
Frans Masereel. Eine Ansprache an die Deutschen. DVZ 7.8.
Spanien- und Chinasondernummer der DVZ. Nr. 32 mit Beiträgen von Gustav Regler, Alfred Kantorowicz, Kurt Stern, Ilja Ehrenburg, Max Hodann, Kurt Kersten.
Literaturberichte über Tschechoslowakei, USA, Frankreich, Palästina. DW 8.

ABKÜRZUNGEN:

DI — Die Internationale. DVZ — Deutsche Volkszeitung; DVI — Deutsche Volksillustrierte; DZZ — Deutsche Zentralzeitung; DZ — Deutsche Zeitung; NZtg — Nationalzeitung (Basel); MuW — Maß und Wert (II. Jahrgang); PT—Pariser Tageszeitung; PrPr — Prager Presse; PrT — Prager Tagblatt; RF — Rote Fahne; NW — Neue Weltbühne; DW — Das Wort; IL — Internationale Literatur; Boh — Bohemia.

AUSLIEFERUNGSSTELLEN DER ZEITSCHRIFT „DAS WORT"

Meshdunarodnaja Kniga, Moskau, Kusnetzky Most 18, (Bankkonto Nr. 263. Staatsbank der UdSSR, Moskau, Neglinnaja 12)

AUSTRALIEN — Modern Publishers Pty. Ltd., 124 Oxford Street, Sidney.
BELGIEN — Office Belge Littéraire et Artistique „OBLA", 6/8/10, rue Duquesnoy, Bruxelles.
Č. S. R. — Slavica-slovanské odd. Knihkup Melantrich, a.s., Praha II, Václavské nám. (Účet. pošt. spoř. 20.208.4)
DÄNEMARK — S. U. V's Boghandel Frederiksborggade 42¹, Kopenhagen K.
ENGLAND — W. H. Smith & Son, Ltd. Strand House, Portugal St. London W. C. 2. — Collet's Foreign Department, 31, Gerrard St., London W. 1
FRANKREICH — Messageries Hachette. Service des Abonnements. 111, rue Réaumur, Paris 2e.
HOLLAND — Boekhandel en Uitgeverij „Nieuwe Cultuur", (Afd. Tijdschriften-Import) Valeriusstraat 76 bv. Amsterdam.
LETTLAND — Valters & Rapa. Teatra iela, 11, Riga (Rasta tek, rek. Nr. 675)
LITAUEN — „Mokslas" Knygynas, Laisves aleija, 46, Kaunas.
NORD- U. SÜDAMERIKA — Bookniga Corporation 255 Fifth Avenue, New York U.S.A. — Bookniga Agency, 59 Congress Street. Chicago, III. U.S.A.
NORWEGEN — Johan Grundt Tanum, Tidligere Aschehougs Boghandel, Karl Johans gt. 43, Oslo.
PALÄSTINA — Safran Co. Jaffa Rd. 36. P. O. B. 223, Haifa.
SCHWEDEN — C. E. Fritze's Kgl. Hofbuchhandlung, Fredsgatan 2, Stockholm.
SCHWEIZ — Buchhandlung Stauffacher (Genossenschaft) Hauptpostfach 43, Zürich.
SPANIEN — „Distribuidora de Publicaciones". Diputación 260. Barcelona.
TÜRKEI — Librairie Hachette Succursale de Turquie 469, Avenue de l'Indépendance, Boîte postale Pera 2219, Istanbul.
UdSSR — Meshdunarodnaja Kniga, Moskau 6, Strastnoi Blvd. 11 oder Verlagsvertreter an Ort und Stelle. Außerdem werden die Bestellungen von jedem Postamt entgegengenommen oder von den Abteilungen des Sojuspetschat.

DAS WORT

erscheint Anfang jeden Monats. Umfang jeder Nummer 160 Textseiten

Bezugspreise	3 Monate:	6 Monate:	12 Monate	Einzelheft:
Belgien . . . b. Frs.	12.—	20.—	40.—	4.—
Č. S. R. . . . . Kč	12.50	25.—	50.—	5.—
Dänemark . . d. Kr.	2.50	5.—	10.—	0.90
England . . . . . £	0.3.0	0.6.0	0.12.0	0.1.0
Frankreich . . fr. Frs.	11.25	22.50	45.—	4.50
Holland . . . . hfl.	0.75	1.50	3.—	0.25
Lettland . . . . Lat	3.—	6.—	12.—	1.—
Litauen . . . . Lit	4.—	8.—	16.—	1.50
U. S. A. . . . . $	0.75	1.50	3.—	0.30
Norwegen . . n. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Schweden . schw. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Schweiz . . schw. Fr.	2.25	4.50	9.—	0.90
Spanien . . . . Peso	5.50	11.—	22.—	2.—
Türkei . . . . Lira	0.75	1.50	3.—	0.30
UdSSR . . . Rbl.	3.75	7.50	15.—	1.50

In den nicht aufgeführten Ländern erfolgt die Lieferung zu den Preisen der USA.

Druck: 7. Druckerei, Moskau — B-47716